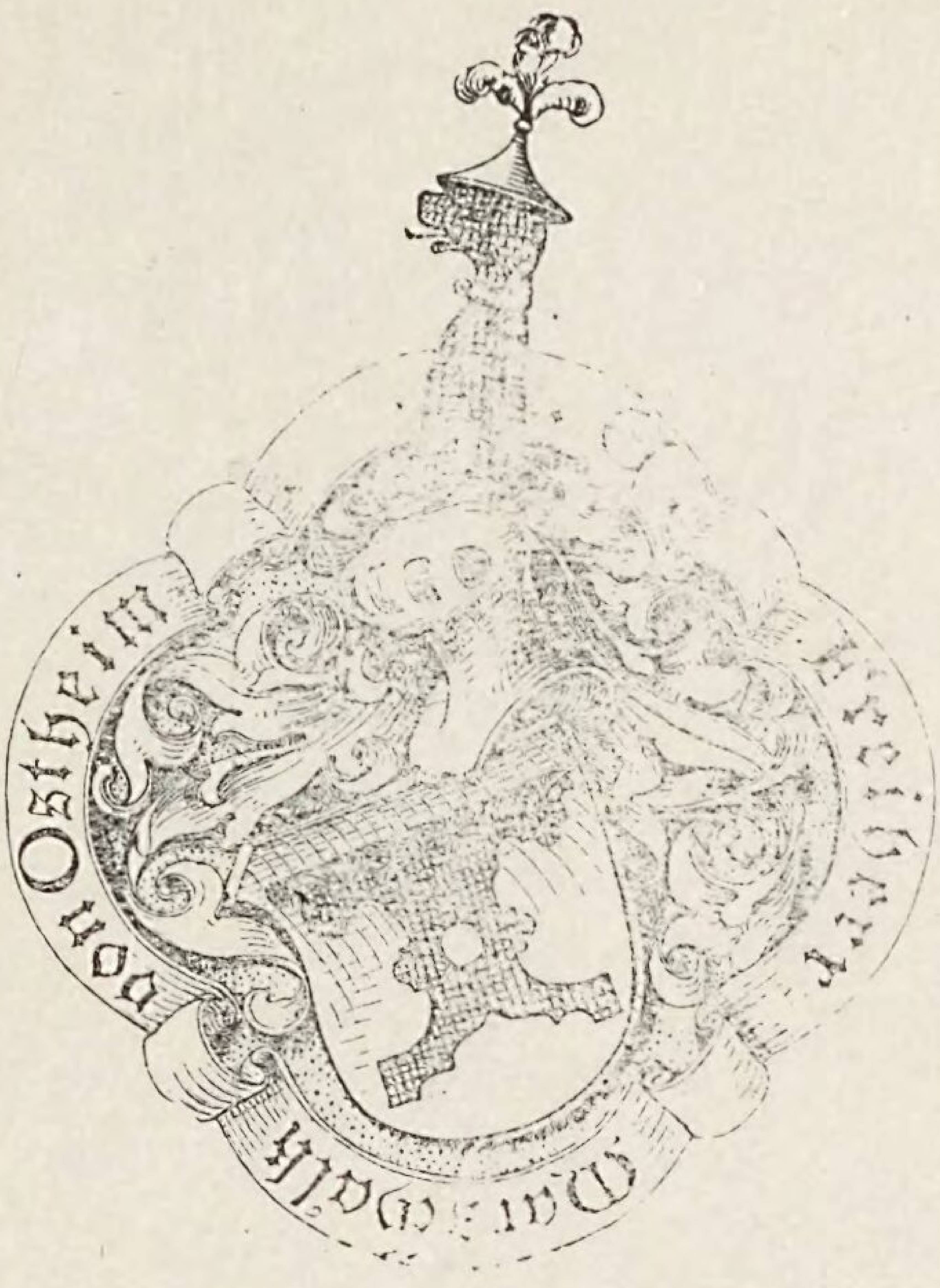
Streckfuß, Adolf,

Die Demokraten politischer Roman in Bildern aus dem Sommer 1848

Berlin 1851


Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Die Demokraten.

Politischer Roman

in Bildern aus dem Sommer 1848,

von

Adolph Streckfuß.

Zweite Auflage. (Volks-Ausgabe.)

Berlin, 1851.

Verlag von F. W. Nelte.

Druck von W. Pormetter in Berlin, Kommandantenstr. 7.

Vorrede.

Nur zögernd überreiche ich Dir das vorliegende Werk, mein Leser, denn ich weiß, daß es Feinde, viele, vielleicht erbitterte Feinde finden wird. Man wird mich schelten, daß ich schonungslos mit Spott und Tadel gegen die Schwächen meiner eigenen Partei vorgeschritten bin, daß ich niemals versucht habe, dieselben zu verhüllen; aber ich konnte nicht anders, es war gerade meine Absicht, in dem vorliegenden kleinen Werkchen nachzuweisen, wie die demokratische Partei im Sommer des Jahres 1848 besiegt worden ist, trotz der Reinheit und Herrlichkeit der demokratischen Ideen, trotzdem, daß die große Majorität des Volkes sich der Lehre der Demokratie mit glühendem Herzen angeschlossen hatte, besiegt worden ist, wegen der Schwäche und Untüchtigkeit Derjenigen, welche an der Spitze der Partei standen, besiegt worden ist, durch die Hinterlist und Gewissenlosigkeit, mit welcher die Reaction sich aller der Fehler, welche von den Führern der Demokratie begangen wurden, sofort bemächtigte und dieselben ausbeutete zur eigenen Herrschaft.

Ich konnte der Partei nicht schmeicheln, der ich angehöre, ich konnte nicht mit rosigen aber falschen Farben die Ereignisse malen, deren Zeuge ich meistentheils war; nur durch das Bewußtsein der eigenen Fehler gelangen wir dahin, darauf zu sinnen, wie wir uns bessern sollen, nicht aber durch die Selbsttäuschung, als wären wir fehlerfrei, makellos.

Ich übergebe dem Leser im Gewande des Romans eine Reihe von Bildern aus dem Sommer des Jahres 1848. So mancher meiner Leser, welcher diesen Sommer in Berlin mit durchlebt hat, wird bei den einzelnen handelnden Personen erinnert werden an Männer, die er gekannt hat, er wird bei der Schilderung dieser Ereignisse zurückdenken an Scenen, welche er selbst mit durchlebte, denn der Dichtung konnte kein großer Spielraum in diesem Werkchen gelassen werden, da die Wirklichkeit einen so unendlich reichen Schatz an interessanten Erscheinungen darbot; wo Wahrheit, wo Dichtung, das überlasse ich gern dem Urtheile des Lesers, er wird es leicht finden, wo ich Gebrauch machte von der Freiheit des Romanschreibers und wo ich getreu der Natur nacherzählte.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Wie Meister Neumann einen geheimnißvollen Miether erhält.

In der Burgstraße liegt ein altes Haus, in welchem sich eine große Anzahl Wohnungen für die sogenannten kleinen Miether befindet, weil ein ungeheures Hinterhaus sich weit in den großen Hof hinein erstreckt.

Auch das Vorderhaus enthält viele Quartiere, welche meistens Kaufleute und andere Geschäftsmänner inne haben, die, um in der Nähe der Königsstadt zu sein, es sich gefallen lassen müssen, gegen theures Geld eine schlechte kleine Wohnung zu beziehen.

In einem so stark bewohnten Hause konnte es nicht auffallen, daß sich im Frühjahr 1848 zwei junge Leute bei dem Buchbinder zwei Treppen hoch einfanden und von diesem zwei Zimmer mietheten, deren Fenster nach dem Wasser hinausgingen. Die beiden Zimmer lagen vollständig isolirt, sie hatten einen eigenen Eingang und paßten daher sehr wohl für zwei einzelne junge Leute, welche nicht gern beobachtet werden wollen, und denen oft besonders daran liegt, Besuche empfangen zu können, ohne daß dies im Hause bemerkt wird.

Bisher waren beide Zimmer gewöhnlich an Kaufleute aus der Königsstraße vermiethet gewesen, diesem Stande gehörten aber die jetzigen Miether sicherlich nicht an, dies sah Meister Neumann, der Vermiether, beim ersten Anblick.

Die beiden jungen Leute waren eines Nachmittags in die Buchbinderwerkstatt getreten und hatten nach dem Meister gefragt.

Herr Neumann war dienstfertigst aufgesprungen, um sich zu präsentiren, und als er hörte, daß die beiden Herren die zu vermiethenden Zimmer sehen wollten, hatte er selbst sie in dieselben geführt.

Die Fremden hatten mit scharfen Augen die Zimmer gemustert, besonders der Eine derselben, ein junger, höchst elegant gekleideter Mann, dessen eben sprossendes Schnurrbärtchen zeigte, daß er kaum sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt habe, sah sich überall in den beiden Zimmern mit forschenden Blicken um. —

„Die Möbeln sind vortrefflich erhalten, mein Herr, Sie werden kaum wieder zwei so schön möblirte Zimmer treffen," sagte Meister Neumann, mit Stolz auf seine allerdings recht eleganten und gut erhaltenen Mahagonymöbeln zeigend.

„Das ist mir gleichgültig," entgegnete der Fremde kurz und barsch. Er ging mehrere Male im Zimmer auf und nieder und machte dabei allerlei sonderbare Manöver, so klopfte er z. B. mit dem Knöchel des Zeigefingers mehrfach an verschiedene Stellen der Wände, als ob er aus dem mehr oder weniger hohlen Ton die Dicke derselben erkennen wollte. Er schien durch diese Versuche ziemlich zufrieden gestellt, denn der Ton sagte ihm, daß die Wände von einer Dicke seien, wie man sie jetzt in Berlin nur noch in sehr alten Häusern findet.

„Wer wohnt neben diesem Zimmer?" — fragte der junge Fremde, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte, welche, wie es schien, sehr zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war.

„Auf der linken Seite Niemand," entgegnete Meister Neumann, „die stößt an das Nachbarhaus; rechter Hand ist das Nebenzimmer mein eigenes Wohnzimmer."

„Erlauben Sie, daß wir dasselbe sehen dürfen?"

Meister Neumann war etwas erstaunt über dies Verlangen; aber er war viel zu höflich, um es abzuschlagen.

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte er mit einer Verbeugung. „Bitte, wollen Sie mir folgen?" —

„Ich nicht, mein Begleiter. — Gehen Sie mit dem Herrn, Friedrich;" antwortete der junge Mann kurz und setzte seinen Spaziergang im Zimmer auf und nieder fort. Er begann, als Meister Neumann mit seinem Begleiter das Zimmer verlassen hatte, sogleich mit lauter und vernehmlicher Stimme das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben," zu singen und hörte erst auf, als nach Verlauf einiger Minuten Meister Neumann mit dem andern Fremden zurückkehrte.

„Nun?" — fragte der Zurückgebliebene kurz und befehlend.

„Kein Ton, weder drüben noch auf dem Flur," — entgegnete der andere Fremde leise.

„Sie haben sich vollkommen überzeugt?" —

„Vollkommen, Herr Baron!" —

„Dann werde ich die Zimmer miethen. Was fordern Sie an Miethe, Herr Neumann?"

„Funfzehn Thaler, monatlich, dächte ich, würden nicht zu viel sein;" antwortete Meister Neumann, zögernd die unverschämte Forderung vorbringend.

„Gewiß nicht. Sie sollen zwanzig Thaler monatlich bekommen; aber ich mache mir einige Bedingungen."

„Zwanzig Thaler!" —

„Ja; aber wie gesagt, nur unter Bedingungen kann ich das Quartier überhaupt gebrauchen."

„Ich werde mich gewiß bemühen, den Herrn Baron zufrieden zu stellen."

„Wir werden sehen. Zuvörderst dürfen Sie keine Anzeige bei der Polizei machen, daß sie die Zimmer vermiethet haben." —

„Aber, Herr Baron, ich würde dadurch straffällig werden." —

„Nein, denn ich werde hier nicht schlafen, sondern nur einige Stunden hier zubringen, theils um zu arbeiten, theils um Besuche zu empfangen. Wollen Sie auf meinen Wunsch eingehen?" —

„Wenn der Herr Baron es befehlen."

„Zweitens werden Sie sich um nichts, um gar nichts kümmern, was hier in diesen Zimmern vorgeht. Sie werden diesem Mann hier, der täglich die Zimmer lüften und reinigen wird, sofort Meldung machen, sobald etwa in der Nachbarschaft ein Gerede über Ihren Miether entsteht, Sie selber aber werden vollkommen reinen Mund gegen Jedermann davon halten, daß Ihr Quartier vermiethet ist. — Wollen Sie das?" —

„Aber, Herr Baron," — entgegnete Meister Neumann, der sich eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte, schüchtern, — „ich muß gestehen, dies Alles kommt mir so geheimnißvoll vor, daß ich wirklich nicht weiß, ob ich mit gutem Gewissen darauf eingehen kann." —

„Das müssen Sie freilich selbst am besten beurtheilen können." —

„Wenn mir der Herr Baron wenigstens Ihren Namen nennen wollten, oder wenn Sie mir sagten, weshalb ich das Alles thun soll," — fuhr Meister Neumann neugierig, aber mit sehr unterthänigem, schüchternem Tone fort. —

„Mein Name thut gar nichts zur Sache," — erwiderte der Baron sehr stolz und absprechend, — „auch kann es Sie nicht im Geringsten interessiren, aus welchem Grunde ich nicht erkannt zu sein wünsche. Begnügen Sie sich ganz einfach damit, daß Sie hier die Miethe auf drei Monate im Voraus empfangen, im Uebrigen aber bekümmern Sie sich um nichts." —

Der Baron zählte mit diesen Worten zwölf schöne Fünfthalerscheine auf den Mahagonytisch und fuhr fort. —

„Nun, Herr Neumann, wollen Sie mir das Versprechen geben, nach meinem Wunsche zu verfahren? — Ich glaube kaum, daß Sie bald einen bessern Miether bekommen werden."

Meister Neumann schwankte; aber die zwölf Fünfthalerscheine waren doch gar zu lockend und besonders in einer Zeit, wo alle Geschäfte stockten, wo sechszig Thaler baar ein kleines Vermögen ausmachten. Er konnte nicht widerstehen. Einen

solchen Miether, und gleich auf drei Monate, fand er sicherlich nicht wieder. Nach kurzem Zögern ging er daher auf Alles ein, was der Baron verlangte, gab das Versprechen, die Wünsche seines Miethers auf's Pünktlichste zu erfüllen und der Handel war abgemacht.

Der Baron entfernte sich mit dem Diener, denn in diesem Verhältniß stand offenbar der andere Fremde zu ihm; aber nach kaum zwei Stunden erschien der Diener schon wieder mit einem Schlosser, den er in einer Droschke mitgebracht hatte.

Mit Erstaunen sah Meister Neumann, wie der Schlosser die Schlösser an den Thüren der von dem Baron gemietheten Zimmer abnahm und durch neue ersetzte, er rühmte sich dabei, daß dieselben von einer so festen Construction seien, daß kein Dieb sie mit einem Nachschlüssel öffnen könne, er selbst vermöge es nicht, wenn er den wahren Schlüssel einmal aus den Händen gegeben habe.

Der Schlosser mußte aus einem ganz andern Stadtbezirk sein, denn Meister Neumann, der als ein thätiges Mitglied der Bürgerwehr das ganze Stadtviertel, in welchem er außerdem schon seit fast zwanzig Jahren wohnte, sehr genau kannte, hatte ihn noch nie gesehen.

Von diesem Tage an hatte Meister Neumann mit seinem neuen Miether eigentlich soviel wie gar nichts mehr zu thun, er sah ihn höchstens zufällig einmal, wenn er ihm auf der Treppe begegnete.

Täglich am Vormittage kam der Bediente, schloß sich das Zimmer des Barons auf, ging in dasselbe und schloß hinter sich zu. Er blieb dann etwa eine halbe Stunde in dem verschlossenen Zimmer, und Meister Neumann hörte in demselben nur, Dank sei es den dicken Wänden und vortrefflich schließenden Thüren, ein sehr dumpfes Geräusch vom Hin- und Herrücken der Möbeln, wahrscheinlich reinigte der Bediente die Zimmer.

Am Nachmittage gegen fünf Uhr erschien fast regelmäßig der Baron mit seinem Diener und hielt sich hinter verschlossenen Thüren meistens einige Stunden in seiner Wohnung auf.

Es kamen während dieser Zeit viele und sehr verschiedene Besuche. Männer und Frauen aus den verschiedensten Klassen der Berliner Gesellschaft. Die meisten von diesen Besuchen schienen indessen nur ungern sich sehen zu lassen, denn wenn etwa Meister Neumann die Thür der Werkstatt, die nach dem Flur hinausging, ein wenig öffnete, um seine Neugierde zu befriedigen, so drehten sie ihm gewiß so lange den Rücken zu, bis sie in die Wohnung des Barons eingelassen wurden, was aber in der Regel auf ein dreimaliges leises Klopfen sehr bald geschah.

Der arme Meister Neumann! Oft, sehr oft verwünschte er den unseligen Contract, den er mit dem Baron gemacht hatte, denn die Neugierde, die stets unbefriedigte Neugierde plagte ihn fürchterlich; nichts, gar nichts konnte er von seinem räthselhaften Miether erlauschen, so oft er auch die Thür seiner Werkstatt halb geöffnet ließ, um die Besucher desselben zu erspähen, und er gerieth vollends in Verzweiflung, als ihm eines schönen Tages der Diener des Barons ganz unverblümt sagte, sein Herr werde die Wohnung sofort verlassen, wenn Meister Neumann künftig nicht seine Werkstatt vollkommen fest verschlossen halte, während der Baron in seinen Zimmern sei; andererseits solle aber der Meister noch eine Extra-Gratification von fünf Thalern monatlich bekommen, wenn er sich fortan aller Spähversuche, aller neugierigen Forschungen über die Personen enthielte, welche den Baron besuchten.

Was war da zu thun? Fünf Thaler monatlich waren ein schönes Geld für nichts und wieder nichts, und außerdem konnte der gute Meister ja doch seine Neugierde nicht befriedigen, die Gäste des Barons waren zu vorsichtig; er ging deshalb auf den neuen Vorschlag ein und kam fortan seiner Verpflichtung gewissenhaft nach.

Die Thür der Werkstatt blieb von diesem Tage an hermetisch geschlossen, so lange der Baron sich in seinen Zimmern befand; allerdings versuchte Meister Neumann ein anderes Manöver um seine Neugierde zu befriedigen; aber dieses hatte ebenfalls kein Resultat; er bohrte nämlich in Mannshöhe ein Loch in die Thür der Werkstatt, und durch dieses guckte er regelmäßig, sobald ein leiser, schneller Schritt auf der Treppe ihm anzeigte, daß der Baron einen Besuch empfinge; aber auch hierdurch erkundschaftete er nichts, denn wenn er auch manchesmal das Gesicht eines der schnell an seiner Thür vorübergehenden Besuche sah, so war dies doch eben nichts, als ein ihm völlig fremdes Gesicht, welches ihm nicht den geringsten Aufschluß über seinen geheimnißvollen Miether gab.

Im Uebrigen erfüllte Meister Neumann treu die einmal übernommene Verpflichtung, er erzählte Niemandem, an wen er seine Zimmer und daß er sie überhaupt vermiethet habe; so kam es denn, daß die Anwesenheit des Barons in dem großen, reichbevölkerten Hause von der ganzen Nachbarschaft völlig unbemerkt blieb.

Zweites Kapitel.

Der Leser lernt einen gewaltigen Aristokraten und einen berühmten Demokraten kennen.

In dem ganz behaglich und elegant eingerichteten Zimmer, welches wir bereits uns angesehen haben, lag halb auf das Sopha ausgestreckt der Baron. Er rauchte eine feine Cigarre und blies den Dampf in kunstvollen Ringeln in die Höhe.

Im Zimmer auf und nieder ging, ebenfalls eine Cigarre rauchend, ein anderer junger Mann, dessen ganzes Aeußere zwar zeigte, daß er ebenfalls für jetzt den vornehmeren Stän-

den angehöre, daß er sich aber doch in denselben vielleicht erst seit kurzer Zeit bewege, denn ihm fehlte jenes gewisse Etwas, welches den gebornen Dandy charakterisirt, jene nachlässige Eleganz, welche seit frühester Kindheit anerzogen wird. Sein Anzug war allerdings fein und elegant; aber er war schauspielermäßig geschniegelt und erinnerte an die Roués, welche man in französischen Conversationsstücken auf dem Theater sieht. Zu dem übrigens höchst eleganten Anzuge bildete der weiße Hut von weichem Filz, ein sogenannter Demokratenhut, den der junge Mann ungenirt auf dem Kopfe behielt, einen merkwürdigen Contrast, wie denn auch in dem Gesicht des Mannes selbst, in allen seinen Bewegungen, in seiner Sprache und Ausdrucksweise sich ein eigenthümlicher Gegensatz von gesuchter Eleganz und innerer Rohheit zeigte.

Ein gewaltiger, sehr sorgfältig gepflegter, aber sehr impertinent blonder Bart und eine Stahlbrille gaben dem jungen Mann, der etwa dreißig und einige Jahre zählen mochte, das besondere Ansehen des Standes, der erst seit der Revolution in den Augen des Volkes ein charakteristischer geworden ist, nämlich das eines Literaten.

Die Unterhaltung hatte eine Zeitlang gestockt, der Literat war immer unruhiger im Zimmer auf und nieder gegangen, endlich rief er, die nur halb ausgerauchte Cigarre ungeduldig aus dem offenstehenden Fenster werfend.

„Rosa kommt nicht!“ —

„Sie kommt sicher,“ — erwiderte der Baron nachlässig, ohne seine Lage zu verändern, „stecken Sie sich nur noch eine Cigarre an, Seidler, und warten Sie noch ein wenig!“ —

„Aber, wie lange?“ —

„Vielleicht ein halbes Stündchen. Sie werden gleich ungeduldig und vergessen, daß Rosa nicht Herrin ihrer Zeit ist. Vielleicht sind eben Gäste bei Hartmann, da läßt sie denn der Alte nicht gleich fort.“

„Trauen Sie denn dem Mädchen, Baron?“ —

„Vollkommen.“ —

„Aber einem Schenkmädchen?!“ —

„Was thut das?“ —

„Ich muß Ihnen gestehen, mir will diese Bekanntschaft nicht recht gefallen.“ —

„Sie sind ein Thor!“ —

„Rosa könnte mich zu leicht compromittiren!“ —

„Sie denkt nicht daran!“ —

„Wenn auch. Vielleicht in diesem Augenblick nicht, wo sie in Sie verliebt ist; aber eine solche Liebe dauert nicht ewig.“

„Bah,“ — sagte der Baron verächtlich, und in diesen Worten lag eine so feste Ueberzeugung eigener Vollkommenheit, eine solche Gewißheit, daß diese Liebe ewig dauern werde und müsse, daß Seidler fast mit Staunen auf den eingebildeten jungen Mann blickte.

„Sie glauben das jetzt,“ — fuhr Seidler fort; — aber Sie bedenken nicht, daß Rosa, als Schenkmädchen in einer Restauration, fortwährend mit den verschiedensten jungen Leuten in Berührung kommt, die alle, da Rosa hübsch ist, sich bemühen, ein Liebesverhältniß mit ihr anzuknüpfen.“ —

„Aber was sind das für Leute? Demokraten!“ — entgegnete der Baron verächtlich.

„Sie haben eine sehr geringe Meinung von meinen Freunden,“ — lachte Seidler.

„Lumpengesindel,“ wie — — Sie selbst, wollte der Baron sagen, er verschluckte indessen die beiden letzten Worte; aber Seidler errieth sie und warf dem Baron einen so wüthenden, stechenden Blick zu, als seine kleinen grauen Augen nur zu strahlen vermochten. — Er ließ sich jedoch von seiner Wuth nichts merken, sondern fuhr scheinbar sehr ruhig fort:

„Sie schlagen meine Freunde zu gering an, wenn auch die allermeisten diesen Namen verdienen, sind doch einige ganz nette

Leute unter ihnen, die Ihnen wohl gefährlich werden könnten, Baron." —

„Ich bitte Sie, ein Reich, ein Karbe, ein Linden-Müller und wie diese Leute alle heißen, können doch unmöglich die Geliebte des Freiherrn von Lychtendorf auf irgend eine Weise interessiren." —

„Freilich nicht; aber ich sagte Ihnen bereits, daß wir auch bessere Elemente in unserer Mitte haben. Nun gleichviel, wenn Sie blind sein wollen, will ich Sie nicht stören, nur bitte ich Sie, Rosalien niemals zu verrathen, in welchem Verhältniß wir eigentlich zusammen stehen." —

„Wie meinen Sie das?" —

„Ei ganz einfach, Rosalie mag glauben, wir seien befreundet, sie mag daher mich bei Ihnen sehen, mag selbst in meiner Gegenwart Ihnen einige unbedeutende Notizen geben, wie sie eben das Gespräch mit sich bringt; aber weiter darf sie von mir nichts wissen." —

„Sie sagen mir das zu spät." —

„Zu spät?" —

„Freilich, Rosalie weiß Alles, ich habe kein Geheimniß vor ihr." —

„Herr Gott, das ist eine furchtbare Unbesonnenheit, das ist unverantwortlich leichtsinnig." —

„Sie nehmen sich sehr viel heraus, Herr Doctor Seidler!" — entgegnete der Baron sehr stolz.

„Aber ich bitte Sie, lieber Baron — —"

„Herr Baron, wenn ich bitten darf; ich bin dieser lästigen Vertraulichkeit überdrüssig. Sie vergessen ganz und gar das Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen. Ich, mein Herr, bezahle Sie, verstehen Sie wohl, bezahle Sie sehr anständig, damit Sie mich einerseits stets sehr genau über das unterrichten, was Ihre Freunde, die Demokraten, thun, und damit Sie andererseits, Sie, der Sie ein berühmter Mann sind,

der Sie einen populären Namen und Anhang unter den Spitzbubenrotten haben, welche man jetzt das souveräne Volk zu nennen pflegt, damit Sie, ein einflußreicher großer Mann, zu seiner Zeit meinen Wünschen gemäß handeln. Dies, Herr Doctor Seidler, ist ganz einfach das Verhältniß, in welchem wir zusammen stehen; Sie scheinen dies oft vergessen zu haben und haben sich besonders in letzter Zeit eine Vertraulichkeit gegen mich angemaßt, deren ich endlich müde geworden bin.“ —

Seidler hatte diesen Worten des Barons, welche mit dem ruhigsten Tone, aber mit einem aristokratischen Stolz gesprochen wurden, welcher noch beleidigender war, als die Worte selbst, mit aufeinandergebissenen Zähnen, vor Wuth knirschend zugehört; jetzt endlich unterbrach er den Baron, denn er konnte sich nicht mehr halten.

„Herr Baron von Lychtendorf, Sie werden mir hierfür blutige Genugthuung geben!“ —

„Blutige Genugthuung?“ — fragte der Baron mit ungeheucheltem Erstaunen. — „Sie glauben vielleicht, ich würde mich mit Ihnen duelliren?“ —

„Gewiß, Sie werden, Sie müssen es, wenn Sie ein Mann von Ehre sind!“ —

„Ich glaube, Sie sind verrückt,“ — entgegnete der Baron, welcher sich von seinem tiefen Erstaunen über die Zumuthung Seidler's noch kaum erholen konnte, halb verächtlich. — „Ich soll mich mit Ihnen duelliren, ich soll Ihnen Satisfaction geben, Ihnen, den ich als Spion bezahle! — Gehen Sie, Herr Doctor Seidler, verlassen Sie mich und kommen Sie in einer Stunde wieder hierher; bis dahin denke ich, wird sich Ihre Wuth gelegt, Sie werden sich besonnen, Vernunft angenommen haben. Gehen Sie, in einer Stunde kommen Sie wieder, ich habe dann vielleicht Aufträge für Sie.“ —

Die stolze Ruhe, mit welcher der Baron sprach, hatte für Seidler etwas Ueberwältigendes, er wollte antworten, aber er

wußte nicht recht was, denn er fühlte sich niedergedrückt durch diese stolze, aristokratische Verachtung, die er doch, wie er wußte, verdiente. So murmelte er denn nur einige wüthende, drohende Worte in den Bart und entfernte sich dann schnell. Der Baron that, als bemerke er es nicht; er hatte schon längst ein Buch ergriffen, in welchem er so eifrig las, als gäbe es auf der ganzen weiten Gotteswelt keinen Doctor Seidler mehr; als aber Seidler das Zimmer verlassen hatte, als er die Thür hinter dem Forteilenden sich schließen hörte, da warf er mißmüthig das Buch in die Sophaecke und rief unwillkürlich aus:

„Welch ein erbärmlicher Schuft! Es ist abscheulich, daß man mit solchem Gesindel sich abgeben muß; aber was thut man nicht um der guten Sache willen!"

Drittes Kapitel.

Eine aristokratische Familie.

Der Baron hatte nicht Lust mehr zu lesen; das Gespräch mit dem Doctor Seidler, den er recht aus Grund der Seele verachtete und mit dem fast täglich zusammen zu kommen, er doch durch Gründe der Politik gezwungen war, hatte ihn so sehr angewidert, daß er die Lust zu jeder ernsteren Beschäftigung verloren hatte; er nahm daher das fortgeworfene Buch nicht wieder auf, sondern überließ sich ganz jenen Träumereien, denen junge phantastische Männer sich so gern hingeben.

Julius von Lychtendorf war der Sprößling einer altadeligen Familie, welche seit Jahrhunderten sich ausgezeichnet hatte durch eine treue Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern. Die Liebe zum Könige war erblich in dieser Familie, und auch

für Julius bildete sie gewissermaßen einen unabtrennbaren Theil seiner Gefühlsreligion.

Julius war in einer streng aristokratischen Familie aufgewachsen; er hatte die Adelsvorurtheile mit der Muttermilch eingesogen und in seinem ganzen Leben von allen denen, die ihm lieb und theuer waren, kaum je etwas Anderes gehört, als Worte der Verehrung für altadelige Sitte und Vorrechte, als Worte der Verachtung für den niedrig gebornen Bürgerstand, der jetzt sein Haupt zu erheben wagte, um zu rütteln an dem Althergebrachten und um dem Adel die wenigen Vorrechte zu nehmen, welche ihm noch geblieben waren.

Es konnte daher nicht fehlen, daß Julius mit einem tiefen Haß erfüllt war gegen die Bewegungen der Neuzeit. Die demokratische Gleichberechtigung, der rothe Faden, welcher sich durch alle Bewegungen des Jahres 1848 schlingt, war ihm nur ein Raub, begangen an der Klasse der Gesellschaft, zu der er selbst gehörte, zu Gunsten einer andern, weniger edeln.

Julius hatte unter der Leitung seines Vaters tiefe geschichtliche Studien gemacht; aber diese Studien waren ihm nur eine Quelle gewesen, aus der er neue Vorurtheile zu Gunsten seiner aristokratischen Gesinnungen schöpfte. Die Größe und Macht des mittelalterlichen Adels erschien ihm als der wahre Standpunkt, den der Adel einzunehmen berechtigt und verpflichtet war, es erschien ihm als die Pflicht eines wahren Edelmannes, nach der Wiedereroberung der verlorenen Vorrechte zu streben.

Kurz vor dem Ausbruch der Februar-Revolution in Paris hatte Julius das väterliche Haus verlassen, um sich durch Reisen weiter auszubilden. Dem Wunsche seines Vaters gemäß war er zuerst nach Berlin gegangen, um hier den Winter zu verleben.

Er war gerade zu rechter Zeit gekommen, um die Märzbewegungen selbst mit zu durchleben, um aus eigener Anschauung die Revolution des achtzehnten März kennen zu lernen.

Julius hatte in jener Nacht keinen Augenblick geruht. Er war durch die Straßen geeilt von Barrikade zu Barrikade, und obgleich er natürlicher Weise an einem Kampf den er für ein großes Verbrechen hielt, keinen Antheil genommen hatte, so war er doch, unbekümmert um die Gefahr, an allen den Punkten gewesen, wo der Kampf am heftigsten, am erbittertsten gewüthet hatte.

Diese Nacht hatte einen wunderbaren Eindruck auf Julius gemacht, aber sie hatte seine Vorurtheile nicht erschüttert, sondern nur befestigt.

Er war am Morgen des 19. März mit unter der Volksmasse auf dem Schloßplatze gewesen und hatte es zähneknirschend gesehen, daß ein König von dem niedrig geborenen Pöbel aufgefordert werden konnte, die Leichen derer zu grüßen, die im Kampf gegen sein eigenes, tapferes Heer gefallen waren.

Dies erniedrigte, dies in den Staub hinabgezogene Königthum, dessen ganzer Stolz in jener Nacht gebrochen schien, hatte für den jungen Aristokraten etwas furchtbar Schmerzliches und Niederdrückendes. Die gedemüthigte Majestät brachte ihn fast zur Verzweiflung.

Er knirschte mit den Zähnen, er ballte die Hände krampfhaft zusammen; aber er blieb inmitten der wilden, aufgeregten Volksmasse ein scheinbar ruhiger Zuschauer, dem Niemand die innere Wuth angemerkt hätte.

Er zog mit dem Volke weiter und war ein Zeuge der an dem Major von Preuß ausgeübten Volksjustiz; mit einem grimmigen Lächeln schaute er der Scene der Zerstörung zu, und kehrte dann in seine Wohnung zurück, denn der allgemeine Jubel, der Siegestaumel, in welchem sich die Bewohner der Residenz befanden, zerschnitt ihm das Herz, er vermochte nicht länger ein Zeuge dieser Scenen zu sein.

In seiner Wohnung angelangt, warf sich Julius vor seinem Krucifix nieder und betete (Julius war ein sehr gläubiger Ka-

tholik). Er betete und erflehte mit heißen Bitten die Rache Gottes gegen das schändliche Volk, welches es gewagt hatte, den König von Gottes Gnaden zu schmähen und zu erniedrigen, gegen dieses Volk, welches in ruchloser Empörung es gewagt hatte, aufzustehen gegen seine von Gott eingesetzte Obrigkeit und so mit schnödem Undank die Wohlthaten zu vergelten, welche es unter dem Hause Hohenzollern genossen hatte.

Zu gleicher Zeit aber that Julius ein heiliges Gelübde, von dieser Zeit an nicht mehr sich selbst, sondern nur seinem Könige und seinem Vaterlande zu leben, dessen Wohl er einzig in der Vernichtung der neuen Zustände, in der Wiederkehr des alten patriarchalischen Verhältnisses zwischen König und Volk erblicken konnte. Er gelobte sich, fortan seine ganze Zeit, seine ganze Kraft, sein Leben und Eigenthum nur diesem einen Zwecke zu widmen.

Julius besaß einen feurigen Enthusiasmus für die Sache, der er sein Leben gewidmet hatte, und eine sehr große Willenskraft. Er hielt sein Gelübde und warf sich daher jetzt mit aller Thätigkeit in das öffentliche Leben, so sehr ihn dasselbe auch anwiderte.

Er besuchte die wie Pilze aus der Luft entstehenden Clubs und Volksversammlungen, er war ein Zeuge aller jener Ereignisse, an denen Berlin seit dem 18. März so reich ist.

Anfangs blieb Julius bei allen diesen Ereignissen nur ein unthätiger Zuschauer, er wollte erst sich eine genaue Kenntniß der handelnden Personen erwerben, um dadurch einen Boden zu gewinnen, auf dem er sicher bauen könnte. Er hatte zu diesem Zweck, wie wir bereits gesehen haben, die nöthigen Verbindungen angeknüpft, und suchte sich nun auf das Genaueste über alle Pläne der Demokratie zu unterrichten, um diese seiner Zeit auszubeuten, wenn er selbst handelnd aufzutreten im Stande wäre.

Bald sollte ihm dies gelingen.

Julius hatte in Berlin einen Oheim, einen Bruder seiner Mutter, den Geheimen Rath, Freiherrn von Warren.

Er hatte früher das Haus seines Oheims wenig besucht, denn der Geheime Rath gefiel ihm nicht, sein finsterer, abstoßender Charakter hatte Julius zurückgeschreckt, und selbst die Gegenwart einer sehr reizenden Cousine konnte ihn für den Widerwillen nicht entschädigen, den er instinctiv gegen seinen Oheim fühlte.

Mehrere Wochen nach dem 18. März, gegen Ende des Mai, war Julius eines Abends zur Theestunde gekommen, um seinen Verwandten doch nicht ganz zu vernachlässigen.

Der Geheime Rath hatte ihn unfreundlich empfangen, er hatte kaum einige kalte Worte mit Julius gewechselt und ihn dann mit seiner reizenden Cousine allein gelassen. —

„Was ist denn heute dem Onkel?" — hatte Julius erstaunt gefragt.

Klärchen schaute mit leuchtenden Blicken ihren Cousin an und sagte freundlich:

„Der Vater ist böse auf Dich, lieber Julius."

„Böse auf mich? Aber weshalb? —

„Tröste Dich darüber, lieber Vetter; da Du Deine Pflicht gethan hast, kann es Dir sehr gleichgültig sein, was man über Dich sagt." —

„Ich verstehe Dich nicht, Klärchen. Was hat der Onkel gegen mich?" —

„Er hat in Erfahrung gebracht, daß Du während der Nacht des 18ten fortwährend auf der Straße gewesen bist." —

„Nun ja, ist das nicht natürlich, wer konnte denn während einer solchen Blutnacht schlafen oder es auch nur im Zimmer aushalten?!" —

„Gewiß, nur ein Feigling hätte das gethan und Du hast nur Deine Pflicht als ein freier Mann erfüllt, als Du an dem schönen Kampfe Theil nahmst." —

„Ich hätte an diesem nichtswürdigen Pöbelscandal Theil genommen? — rief Julius entrüstet. „Was fällt Dir ein, Klärchen!" —

Klärchen wurde blutroth, sie senkte verlegen die Augen zu Boden, dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„Du bist also auf den Straßen gewesen in jener fürchterlichen Nacht, ohne Dich an dem Freiheitskampfe zu betheiligen?" —

„Einen Freiheitskampf nennst Du diese nichtswürdige Pöbelemeute? Schämst Du Dich nicht, Du, die Tochter einer altadeligen Familie, ein solches Wort auszusprechen?" —

Klärchen wurde bei der unzarten, in sehr heftigem Tone ausgesprochenen Frage ihres Vetters womöglich noch röther als zuvor. Sie antwortete einige Augenblicke nicht, sondern schaute gedankenvoll zu Boden; dann aber blickte sie plötzlich auf, sah Julius mit einem schelmischen Blick an und rief, fast ausgelassen lachend:

„Ei, wie höflich der gute Vetter ist! Wer wird so etwas einer Dame sagen und einen Scherz so falsch verstehen!" —

„Einen Scherz?" —

„Nun gewiß, glaubst Du etwa, ich, die Tochter einer altadeligen Familie, ich, die Freiin von Warren, ich, die ich nicht einen Tropfen bürgerlichen Blutes in meinen Adern habe, ich könnte anders als im Scherz von einem Freiheitskampfe gesprochen haben, wenn ich der Nacht vom 18. März erwähnte." —

Julius blickte erstaunt seine Cousine an, welche mit einem so schneidenden Spott ihm geantwortet hatte, daß er nicht recht wußte, ob dieser Spott ihm, oder ob er den eigenen Worten Klärchens gelte.

„Zweifelst Du noch, lieber Vetter?" — fragte Klärchen, als Julius ihr nicht gleich antwortete, „Du glaubst vielleicht, ich spreche nicht im Ernst? Beruhige dich nur, ich bin so gut aristokratisch gesinnt als Du, oder irgend ein anderes Mitglied unserer Familie und bedauerte schon in Dir einen Verlornen

erblicken zu müssen. Der Vater und ich hörten, daß Du Theil genommen habest an jenem schändlichen Straßen-Kampf vom 18. März. Der Vater wollte Dir schon ohne Weiteres unser Haus verbieten, ich aber bat ihn, er möchte dies nicht thun, sondern es mir überlassen, Dich auszuforschen, ob Du schon ganz und gar versunken seiest in die fürchterlichen demokratischen Ideen, welche jetzt auch in Berlin auftauchen, oder ob Du noch durch freundliches Zureden von Seiten deiner Verwandten zum Rechten zurückzuführen seist. Nach vielen Bitten gab der Vater nach, er ließ Dich deshalb allein mit mir."

„Und Du gingst nur deshalb auf die Ideen ein, von denen Du mich befangen glaubtest, um mich sicherer auszuforschen?" —

„Gewiß, aus keinem andern Grunde!" erwiederte Klärchen sehr fest, aber wieder überflog eine dunkle Röthe ihr Gesicht. —

„Dann danke ich Dir," — sagte Julius beruhigt, — obgleich es mir nicht sehr angenehm ist, daß Du und der Onkel mich in einem so unerhörten Verdacht haben konntet." —

„Zürne uns deshalb nicht! Wie viel junge, talentvolle Leute, selbst aus den höchsten Ständen haben sich heut zu Tage hinreißen lassen, um an diesen Bewegungen Theil zu nehmen; das ist wohl verzeihlich." —

„Niemals" — rief Julius entrüstet aus, — „Sie sind Verräther an ihrem König, an ihren Ahnen, an ihrem Vaterlande, das ist nie zu verzeihen! — Aber genug, theures Klärchen, ich muß jetzt gleich mit dem Onkel sprechen, denn ein so unwürdiger Verdacht darf meinen Namen auch nicht einen Augenblick länger beflecken."

„Du hast Recht," — entgegnete Klärchen mit einer gewissen unangenehmen Schärfe im Ton, — „es ist abscheulich, daß man Dich im Verdacht haben konnte, nicht altadelig aristokratische Gesinnungen zu hegen. Geh' zu meinem Vater, er

ist in seinem Arbeitszimmer, beruhige ihn, Du wirst ihm eine große Freude machen.“ —

Julius stand auf, um zu seinem Onkel zu gehen. Als er das Zimmer verlassen hatte, stampfte Klärchen mit dem kleinen Fuß ärgerlich auf den Boden und sagte leise mit einem tiefen Seufzer:

„Also auch er, auf den ich so fest gehofft hatte, und er ist doch sonst so edel und gut!“ —

Viertes Kapitel.

Onkel und Neffe.

Julius fand seinen Onkel im Studirzimmer fleißig bei der Arbeit, umgeben von gewaltigen Aktenstößen.

Der Freiherr von Warren schaute kaum auf, als sein Neffe in's Zimmer trat, er fuhr unabläßig fort, zu schreiben.

Julius stand wohl schon einige Minuten hinter dem Stuhl seines Oheims, ohne daß dieser ihn bemerkt zu haben schien, so vertieft war er augenscheinlich in die gewaltigen Aktenstöße, welche er mit schnellem Blick durchflog. Julius hatte noch nicht gewagt, den Oheim zu stören, vor dem er, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, einen gewissen, an Aenglichkeit streifenden Respekt fühlte; endlich räusperte er sich einige Male, um sich bemerklich zu machen; aber auch das fruchtete nichts, der Geheime Rath fuhr ruhig fort, zu arbeiten.

Endlich, nach einer langen Pause faßte Julius Muth und sagte:

„Lieber Onkel, ich möchte einige Worte mit Dir sprechen, kannst Du mir Gehör schenken?“ —

„Du siehst, daß ich arbeite,“ — erwiederte der Geheime Rath mürrisch, ohne von seinen Akten aufzuschauen. Er wußte längst, daß Julius im Zimmer sei, wollte ihn aber nicht bemerken.

„Nur auf wenige Augenblicke, lieber Onkel!“

„Du störst mich!“ —

Julius biß sich vor Aerger über diese unhöflichen Antworten auf die Lippen; aber er bedachte schnell, daß dieselben nur aus einem ungerechtfertigten Verdacht entsprängen, den zu zerstören er entschlossen war; er fuhr deshalb freundlich fort:

„Was ich Dir zu sagen habe, ist sehr wichtig für mich; ich bitte dich, schenke mir nur wenige Minuten!“ —

„Ah, eine demokratische Neuigkeit ohne Zweifel?“ — fragte der Geheime Rath verächtlich. — „Habt Ihr jungen Welteroberer vielleicht neuerdings beschlossen, Preußen mit einer Republik zu beglücken? Wie?“ —

„Du beleidigst mich, Onkel?“ —

„Bah, störe mich nicht weiter!“

„Ich muß nothwendig mit Dir sprechen.“ —

„Du bist unerträglich!“ rief der Geheime Rath ärgerlich aus, — „wenn Du denn aber durchaus diese unangenehme Unterredung haben willst, so setze Dich auf's Sopha und warte eine Viertelstunde, ich werde dann einige Minuten Zeit für Dich gewinnen; aber nur einige Minuten, denn meine Zeit ist zu kostbar, als daß ich sie an meinen demokratischen Herrn Neffen verschwenden sollte.“ —

Wieder biß sich Julius vor Ingrimm auf die Lippen; aber er erwiederte nichts, sondern kam dem Befehle seines Oheims nach, ungeduldig den Augenblick erwartend, wo dieser ihm einige Minuten schenken werde.

Endlich, nachdem wohl eine langweilige halbe Stunde vergangen war, schob der Geheime Rath die Akten etwas bei Seite und drehte seinen Stuhl ein wenig nach Julius um, der geduldig wartend auf dem ziemlich entfernten Sopha saß.

„Nun, was willst Du?“ — fragte er barsch.

„Mich vor Dir rechtfertigen, Onkel.“ —

„Worüber?“ —

„Du hast den sehr ungerechten Verdacht gegen mich, als gehörte ich der Revolutionsparthei an; ich — —“

„Ich dächte,“ — unterbrach ihn der Geheime Rath barsch, — „wenn ein junger Mann an jenem schändlichen Straßenscandal, den man jetzt eine Revolution zu nennen beliebt, Theil genommen hat, so wäre dieser Verdacht gegen ihn eben nicht so sehr ungerechtfertigt, oder bist Du etwa anderer Ansicht, mein tapferer Barrikadenheld! —

„Laß diese beleidigenden Bezeichnungen bei Seite, Onkel, und höre mich ruhig an,“ — erwiederte Julius, dunkelroth vor innerem Zorn, äußerlich aber ziemlich kalt.

„Sprich!“ —

Julius erzählte dem Oheim nun die Art seiner Betheiligung während der Märznacht, wie er nur deshalb auf der Straße gewesen sei, um durch eigenen Anblick sich überall von dem wahren Thatbestand zu überzeugen. Er sprach mit feurigem Enthusiasmus seine Entrüstung aus über die Vorgänge jener Nacht, wie über die geschichtliche Entwicklung der Völker überhaupt, welche das Jahr 1848 mit sich gebracht hatte. Seine ganze politische Ansicht schilderte er mit kurzen, aber glühenden Worten.

Während Julius sprach, hatten sich die finstern Züge des Geheimen Raths immer mehr und mehr entwölkt, er war seinem Neffen immer näher gerückt und hatte diesen mit seinen großen grauen Augen fortwährend scharf fixirt, als wollte er ihm auf den Grund der Seele schauen. Von Zeit zu Zeit rieb sich der Geheime Rath dabei vergnügt die Hände, es war dies fast das einzige Zeichen von Freude, welches man bei dem finstern, in sich gekehrten Mann jemals sah.

Julius hatte geendet. Der Geheime Rath antwortete nicht

gleich, sondern schaute so gedankenvoll zu Boden, als ringe er innerlich mit einem wichtigen Entschluß.

„Bist Du zufrieden, Onkel?“ — fragte Julius nach einer kleinen Pause, immer noch etwas besorgt.

„Ja, mein lieber Julius, vollkommen mit Deinen Ansichten, doch — —“

„Doch?“ —

„Es genügt in jetziger Zeit nicht, Ansichten zu haben, man muß auch handeln können.“ —

„Das ist mein höchster Wunsch!“ —

„Du hättest ihn am 18ten März bethätigen müssen.“ —

„Wie war dies aber möglich?“ —

„Du hättest am Kampfe Theil nehmen können.“

„Unmöglich! Die Hülfe eines einzelnen Civilisten wäre für das Militär ohne Vortheil gewesen und von den Offizieren unzweifelhaft zurückgewiesen worden.“ —

„Freilich, doch nicht die Hülfe eines treuen Royalisten, der den befehlenden Offizieren genaue Auskunft über die Zahl der Barrikaden in den einzelnen Stadttheilen, über die Stärke derselben, über die Anzahl von Bewaffneten, welche sie vertheidigten und dergleichen mehr gegeben hätte.“ —

„Ah!“ —

„Du hast das nicht gethan?“ —

„Nein!“ —

„Und weshalb nicht?“ —

„Weil ich mich zum Spion nicht gebrauchen lasse!“ —

Ein verächtliches Lächeln überflog die finstern Züge des Geheimen Raths.

„Du bist noch sehr weit entfernt davon, ein thatkräftiger Politiker zu werden,“ — sagte er spöttisch, — „wenn Du Dich von so jämmerlichen Bedenklichkeiten abhalten läßt, das Edle zu thun, der guten Sache zu dienen.“ —

„Mit unedlen Mitteln auch einer guten Sache zu dienen, bleibt immer eines Edelmanns unwürdig!“ —

„Thor! Ist es etwa nicht nothwendig, daß der Feldherr Nachricht aus dem feindlichen Lager erhält.“ —

„Freilich! Ich aber gebe mich deshalb doch nicht zum Spion her.“ —

„Du wirst bei einem tiefern politischen Studium wohl Deine Ansichten noch ändern.“ —

„Nimmermehr!“ —

„Genug davon für heute, wir sprechen ein anderes Mal wieder über diesen Gegenstand. Jetzt sage mir, hast Du Dir Pläne für die Zukunft gemacht, oder willst Du die Hände in den Schooß legen und ruhig zusehen, wie diese Revolutionsmänner das Oberste zu Unterst stürzen, alles Edle, Schöne und Gute vernichten, die Krone in den Koth herabziehen und den niedrigst geborenen Pöbel zur Herrschaft bringen?“ —

„Wahrhaftig nicht! Ich will handeln, will Gut und Blut opfern für meine Ueberzeugung!“ —

„Das ist nichts als eine schöne Redensart, wenn man vor den Mitteln zurückbebt, um der guten Sache zu nützen! — erwiederte der Geheime Rath verächtlich.

Julius schwieg verstimmt, der Geheime Rath fuhr daher fort:

„Dergleichen Redensarten nützen uns vor der Hand nichts, wir wüssen uns jetzt vor allen Dingen klar machen, in welcher Lage wir uns eigentlich befinden, und welche Mittel uns nach der Niederlage, die wir am 18. März erlitten haben, geblieben sind zur Wiedererkämpfung der Herrschaft.“ —

„Du irrst Dich, Onkel,“ — rief Julius, — „wir sind nicht besiegt worden! Wer, wie ich, in jener verhängnißvollen Nacht auf den Straßen gewesen ist — —“

„Der weiß, daß die Truppen die meisten Barrikaden, welche sie angegriffen, auch genommen haben und daß sie daher aller-

dings formell so lange Sieger waren, bis der Befehl kam, daß sie die Straßen räumen, Berlin verlassen mußten." —

„Dieser verdammte Befehl! Welche unwürdige Feigheit! Der Offizier, welcher diesen Befehl gegeben hat, verdiente, seinen Kopf zu verlieren!"

Der Geheime Rath lächelte. „Die Häupter der königlichen Familie," — sagte er — „fallen nicht so leicht." —

„Der Königlichen Familie?" —

„Freilich! Glaubst Du, daß ein Offizier es wagen würde, ohne höhere Ordre einen solchen Befehl zu geben? Bis jetzt schwebt allerdings noch ein geheimnißvolles Dunkel über dem eigentlichen Urheber dieses Befehls, Niemand will ihn als den seinigen anerkennen, denn Jeder scheut sich, die geschichtliche Verantwortung zu übernehmen; aber gerade dies Geheimniß beweist mir, daß der Befehl aus sehr hoher Quelle geflossen sein muß."

„O der Schande!" —

„Urtheile nicht so vorschnell, Julius! Du weißt selbst, daß die Truppen ermattet, entmuthigt waren." —

„Sie hätten gekämpft bis zum letzten Blutstropfen!" —

„Das ist nicht so wahrscheinlich, als Du glaubst; je länger ein Revolutionskampf dauert, je gefährlicher wird er für eine Regierung, denn jeder gefallene oder verwundete Soldat ist für sie ein Kämpfer weniger, dessen Tod gewöhnlich seine Kameraden mehr entmuthigt, als erbittert; jeder gefallene Volksmann ruft zehn neue Kämpfer, welche von todesverachtendem Rachedurst erfüllt sind, in die Reihen. Das ist eine alte Erfahrung, welche sich nicht wegleugnen läßt. — Vermag eine Regierung, und zumal eine absolutistische Regierung, einen Kampf nicht in wenigen Stunden zu besiegen, dann thut sie wohl, einstweilen Zugeständnisse zu machen und es nicht auf das Aeußerste ankommen zu lassen, denn bei einem so gefährlichen Spiel verliert sie fast immer und vermag nie etwas zu gewinnen. —

Unsere Regierung hat so gehandelt und meiner Ansicht nach sehr kluger Weise!" —

„Aber wenig edler, wenig großartiger Weise!" — rief Julius entrüstet.

„Du bist ein jugendlicher Enthusiast," — sagte der Geheime Rath mit spöttischem Lächeln — „sieh doch nur die Dinge, wie sie wirklich sind! — Hätte der König den Kampf fortsetzen lassen, dann wäre das Resultat entweder ein vollkommener Sieg oder eine vollkommene Niederlage gewesen. Was hätte aber ein Sieg genützt?" —

„Die alte Ehre des Hauses Hohenzollern wäre unbefleckt geblieben!" —

„Behüte! Es giebt keine Ehre in der Politik, die Frage der Zweckmäßigkeit entscheidet. Ein Krieg hätte Berlin in einen Schutthaufen verwandelt, hätte, bei dem revolutionären Geist, der jetzt in unserm sonst so ruhigen Deutschland herrscht, die Provinzen zum Aufstand getrieben und das Ende wäre dennoch eine Niederlage der Krone gewesen; und eine Niederlage bedeutet jetzt die Einführung der Republik, nicht nur in Preußen, sondern in Deutschland. Wenn man im Kampf nicht siegen kann, muß man sich auf das Feld der Diplomatie begeben, man muß Frieden schließen, um neue Kräfte zu sammeln." —

„Das hat man freilich gethan, man hat Frieden geschlossen, und welchen schimpflichen Frieden! Mit Schimpf und Schande mußten unsere braven Soldaten, die tapfern, edeln Kämpfer für ihren König die Stadt verlassen, umgeben von einem elenden, schimpfenden Pöbel!" —

„Das sind Aeußerlichkeiten, um welche der Politiker sich nicht kümmern darf. Die Krone hat mit dem Volke einen klugen Frieden als letztes Existenzmittel geschlossen, das ist die Hauptsache! Wir befinden uns aber trotz dieser scheinbaren Niederlage keineswegs in einer so übeln Lage!" —

„Nicht? Achtest Du das entwürdigte Königthum für nichts?"

„Es wird sich wieder erheben zum alten Glanz und Stolz. Schaue doch um Dich; die ganze Bewegung des Jahres 1848, wie wir sie bisher erlebt haben, ist wahrlich nichts so furchtbares. Ein Volk ist nur furchtbar, wenn es aufsteht von einer Idee erregt, und diese eben fehlt den heutigen Revolutionen. In Frankreich war es die Veränderungssucht, welche Ludwig Philipp gestürzt hat, auch der Republik werden die Franzosen bald genug überdrüssig werden und wieder zurückkehren zum Königthum. Von Frankreich hat sich das Revolutionsfieber nach Deutschland verpflanzt, vermöge der Nachahmungssucht, welche den guten Deutschen von jeher ausgezeichnet hat; aber auch dies Fieber wird sich legen, wie jede andere Krankheit, wenn ihr nur mit den richtigen Arzeneien entgegen gearbeitet wird. Man giebt jetzt den revolutionären Regungen nach und läßt die jugendlichen Brauseköpfe, welche für den Augenblick das Volk mit unverdauten, extravaganten Ideen amüsiren, aber nicht belehren, nach Belieben schreiben und schreien. In kurzer Zeit haben diese Embryonen zu großen Männern sich selbst ruinirt, das Volk verliert von selbst den Geschmack an ihnen; dazu kommt dann die Noth und Arbeitslosigkeit, welche die nothwendige Folge jeder staatlichen Umwälzung ist, das Volk glaubt sich von seinen Führern betrogen, es sehnt sich nach Ruhe und Ordnung, nach den alten Zuständen, nach der glücklichen, trägen Ruhe zurück. Die Regierung gewinnt nach und nach ihre alte Kraft wieder, sie benutzt den Zwiespalt, der sicherlich zwischen den verschiedenen Parteien im Volke ausbrechen muß, und den man kluger Weise anschürt und begünstigt, so viel sich dies unter der Hand thun läßt, sie stellt Ruhe und Ordnung im Lande wieder her und gewinnt dadurch den ehrlichen Bürger für sich, einige Scheinfreiheiten werden versprochen und die Revolution ist beendet.“ —

„Um nach kurzer Zeit auf's Neue auszubrechen!“ — entgegnete Julius düster.

„Dafür hat man Soldaten, welche die kleine revolutionssüchtige Partei schon in Ordnung halten werden, zumal, wenn man die Führer derselben auf die Festung schickt und dadurch unschädlich macht. Ein ordnungsloser Haufen ohne Führer hat gar keine Bedeutung einem tüchtig organisirten Heere gegenüber. — Laß jetzt erst die Revolutionswuth ein wenig austoben, mein guter Julius; das hat gar keine Gefahr, die Männer, die jetzt an der Spitze des Volkes stehen, sind ganz geeignet, es dahin zu führen, wo wir es haben wollen. Wir haben kaum nöthig, irgend etwas zu thun, wir können ruhig zusehen, diese edlen Volksführer ruiniren ihre eigene Sache so gründlich, als wir es uns irgend wünschen können." —

„Wir sollen also nichts thun?" —

„Das will ich nicht gesagt haben!" — erwiederte der Geheime Rath lächelnd. — „Wir dürfen allerdings die Hände nicht in den Schooß legen; aber wir haben für den Augenblick kaum etwas Anderes zu thun, als unsere Partei etwas zu organisiren und vor allen Dingen uns genau über Alles zu unterrichten, was in den Reihen der Gegner geschieht. Wir müssen unablässig ein wachsames Auge auf alle Handlungen der Revolutionäre haben, wir müssen Verbindungen mit diesen selbst anknüpfen, müssen Spione in ihre Versammlungen schicken, um ihre Pläne befördern oder vereiteln zu können, je nachdem uns dies nützlich ist. Es freut mich, daß Du, mein lieber Julius, Dich entschlossen hast, für die gute Sache zu wirken, Du kannst uns von großem Nutzen sein." —

„Aber niemals als Spion!" —

„Ich kenne dein zartes Gewissen," — entgegnete der Geheime Rath lächelnd, — „und will Dir daher ein solches Amt nicht zumuthen, wohl aber kannst Du die Verbindung mit den Spionen übernehmen, kannst die Berichte von diesen einziehen und mir zukommen lassen. Du kannst dies um so eher, als Du vollkommen unabhängig dastehst und man daher Dich nicht

leicht in den Verdacht der Reaction nehmen wird, wenn Du anders nur einigermaßen vorsichtig mit Deinen Worten bist." —

Julius erwiederte seinem Oheim, daß er schon zu seiner eigenen Unterrichtung dergleichen Verbindungen angeknüpft habe und daß er von den meisten Plänen der Demokratie auf das Beste unterrichtet sei. Der Geheime Rath war hierüber außerordentlich erfreut, er wollte eben Julius nähere Instruktionen geben, wie er am besten seine Kenntnisse und Verbindungen für die Partei verwerthen könne, aber er wurde unterbrochen, indem ein Bediente in's Zimmer trat und meldete:

„Der Herr Baron Hugo von Warren wünscht die Ehre zu haben, den Herrn Geheimen Rath zu sprechen." —

„Hugo?!" — rief der Geheime Rath hoch erfreut aus, und verlor für einen Augenblick seine gewöhnliche finstere Ruhe, — „er soll kommen, schnell, schnell! Wie freue ich mich, den prächtigen Jungen endlich einmal wieder zu sehen! Er ist herzlich willkommen." —

Fünftes Kapitel.

Der ungerathene Sohn einer vornehmen Familie.

Ein schöner junger Mann von etwa 26 bis 27 Jahren trat in das Zimmer und ging schnell auf den Geheimen Rath zu, der ihn mit offenen Armen empfing.

„Ei, mein lieber Hugo!" — rief der Geheime Rath nach den ersten freudigen Begrüßungen aus, — „wie glücklich bin ich, Dich so unerwartet wieder zu sehen, ich glaubte Dich im Kampfe mit den Dänen! — Aber sieh, fast hätte ich vergessen, Dich Deinem Vetter, dem Baron Julius von Lychtendorf, vor-

zustellen, der sich sicher eben so sehr als ich freuen wird, Dich nach so langen Jahren wieder zu sehen!" —

Die jungen Leute begrüßten sich herzlich. Sie waren nahe Verwandte, denn der Bruder des Geheimen Raths von Warren war Hugo's Vater; aber seit vielen Jahren hatten sie sich nicht gesehen, denn Hugo war auf dem Gute seiner Eltern erzogen, war dann Soldat geworden und hatte als Lieutenant bei einem Linienregiment am Rhein gestanden.

Als der Krieg gegen Dänemark erklärt wurde, hatte sich Hugo sogleich zu einem der preußischen Regimenter versetzen lassen, welche in Schleswig kämpften, um diesen Feldzug mitzumachen; jetzt war er plötzlich zum Staunen seines Oheims nach Berlin zurückgekehrt.

„Bist Du in Dienstsachen in Berlin, lieber Hugo?" — fragte der Geheime Rath nach den ersten Begrüßungen.

„Nein," — erwiederte Hugo mißgestimmt, — „ich bin um meinen Abschied eingekommen und habe einstweilen Urlaub genommen, um hierher nach Berlin zu reisen," —

„Du bist um Deinen Abschied eingekommen?" — fragte der Geheime Rath im höchsten Grade erstaunt — „und zwar gerade jetzt, in dieser Zeit, in welcher der König den Dienst eines jeden treuen Edelmannes auf das Nöthigste braucht!" —

„Das Vaterland braucht den Dienst seiner Söhne noch nöthiger!" —

„Ich sollte denken, der Dienst des Königs und der des Vaterlandes wäre derselbe!" — entgegnete der Geheime Rath scharf und seine bisher so heitern Züge umwölkten sich.

Das sollte wohl so sein," — fuhr Hugo ernst fort, — leider aber ist gerade das Gegentheil der Fall. Oder ist Dir vielleicht die Wildenbruch'sche Note nicht bekannt?" —

„Nein," — sagte der Geheime Rath mit einem finstern Lächeln — „theile mir doch die Note mit; ich bin in der That

neugierig, inwiefern dieselbe Deinen Austritt aus dem Militär zu jetziger Zeit zu entschuldigen im Stande ist." —

Der Geheime Rath hatte mit einer solchen Schärfe im Tone gesprochen, daß Hugo wohl das Beleidigende in dieser Frage herausfühlte; aber er antwortete ruhig:

„Unser König hatte den großen Schritt gethan, er hatte sich an die Spitze des deutschen Volkes gestellt, er hatte den Schleswig-Holsteinern eine treue Hülfe zugesagt gegen die Unterdrückung von dänischer Tyrannei — — —"

„Ich weiß das, ich weiß das," — unterbrach der Geheime Rath ungeduldig seinen Neffen.

„Laß mich aussprechen, Onkel," — fuhr Hugo mit ungestörter Ruhe fort, — „ich sehe wohl, wir sind verschiedener Ansicht über diesen Gegenstand, desto nothwendiger ist es, daß wir uns gleich beim ersten Wiedersehen aussprechen, damit nicht in späterer Zeit die Politik unsern Familienfrieden störe." —

„Fahre fort, in Gottes Namen!" —

„Ich hörte kaum von dem herrlichen Feldzug, als ich mich nach Schleswig versetzen ließ, um Theil zn nehmen an dem Kampfe für die Freiheit. Ich kam gerade zur rechten Zeit zu meinem neuen Regiment, gerade zur rechten Zeit, um den Sieg bei Schleswig mit zu erkämpfen. Glücklich kehrte ich vom Schlachtfelde zurück, aber schon nach wenigen Tagen sollte meine Freude in den tiefsten Schmerz verwandelt werden, denn die Wildenbruch'sche Note wurde mir bekannt, jene Note, welche die preußische Politik mit Schmach bedeckt." —

„Wirklich?" — sagte der Geheime Rath mii einem eisig spöttischen Lächeln, — „Du machst mich ja fast neugierig!" —

„Die Wildenbruch'sche Note riß mir, der ich glaubte, für die Freiheit der Schleswig-Holsteiner zu kämpfen, der ich noch an eine Ehrlichkeit der preußischen Politik glaubte, plötzlich die Schuppen von den Augen. Klar und deutlich sagte sie es, daß der Krieg nur geführt werde, um die Freiheitsbewegungen in

Schleswig-Holstein niederzudrücken, um eine nordalbingische Republik unmöglich zu machen. Ich glaubte zu kämpfen für die Freiheit eines edlen deutschen Brudervolkes und jetzt plötzlich sah ich mit tiefem Schmerz, daß ich mich vertrauend hatte mißbrauchen lassen zum Söldner, zum Kämpfer für eine verabscheuungswürdige Kabinetspolitik. Mein Entschluß war im Augenblick gefaßt, ich kam sofort um meinen Abschied ein, indem ich offen bekannte, daß meine politischen Ansichten mir nicht länger erlaubten, im Offizierstande zu bleiben; ich bat zu gleicher Zeit um Urlaub und erhielt ihn; so bin ich denn hierher nach Berlin geeilt, nach der Hauptstadt Preußens, hierher, wo sicherlich nach den herrlichen Kämpfen des März die Freiheitsbewegungen sich täglich schöner entwickeln werden." —

„Ah, und Du willst hier mitwirken für die Freiheit, nicht wahr, mein guter Hugo? Wir werden vielleicht das Glück haben, in unserer Familie einen jener herrlichen Volksredner zu besitzen, der neben den Herren Held, Seidler, Reich, und wie diese vortrefflichen Männer alle heißen mögen, von der Tribüne vor den Zelten dem souveränen Volke die Freiheit predigt. Wie, mein lieber Hugo, willst Du Deiner überglücklichen Familie vielleicht zu dieser unendlichen Ehre verhelfen?"

„Ich werde mich durch Deinen Spott nicht abhalten lassen, das zu thun, was ich für recht und gut halte," — entgegnete Hugo verletzt, — „ich sehe zu meinem Bedauern, daß unsere Ansichten sehr verschieden sind — —"

„So? wirklich?" —

„Um desto besser ist es aber, daß wir uns heut gleich ausgesprochen haben. Ich kenne keinen Parteihaß und werde es daher fortan vermeiden, Aeußerungen über die Politik zu machen, welche Dich kränken müssen. Ich hoffe, daß unsere politische Meinungsverschiedenheit nicht das freundliche Verhältniß stören soll, welches zwischen Verwandten bestehen muß!" —

„Sie sind außerordentlich freundlich, mein verehrter Herr

Baron!" — entgegnete der Geheime Rath mit frostiger Höflichkeit — „es thut mir indessen ausnehmend leid, auf ihren gütigen Vorschlag nicht eingehen zu können. Die freiherrliche Familie von Warren ist von jeher stolz darauf gewesen, daß alle ihre Mitglieder treue Unterthanen des Königs, tapfere Kämpfer für das Recht waren. Sie sind der erste Warren, der aus der Art schlägt. Zwischen uns kann keine Verbindung irgend einer Art sein. Es würde mich, würde meine Familie bei Hofe compromittiren, wenn ein Neffe von mir mein Haus besuchte und zugleich Umgang hielte mit den den Volksrednern, mit dem Literatengesindel, welches für den Augenblick den Götzen des Pöbels oder vielmehr des souveränen Volks, wie man gegenwärtig sagt, bildet." —

„Aber Onkel, Du — — —"

„Bitte, verschonen sie mich mit dieser Vertraulichkeit. Zwischen uns kann keine weitere Verbindung herrschen, Herr Baron; es thut mir leid, daß ich mit dem Sohne meines Bruders so hart sprechen muß, aber mein Bruder wird ganz meine Ansichten theilen." —

„Leider!" —

„Leben Sie wohl, Herr Baron! Ich werde hoffentlich nicht wieder die Ehre haben, Sie in meinem Hause zu sehen; Sie würden mich außerdem auch sehr verbinden, wenn Sie Niemandem hier in Berlin mittheilen wollten, daß ich die Ehre habe, der Bruder ihres Vaters zu sein." —

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden!" — entgegnete Hugo ernst, ja traurig; — „aber Julius, auch Du, willst auch Du so schnell von mir scheiden, nachdem wir uns kaum kennen gelernt haben?" —

Julius war überwältigt von dem gefühlvollen, wehmüthigen Tone, mit welchem ihn sein Vetter angeredet hatte; er war im Begriff, diesem freundlich die Hand zu bieten: da traf ihn der eisige, vorwurfsvolle Blick des Geheimen Raths und au=

genblicklich erwachten alle die alten aristokratischen Vorurtheile in ihm zur vollen Stärke. Er verbeugte sich kalt und sagte:

„Ich theile ganz die Ansichten meines Oheims, Herr Baron!"

„Es sei denn!" — erwiederte Hugo mit Resignation, — „ich hatte gehofft hier Freunde zu finden! Es sollte nicht sein, so werde ich denn einsam meinen Weg wandeln!" —

Er verbeugte sich ceremoniell gegen seine Verwandten und verließ das Zimmer.

Es dauerte längere Zeit, ehe einer der beiden Zurückgebliebenen das Schweigen unterbrach, welches herrschte, seitdem Hugo sich entfernt hatte.

Der Geheime Rath ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; Julius saß, den Kopf gestützt, nachdenklich in der Sophaecke. Es that ihm leid, daß er den Verwandten, der ihm freundlich entgegen gekommen war, so kalt und lieblos behandelt hatte.

„Wir sind doch wohl zu streng gegen Hugo gewesen, Oheim!" — sagte er endlich nach langem Schweigen.

„Gewiß nicht," — entgegnete der Geheime Rath barsch — „solche Ansichten dulde ich nicht in meinem Hause! Ich würde Clara, meine einzige Tochter, enterben, würde sie von mir stoßen, wenn ich denken könnte, daß sie sich nur im Entferntesten diesen revolutionairen Ideen zuneigte. Was sollte man bei Hofe von mir denken? Ich verlöre ja meinen ganzen Einfluß! — Aber laß jetzt diese unangenehme Erinnerung ruhen; Hugo ist für uns und unsere ganze Familie todt. Er hat es selbst so gewollt!" —

„Er thut mir leid!" —

„Mir auch, doch was hilft das? Komm, Julius, wir wollen mit Klärchen eine Tasse Thee trinken. Das arme Mädchen ist ganz allein und wird sich wohl sehnen, ein Wort mit uns zu plaudern. Besuche mich morgen wieder, da wollen wir weiter über Politik sprechen. Ich habe große Pläne mit Dir vor.

Der Geheime Rath ging seinem Neffen voran nach dem Speisezimmer, wo Klärchen allerdings schon lange sehnsüchtig auf sie wartete, aber höchst erstaunt war, nur den einen Cousin zu sehen, da sie doch mit Sicherheit, nach der Mittheilung der Bedienten, auch Hugo erwartet hatte.

„Wo ist Hugo?“ — fragte sie erstaunt. —

„Er ist schon fort!“ — entgegnete der Geheimerath kurz und unwirsch. —

„Fort, und ohne mich zu sehen?“ — fragte Klärchen gekränkt. — „Nachdem wir uns wohl über zwölf Jahre nicht gesehen haben, verläßt er unser Haus, ohne mich nur zu begrüßen!“ —

„Du hast daran wenig verloren, mein Kind; übrigens bitte ich Dich, erwähne diesen Menschen in meiner Gegenwart nicht wieder, wenn Du mich nicht übler Laune machen willst.“

„Aber ich bitte Dich, lieber Vater, was ist geschehen? Noch vor wenigen Tagen sprachst Du Dich so günstig über Hugo's Talente, seinen Charakter aus, und jetzt“ — —

„Jetzt habe ich in Erfahrung gebracht, daß Hugo ehrlos genug ist, seine Familie, seinen alten herrlichen Namen zu schänden; daß er seinen Abschied vom Militair genommen hat, um hier in Berlin die Revolutionsgluth mit anzufachen, kurz, mit einem Worte, daß er ein Demokrat ist!“

„Ach, das ist freilich abscheulich!“ — rief Klärchen, und sie runzelte dabei die glatte Stirn so strenge, als wäre sie auf das Allerfurchtbarste indignirt; aber unter dieser gerunzelten Stirn strahlten die schönen, blauen Augen so freudig, so glückselig hervor, und um den kleinen Mund spielte ein so reizendes, frohes Lächeln, daß der Geheime Rath, wenn er sich anders die Mühe genommen hätte, die Gesichtszüge seiner Tochter zu durchforschen, leicht auf einen gar absonderlichen Verdacht hätte kommen können.

Das fiel aber freilich dem Geheimen Rath gar nicht ein;

denn daß seine Tochter, seine einzige Tochter auch nur die entfernteste Theilnahme an jener revolutionairen Partei hegen könnte, welche er so tief verachtete, das ließ sich der stolze aristokratische Freiherr auch nicht einmal träumen.

Sechstes Kapitel.

Wie Hugo in die Mysterien der Berliner Katzenmusiken eingeweiht wird.

Hugo verließ traurig das Haus seines Oheims. Seine Erwartungen auf ein freundliches Familienleben, welches er in Berlin zu finden gehofft hatte, waren auf das Bitterste getäuscht worden; er sah sich jetzt allein in der großen Residenz, ohne alle Bekanntschaft, und fühlte sich höchst einsam und verlassen.

Hugo hatte, wie wir schon aus dem vorigen Kapitel ersehen haben, den Militärdienst verlassen, weil er sich nicht entschließen konnte, gegen seine Ueberzeugung sich zum Söldner in einem Schein-Kriege herzugeben, in welchem die tapfern Soldaten nur zu Gunsten einer verabscheuungswürdigen Kabinetspolitik mißbraucht wurden. Als Hugo seinen Abschied genommen, hatte er es sich wohl überlegt, daß er fortan ein schweres sorgenvolles Leben voll Mühe und Entbehrung führen müsse, denn es unterlag keinem Zweifel, daß der stolze, aristokratisch gesinnte Freiherr von Warren seinem Sohne nach seinem Dienstaustritt jede Unterstützung entziehen würde. —

Hugo wußte dies im Voraus; aber dennoch hatte er nicht einen Augenblick geschwankt, seiner Ueberzeugung zu folgen; er war einer von den seltenen Menschen, welche mit Leichtigkeit jede Entbehrung ihrer Ueberzeugung willen tragen; aber dennoch hatte es ihn schmerzlich berührt, als er die Hoffnung auf ein

freundliches Familienleben im Hause seines Oheims so plötzlich schwinden sah.

Hugo hatte mit seinem Oheim früher in Briefwechsel gestanden, und derselbe hatte sich vor der Revolution als ein durch und durch freisinniger Mann gezeigt, so daß Hugo gehofft hatte, in ihm einen Gesinnungsgenossen, einen Anhänger der demokratischen Ideen zu finden, denen Hugo sich mit dem ganzen glühenden Enthusiasmus eines edlen Herzens hingab.

Hugo sah sich bitter getäuscht; er hatte nicht bedacht, daß Freisinnigkeit vor der Revolution unter dem drückenden Absosolutismus des Polizeistaates gar kein Kriterium für die jetzige Gesinnung eines Mannes abgab. Der Geheime Rath war nur dem Beispiele so vieler der vergangenen Größen in der Landtagsopposition gefolgt und hatte sich mit diesen der Reaktion in die Arme geworfen.

Ohne sich umzuschauen, war Hugo langsam durch die Straßen gewandelt, als er plötzlich durch ein wahrhaft infernalisches Getöse aus seinen Träumereien erweckt wurde.

Erstaunt blickte er auf und schaute um sich. Er fand sich mitten in einem Haufen von mehreren Tausend Menschen, welche ihrer Kleidung, ihrem Aeußern nach zu urtheilen, wohl aus allen Klassen der Berliner Gesellschaft zusammengewürfelt waren. Den größten Bestandtheil dieses bunten Haufens aber machte eine ungeheure Schaar von zerlumpten Gassenbuben aus, welche eben im Begriff waren, unter dem schallenden Gelächter der schnell zusammengelaufenen Menge auf allerhand abentheuerlichen Instrumenten eine solenne Katzenmusik zu bringen.

Da sah man in den Händen eines stämmigen Klempnerburschen eine riesige Gießkanne, welche derselbe theils als Trommel, theils als prächtiges Blaseinstrument benutzte, ein anderer tutete auf einer gewaltigen Ofenröhre, wieder andere hatten Kinderpfeifen. Auch eine Menge metallener Kessel und Kasserollen wurden als weittönende Pauken benutzt. Ein falsch ge-

gestellter Leierkasten begleitete in scheußlichen Tönen die gräuliche Musik, welche die wahre Weihe erst durch die Singstimmen, durch das Gebell und Miaue einiger Hundert vollkehliger Schusterjungen erhielt.

Es war ein infernalischer Lärmen, eine ohrenzerreißende Musik, wohl geeignet, selbst den tiefsten Denker aus seinen Träumen zu reißen und so erwachte denn auch Hugo höchst unsanfter Weise aus den seinigen.

Er wendete sich an einen neben ihm stehenden ziemlich lich anständig gekleideten Mann mit der Frage, was der furchtbare Lärm zu bedeuten habe.

„Lieber Jott," — erwiederte der Gefragte im schönsten Berliner Deutsch, — „et is man bloß eene Katzenmusik, der Koofmann hier an'n Platz schließt det Sonntags seinen Laden nich, und da derwegen — — "

Weiter konnte Hugo nichts verstehen, denn der Lärm wurde immer toller, immer diabolischer. Das Katzenmusikchor vergrößerte sich mit reißender Schnelle, denn von den reizenden Tönen mit magischer Gewalt herbeigelockt, kamen Schaaren von Gassenbuben aus allen Straßen herbeigeströmt und fielen mit lautem Miauen in den scheußlichen Chorus ein.

Die Menschenmenge wurde immer dichter und Hugo fand sich bald eingepreßt in einen dichten Menschenknäuel, aus dem er auch gar nicht zu entweichen suchte, denn die ungewohnte Scene erregte in ihrer drastischen Eigenthümlichkeit sein Jateresse.

Plötzlich aber nahm der bisher nur lächerliche Auftritt eine ernstere Gestalt an.

Schon seit einigen Minuten war, übertönt durch das gellende Geschrei, Gepfeife und Getute der Katzenmusikanten, das Signalhorn der Bürgerwehr in den benachbarten Straßen thätig gewesen.

Jetzt rückte höchst unerwarteter Weise eine Abtheilung Bürgerwehr mit gefällten Bajonetten gegen die Katzenmusikanten

uud die dicht zusammen gepreßte Menge löste sich plötzlich in wilder Flucht auf.

Tobend, schreiend, auf die Bürgerwehr schimpfend, flohen die Unruhestifter leichten Fußes, ihnen nach stürzten wuthentbrannt die in ihrer Ruhe gestörten Bürger, Alles vor sich niederwerfend, Jeden verhaftend, der ihnen unglücklicher Weise in den Weg kam.

Hugo befand sich bei der plötzlichen Attaque der Bürgerwehr gerade in der dichtesten Menge; so wurde er denn mit fortgerissen in dem wilden, unwiderstehlichen Strudel der eiligen Flucht.

Erst in einer ziemlich entlegenen Straße konnte er wieder, halb athemlos, zum Stehen kommen, während unter Jubeln, Pfeifen, Zischen, Miauen und Lachen noch immer ganze Schwärme von Straßenjungen an ihm in eiligster Flucht vorüberstürzten, um sich vor einer Verhaftung zu sichern, indem sie in den Händen der wüthenden Bürgerwehrmänner nur einige unglückliche Zuhörer der Katzenmusik zurückließen, denen es im Gefühl ihrer Unschuld gar nicht eingefallen war, sich zu flüchten.

Diese Unglücklichen wurden, nachdem sie mit tüchtigen Kolbenstößen regalirt worden waren, nach der nächstliegenden Wache gebracht, aber nach kurzer Zeit wieder entlassen, weil es sich herausstellte, daß sie vollkommen schuldlos waren.

Dies war der Hergang bei allen Katzenmusiken, deren Berlin in jener Zeit so viele gehört hat.

Hugo glaubte in einem wüsten, wirren Traume befangen zu sein, als er so plötzlich ein Zeuge der wilden Ausgelassenheit des Berliner Volkes und der bestialischen Wuth der zur Aufrechterhaltung der Freiheit bestimmten Bürgerwehr wurde.

Er hatte sich das Berliner Volk nach dem Kampfe des 18ten März so groß und herrlich gedacht, daß er tief und schmerzlich berührt wurde durch die erlebten Scenen, welche ihn so rauh aus seinen Idealen hinausrissen in die unschöne Wirklichkeit.

Langsam setzte Hugo seinen Weg fort, als er plötzlich eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte und sich umschauend hinter sich einen langen mageren Herrn mit einem gewaltigen blonden Schnurrbart erblickte, der ihn mit kleinen schwarzen Augen scharf musterte.

„Sagen Sie mir," — sagte der Fremde mit einer tiefen Baßstimme, — „verehrtester Herr oder Bürger, je nachdem Sie Reactionair oder Republicaner sind, der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht hier den jungen Brausekopf Hugo von Warren vor mir sehe. Sind Sie es, Verehrtester oder nicht?"

„Ich heiße allerdings Hugo von Warren; aber — —"

„Sie kennen mich nicht? Thut nichts, Verehrtester, ich hätte Sie auch nicht erkannt, wenn Sie nicht meinem alten Freunde und Kriegskameraden von Warren, Ihrem Vater, so ähnlich sähen wie eine junge Pute der andern. Ich bin der Major von Arnow!"

Als Hugo den Namen des Fremden hörte, war er hoch erfreut, denn der Major war einer der ältesten Freunde des alten Barons von Warren, und dieser hatte seinem Sohne oft von dem merkwürdigen Sonderlinge erzählt.

Der Major ergriff jetzt Hugo's Arm und zog den jungen Mann mit sich fort.

„Kommen Sie, Verehrtester" — sagte er lustig, — „wir wollen uns wieder zu dem souverainen Volke wenden, welches, wie ich wenigstens gehört habe, beabsichtigt, mit Erlaubniß einer hochverehrlichen Bürgerwehr dem General Aschoff eine solenne Katzenmusik zu bringen. Aber ehe wir auf etwas Anderes kommen, Verehrtester: welcher politischen Partei gehören Sie an? man muß das wissen, wenn man sich nicht zanken will. Sind Sie Reactionär oder Demokrat?" —

„Wie können Sie fragen?" —

„Freilich! Die Warren waren von jeher ächtes Volk=

blut!" — Also Reactionär! Vortrefflich, ein ächter Warren'scher Sprößling!" —

„Sie irren, Herr von Arnow! Ich bin nicht thöricht genug, an den alten Adelsvorurtheilen meiner Familie zu kleben!" —

„Also ein Demokrat, ein ungerathener Warren'scher Sprößling? — Auch gut, mein Verehrtester, mir ist das vollkommen gleichgültig; ich bin einer von den glücklichen Menschen, welche gar keine politische Meinung haben." —

„Sie gehören gar keiner Partei an? Das ist doch in jetziger Zeit fast unmöglich!" —

„Weshalb? Ich komme damit am besten durch. Komme ich mit Demokraten zusammen, so schimpfe ich auf diese, gegen Reactionäre raisonnire ich auf die Reaktion! So bleibe ich gut Freund mit allen Parteien."

„Ich sollte glauben," — erwiderte Hugo lachend, — „wenn Sie das Spiel umdrehten, kämen Sie noch besser fort!" —

„Mangel an Welterfahrung, Verehrtester! — Man verträgt sich nicht besser mit aller Welt, als wenn man sich mit Jedermann zankt. — Sind Sie schon lange in Berlin?" —

„Ich bin heute erst angekommen." —

„Ah, da haben Sie gleich die volle Glorie des herrlichen Berlins, des Brennpunkts norddeutscher Demokratie, wie meine Freunde sagen würden, gesehen. Wie hat Ihnen der Scherz gefallen?" —

„Er hat mich indignirt. Eine solche Komödie ist eines freien Volkes unwürdig!" —

„Wie, Verehrtester, Sie sind kein Freund der Katzenmusiken?" —

„Nein, wahrlich nicht! Ich mußte allerdings im ersten Augenblick über die komische Musik lachen; aber dennoch hat sie mich tief empört. Dergleichen kindische Kundgebungen demoralisiren das Volk, und würdigen es herab in den Augen der

ruhigen Leute, welche allen Ernstes die vollste Freiheit wollen, ohne aber die Ausschweifungen der Pöbelherrschaft zu billigen.“

„Gott, welcher philiströse, aristokratische Demokrat Sie sind! Sie müssen wissen, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der Katzenmusiken, so sehr, daß ich mir neulich selbst eine gebracht habe.“

„Das halte ich doch kaum für möglich,“ — entgegnete Hugo lachend.

„Es geht Alles, wenn man nur ernstlich will!“ — sagte der Major von Arnow ernst. — „Sehen Sie, die Sache trug sich folgendermaßen zu. Neulich Nacht hatte sich auch in meinem Bezirk ein treffliches Katzenmusikchor gebildet, und augenblicklich ließ unser Major, ein liebenswürdiger, einsichtsvoller Bierbrauer, die Bürgerwehr aus Leibeskräften zusammentuten. Ich ließ meine Compagnie ebenfalls antreten, (beilaufig gesagt, ich habe die Ehre, Hauptmann zu sein, man hat mich dazu gewählt, theils meiner Verdienste wegen, theils auch, weil ich im Bezirk entschieden den schönsten und längsten Schnurrbart habe.) Wir hielten nun Kriegsrath der sämmtlichen Offiziere, ob wir die Katzenmusikanten durch einen Bajonettangriff oder auf andere Weise auseinander bringen sollten. Ich machte mich anheischig, wenn das Bataillon nur noch eine Katzenmusik mit anhören wolle, sollten die Herren Musikanten von selbst auseinandergehen und noch außerdem der Bürgerwehr ein Lebehoch bringen.

Die Idee fand Anklang, man ließ mich gewähren. Ich setzte mich nun sofort in Bewegung und mischte mich unter die Musikanten. Mitten in dem Haufen stellte ich mich auf einen Prellstein.

Es war ein Lärm zum Tollwerden, aber mit Donnerstimme durchdrang ich ihn, indem ich schrie:

— Mitbürger, Arnow hat das Wort! — Hab' ich's? —

— Ja, — brüllte der ganze Haufen.

— Na, dann haltet Ihr die Schnauze und laßt mich allein

reden! — Ein furchtbares, nicht endenwollendes Gelächter war die Antwort auf meine höfliche Anrede; aber sobald das Gelächter sich gelegt hatte, war auch Alles still.

Ich hielt nun eine schöne, herzrührende Rede an das edle souveräne Volk, und Sie müssen wissen, ich bin ein großer Volksredner, Verehrtester! Ich versicherte, daß ich tief durchdrungen sei von der Schönheit einer Katzenmusik; aber auch des Guten könne man zu viel thun; besonders aber fürchtete ich dies mit den herrlichen Katzenmusiken, welche im Werth verlören, wenn man zu verschwenderisch damit umginge.

Das leuchtete allgemein ein, und als ich nun gar am Schluß meiner trefflichen Rede das edle Volk bat, doch mit mir zu ziehen und mir selbst vor meiner Wohnung in der benachbarten Straße eine Katzenmusik zu bringen, damit meine alte Cousine auch einmal das langersehnte Vergnügen hätte, dergleichen zu hören, da hätten Sie den Jubel hören sollen, Verehrtester.

Zwei handfeste Kerle nahmen mich auf die Schulter und trugen mich im Triumphe der Volksmenge voraus nach meiner Wohnung, und der ganze jubelnde, lachende, bellende, schreiende, pfeifende Haufen folgte ihnen auf der Ferse nach.

So ging's bei unserem an der Ecke stehenden Bataillon vorüber, unser Major fiel fast in Ohnmacht, als er mich vorbeitragen sah.

— Die Bürgerwehr soll leben, Vivat hoch! — rief ich mit Donnerstimme.

Ein schallendes Hoch war die Antwort der Tausende, welche mir folgten. Da konnten sich die guten Spießer vor Rührung nicht halten, sie brachten ein Hoch aus auf das edle Volk und folgten dann Alle, Alle mit Sack und Pack, den Kuhfuß auf dem Rücken; kein Schelten und Schimpfen, kein Kommando unseres guten Majors konnte sie zurückhalten, so daß der arme Mann endlich nicht umhin konnte, selber mitzugehen.

So zogen wir fürbaß nach meiner Wohnung, dort machten wir Halt und brachten mir eine Katzenmusik; aber ich versichere Ihnen, ich habe nie etwas Schöneres, etwas Großartigeres gehört. Es war eine Lust! — Meine gute Cousine glaubte, die Welt ginge unter. Im Hemd sprang sie aus dem Bette und schaute zum endlosen Jubel des Volks mit ihrer weißen Nachtmütze zum Fenster hinaus.

Als ich die alte Dame am folgenden Tage fragte, wie ihr das Concert gefallen habe, versicherte sie alles Ernstes, sie habe im ersten Augenblick, als sie mich, auf dem Kellerhals gegenüber stehend, das Concert mit dem blanken Degen dirigiren gesehen, geglaubt, ich sei verrückt geworden, dann aber fügte sie schüchtern und erröthend mit einem Seufzer hinzu: Sie sind doch immer noch der lose Vogel, lieber Arnow, wie vor — — 40 Jahren! —

Mit meiner Katzenmusik war der Spaß zu Ende, ich erhielt noch ein donnerndes Lebehoch und dann gingen wir allerseits höchlichst mit einander zufrieden nach Hause!" —

Siebentes Kapitel.

Wie Hugo tiefer in das Berliner Straßenleben eingeweiht wird.

Hugo mußte unwillkürlich über die drollige Erzählung des Major Arnow lachen. Er war allerdings noch nicht vollkommem durch dieselbe von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Katzenmusiken überzeugt, aber er sah mehr und mehr ein, daß dieselben hervorgingen aus dem jovialen Charakter des Berliner Volks, daß ihnen in der That nur der stets übersprudelnde Witz des Berliners, seine Lust zu thörichten und

lustigen Streichen, nicht aber eine bösartige oder schlechte Absicht zu Grunde lag.

Der Major erzählte ihm viel von den Katzenmusiken in Berlin und auch von andern tumultuarischen Scenen, an denen die Zeit seit dem 18. März so reich gewesen war. Der Major erzählte mit einer so drastischen Lustigkeit, er wußte mit so hellen Farben die Eigenthümlichkeit des Berliner Volks in's rechte Licht zu stellen, daß Hugo bald wieder seine verlorene Fröhlichkeit zurückerhielt uud eine mildere Ansicht gewann über den Charakter des Volks, an dem er durch die Katzenmusiken, welche ihn tief und schmerzlich berührt hatten, zu zweifeln versucht gewesen war.

In heiteren Gesprächen gingen die neuen Freunde weiter. Sie wendeten sich nach den Linden, wo sie bereits wieder große Massen des Volks versammelt fanden.

Schwärme von Gassenbuben, gemischt mit Gesellen, aber auch mit Leuten aus den höheren Ständen, zogen die Linden auf und nieder. Nur an einigen Stellen, besonders an den Straßenecken, waren die Massen stehen geblieben und ein jugendlicher Redner bildete gewöhnlich den Kern derselben.

„Kommen Sie, Verehrtester," — sagte der Major zu Hugo — „Sie müssen nothwendiger Weise unsere Berliner Volksredner in ihrem vollsten Glanze kennen lernen und das geschieht nicht besser, als wenn sie dieselben im Lindenclub an der politischen Ecke bewundern. Sehen Sie da jenen großen Haufen bei Kranzler an der Ecke stehen? Ich will wetten, daß dort der herrliche Lindenmüller eine hochtönende Rede im jöttlichen Berliner Deutsch hält. Sie müssen das hören, um's zu glauben. Kommen Sie, lassen Sie uns herantreten an jenen dichten Haufen, Sie werden es nicht bereuen." —

Hugo folgte gern der Aufforderung des Majors. Ihm lag ja jetzt vor allen Dingen daran, das Volk von Berlin in

allen seinen Schattirungen kennen zu lernen, und dazu war gewiß der Lindenclub einer der geeignetsten Orte.

Zwischen den Linden, dicht an der Kranzlerschen Conditorei hatte sich ein gewaltiger Menschenhaufen, wohl von mehreren hundert Mann, gebildet. Alle Stände waren hier vertreten, vom feinen Stutzer bis zum schäbigst angezogenen Arbeiter. Alle Altersklassen, vom Greise bis zum Knaben, selbst Frauen und Mädchen fehlten nicht. In der Mitte des Haufens stand etwas erhöht, wahrscheinlich auf einer Bank, ein großer hagerer Mann mit rothem Bart. Er hielt mit donnernden Worten eine Rede an das ihn umringende Volk, welches ihm mit Jubel zuhörte und oft in ein lautes Gelächter ausbrach über die drolligen, ganz dem Berliner Witz angemessenen Einfälle. Es war einer der beliebtesten Berliner Straßendemokratn, der hier zum Volke sprach und es ermahnte, endlich aufzuhören mit den Katzenmusiken, welche nur geeignet wären, auf's Neue den Haß zu schüren zwischen dem Volke und der Bürgerwehr.

Er erzählte mit drolligen Worten, wie schrecklich es für den armen Berliner Bürger wäre, wenn er mitten in der Nacht herausgestört würde aus dem warmen, weichen Bette, und nun hinaus müßte auf die Straße, um, den schweren Kuhfuß auf dem Rücken, einzuschreiten gegen einige Dutzend lustige Schusterjungen, die ihrem Meister oder sonst einer unbedeutenden Person, aus reiner Lust zu Unfug eine Katzenmusik brächten.

„Seht Kinder," — sagte er — „es is die armen Deibels jar nich zu verdenken, wenn sie denn eklig werden und kitzeln een Bisken mit de Bajonette. Ein Mensch is ja keen Vieh, un der Bürger will ooch seine Ruhe haben, un wenn er bei Muttern is un soll denn fort, denn wird er eklig. Bedenkt, Kinderchens, daß wir jetzt Alle zusammenhalten müssen von wegen der Reaction. Drum laßt die verfluchtigten Katzenmusiken und haltet Friede mit de Bergers." —

Diese Rede wurde mit großem Jubel von dem versam-

melten Volke aufgenommen; aber als sich wenige Augenblicke darauf in einem benachbarten Haufen der Ruf:

„Zu Aschoff, zu Aschoff"

erhob, da war denn plötzlich auch wieder der Eindruck der Ermahnungen verflogen und mit lautem Jubel schlossen sich die Hunderte einem andern Volkshaufen an, der mit wildem Geschrei die Linden entlang nach der Dienstwohnung des General Aschoff, des verhaßten Commandeurs der Berliner Bürgerwehr, zog.

Vor dem Hause sammelte sich bald ein ungeheurer Haufen von Volk, welcher mit lautem Schreien und Toben die Abdankung des Bürgerwehrcommandeurs forderte. Zu gleicher Zeit ertönten in allen benachbarten Straßen die Signalhörner der Bürgerwehr, um die Compagnieen zusammenzurufen, damit dieselben ihrem Commandeur zu Hilfe eilten.

Die Volkshaufen vor dem Hause des General Aschoff vergrößerten sich mit jedem Augenblick; auch Hugo und der Major von Arnow befanden sich unter denselben. Sie waren, wie so unzählig viele andere Neugierige, dem wilden Zuge gefolgt, nur um zu sehen, was es wohl geben würde.

Eine Deputation wurde vom Volke erwählt; einige an der Thür stehende, ziemlich anständig aussehende Leute mußten die Wünsche des Volks dem General Aschoff vortragen, und diese Wünsche bestanden denn in nichts Geringerem, als eben in der Abdankung des verhaßten Bürgerwehrcommandanten. Der General weigerte sich natürlicher Weise, auf so ordnungslos vorgebrachte Wünsche einzugehen. Damit war aber das Volk nicht zufrieden. Ein wilder, wüthender Tumult erhob sich, und trotz der begütigenden Zusprache verschiedener Volksmänner, welche sich unter dem Haufen befanden und die aufgeregten Massen auseinander zu bringen versuchten, wurde doch der Lärm und das Toben mit jedem Augenblick ärger. Selbst die Worte Lindenmüllers und anderer sonst beliebter und einflußreicher Straßendemokraten verhallten ungehört. Der Lärm artete bald

aus in eine vollständige Katzenmusik, welche einen um so großartigeren Eindruck machte, als sie von vielen Tausenden, dicht gedrängt stehenden Menschen in allen Tonarten ausgeführt wurde. Es war ein Geschrei, ein Pfeifen, Miauen und Bellen, wie es wohl kaum vorher irgend eine Katzenmusik aufzuweisen gehabt hatte.

Die Aufregung steigerte sich, als auch hierauf der General Aschoff sich noch nicht bewogen fand, von seinem Posten abzutreten. Schon wurde das Steinpflaster aufgerissen, und trotz aller Abmahnungen ruhiger Männer, begannen doch bedenkliche Vorzeichen eines nahen Sturmes sich zu zeigen.

Da kam endlich, durch die Signalhörner gerufen, eine Abtheilung Bürgerwehr dem bedrängten Commandeur zu Hülfe. Langsam, ruhig in Colonnen vorwärts schreitend, säuberte sie die Straße.

Vergeblich machte das Volk den schwachen Versuch, aus einigen Bohlen eine Barrikade zu bauen. Sie wurde bald vernichtet und die Bürgerwehr trieb die Unruhestifter vor dem gefällten Bajonette her, ohne indessen Jemand zu verwunden.

Erst als, vom Volke geworfen, einige Steine unter die ruhigen Bürger fielen, erst da bemächtigte sich derselben eine furchtbare Aufregung; jetzt stürzten sie wie eine wüthende Meute auf das Volk und trieben dasselbe mit Kolbenstößen vor sich her.

Es war eine Scene der Aufregung, die den an dergleichen Vorfälle nicht gewöhnten Hugo glauben ließ, daß sie die ernstesten Ereignisse zur Folge haben müsse. Auch der Major Arnow und Hugo befanden sich natürlicherweise unter den Flüchtenden. Als sie endlich wohlbehalten unter den Linden angekommen waren, blieb der Major stehen und fragte laut lachend:

„Nun mein Verehrtester — wie gefällt Ihnen unsere treffliche Bürgerwehr und unser liebenswürdiges Volk? Sind das nicht Scenen, wie man sie sich nicht possierlicher, nicht lächerlicher wünschen könnte?“ —

„Ich begreife nicht, — entgegnete Hugo ärgerlich — wie Sie, Herr Major, noch lachen können über einen Auftritt, der mich wieder auf's Tiefste und Schmerzlichste berührt hat. Diese tollen Auftritte des Scandals, diese unsinnigen Tumulte müssen, wenn sie sich oft wiederholen, nothwendigerweise der schönen Sache der Freiheit schaden; denn sie beweisen leider nur auf das Deutlichste, daß das Volk Vergnügen findet an der Gemeinheit, daß es sich noch nicht selbst zu zügeln im Stande ist. Sie geben der Reaktion einen gerechten Anhaltepunkt und machen gerade unter der ruhigen Bürgerschaft, welche naturgemäß demokratisch sein müßte, einen Haß, eine Verachtung gegen die niedern Volksklassen rege, welche die Bürger bestimmen wird, sich der Reaktion in die Arme zu werfen." —

„Bah!" — entgegnete der Major — „Verehrtester, Sie nehmen die Sache viel ernster, als sie genommen zu werden verdient. Hinter allem diesem Scandal ist nichts, als daß einige hundert tobender Schusterjungen sich ein Vergnügen daraus machen, die Bürgerwehr zu hänseln, indem sie schreien und pfeifen. Diesen Burschen ist natürlicherweise die jetzige Freiheit etwas Ungewohntes, sie sind wie die jungen Fohlen und schlagen aus, da man sie einmal frei herumlaufen läßt. Das ist kein Unglück, sie werden bald genug von selbst zur Vernunft kommen. Laßt sie nur eine kurze Zeit gewähren, nur eine kurze Zeit im Rausche des Vergnügens baden, dann wird ihnen dieser Lärmen selbst zum Ekel, dann werden sie von selbst allen etwanigen Exessen zu steuern versuchen. Glauben Sie denn daß es möglich ist, daß ein Volk, welches so lange in der drückendsten Sklaverei gelebt hat, mit einem Male zur Freiheit erwacht, und sich dann urplötzlich auch derselben vollständig würdig zeigt, daß ein Volk, welches bisher unter der strengsten Zuchtruthe gehalten worden ist, nun plötzlich zum vollen Bewußtsein der Gesetzlichkeit gelangt?" —

„Das sind Chimären mien Verehrtester, und nur ein

jugendlicher Enthusiast kann dergleichen verlangen. Das Volk ist jung in der Freiheit, und es macht Jugendstreiche, welche wir, die wir uns schon länger mit dem Gedanken der Freiheit getragen haben, mit dem verzeihenden Auge des Vaters ansehen müssen.“ —

Hugo erstaunte über die ernsten Worte des Majors, aus deren Duldsamkeit und Güte offenbar eine tiefe Theilnahme an dem Volkswohle hervorging, welche ihm bei der leichtsinnigen Art, in der sich vorher der Major über die Katzenmusiken und seine Theilnahme an denselben geäußert hatte, um so unerwarteter kam. Er begann zu ahnen, daß unter der rauhen Hülle, welche der Major nach außen zu kehren gewöhnlich für gut fand, doch ein edler, schöner Kern verborgen liege, und er nahm sich fest vor, wenn irgend möglich, die Bekanntschaft des Majors weiter zu suchen. Er sah wohl ein, daß er von dem alten, welterfahrenen Manne der mit Ruhe und Unparteilichkeit die Bewegung, in der selbst ohne direkte Theilnahme stand, beurtheilte, noch Vieles lernen könnte, und nahm deshalb gern ein Anerbieten des Majors an, welcher ihm vorschlug, am folgenden Tage mit ihm einer Volksversammlung unter den Zelten beizuwohnen. Mit dem Versprechen, am nächsten Tage die heute begonnene Unterhaltung fortzusetzen, schieden die beiden neuen Freunde. Hugo ging nach seiner neuen Wohnung, einem einsam, in einer entfernten Straße im höchsten Stock gelegenen Stübchen, um hier in einer schlaflosen Nacht nachzudenken über die Ereignisse, welche ihm der erste Tag seines Aufenthalts in Berlin in so reicher Fülle dargeboten hatte.

Achtes Kapitel.

Hugo lernt viele berühmte Demokraten und das niedliche Röschen kennen.

Als Hugo nach kurzem Schlummer erwachte, war es schon ziemlich spät am Tage. Er stand auf, und sah sich traurig in dem öden, kleinen Zimmer um, welches er zu bewohnen gezwungen war. Seine geringen Geldvorräthe konnten nur für kurze Zeit ausreichen, und noch wußte er nicht, welche Mittel zum Broderwerbe er in der großen Stadt, in welcher er durchaus fremd war, ergreifen sollte.

Er hatte gehofft, durch den Einfluß seines Oheims vielleicht bei irgend einer Eisenbahn, oder einer andern industriellen Unternehmung eine kleine Stelle zu bekommen; aber auch diese Hoffnung war jetzt zu Wasser geworden, da er sich mit dem Baron von Warren vollständig überworfen hatte.

Nichts desto weniger blickte Hugo doch mit einer großen Lebensfrische in die Zukunft. Er war sich bewußt, seine Zeit gut angewandt zu haben. Er hatte Talent und eine gute Feder. Schon früher hatte er für kleine Blätter einzelne, freilich schlecht bezahlte, Artikel geliefert, und jetzt gab er sich daher der Hoffnung hin, daß es ihm wohl möglich werden würde, mit seiner Feder ein, wenn auch kümmerliches, Leben zu fristen.

Hugo war einer jener seltenen Menschen, welche in jedem Augenblick bereit sind, ihre eigene Zukunft den Ideen zu opfern, denen sie mit aller Liebe und Gluth des Herzens angehören, und er fühlte sich daher glücklich, daß er jetzt in den Stand gesetzt war, sich ganz und vollständig der Demokratie hinzugeben, ohne länger an die Pflichten eines ihm widerlichen Standes gebunden zu sein.

Während Hugo noch beschäftigt war sich anzuziehen, klopfte es an die Thür, und herein trat der alte Major von Arnow.

„Ei sieh da, Verehrtester! Sie scheinen ein Langschläfer zu sein; es ist eilf Uhr und Sie sind noch kaum aus den Federn gekrochen? Ich komme Sie abzuholen, um Ihnen die Matadore unserer Demokratie vorzustellen, haben Sie Lust diese Federhelden der Tagesgeschichte kennen zu lernen.“ —

„Gewiß!“ — entgegnete Hugo, — „Sie werden mir dadurch sogar einen großen Gefallen thun, denn da ich gegenwärtig mich lediglich mit Politik zu beschäftigen gedenke, muß es mir natürlicher Weise nur angenehm sein, die Führer der Demokratie in Berlin kennen zu lernen.“ —

„Machen Sie sich keine zu großen Erwartungen, mein Verehrtester, Sie möchten sich getäuscht fühlen; unsere Demokraten-Führer sind zum Theil recht liebe, vortreffliche Leute, aber auch eben nur zum Theil; es hat sich in ihre Reihen auch ein wahrhaft abscheuliches Gesindel eingeschlichen, und Sie werden stannen, wenn Sie diese Leute sehen und hören, daß es die Leiter der Berliner Demokratie sind, die Männer, in deren Händen im gegenwärtigen Augenblick vielleicht das Schicksal Preußens ruht. Ich verkenne nicht, daß viele von unsern Demokraten mit dem redlichsten Willen für das Volk zu arbeiten entschlossen sind, aber andererseits sehe ich auch mit tiefem Bedauern, daß diese Männer weder die Kraft, noch die Fähigkeit haben, die Partei von jenen Subjecten zu reinigen, welche sich derselben aus Eigennutz oder Ehrgeiz angeschlossen haben.“ —

„Sie machen mir keine sehr einladeude Schilderung.“ —

„Ich kann es nicht, Verehrtester, ich sehe immer die Dinge so, wie sie sind, und täusche mich nicht gern, auch wenn ich wohl wünschte, mich täuschen zu können. Sehen Sie, man macht jetzt unsrer Demokratie gewaltige Vorwürfe; man thut's mit Unrecht, denn man vergißt, daß bei jeder Bewegung eines Volks der schlechteste Schaum immer zuerst hervorkommt; lassen Sie der Bewegung nur Zeit, sich auszugähren, dann wer-

den alle jenen unreinen Elemente abgestoßen und durch bessere Kräfte ersetzt werden. Kommen Sie, Sie sollen selbst urtheilen, ob ich mit Ruhe und Unbefangenheit die Partei, der ich gern angehören möchte, geschildert habe." —

Hugo hatte sich während dieses Gesprächs schnell angezogen und folgte jetzt dem Major, der ihn freundlich unter den Arm nahm und mit ihm, wie er sagte, nach dem demokratischen Standquartier, der Restauration von Hartmann, wandelte.

Es war mittlerweile etwa 1 Uhr geworden, als die beiden Freunde in das geräumige Restaurationslokal traten. Sie fanden die Tische schon ziemlich besetzt durch eine große Anzahl bärtiger Herren, welche sich in lautem Gespräche fast nur über Gegenstände der Tagespolitik ergingen. Ein liebliches Mädchen eilte schnell zwischen den Tischen hin und her, indem sie den zahlreich versammelten Gästen die oft geleerten Seidel Bier brachte.

„Röschen!" — rief der Major beim Eintreten der Kellnerin entgegen, — „mein kleiner Engel, bringen Sie hier für mich und meinen Freund ein Paar Seidel und setzen Sie sie dort an jenen Tisch, wo ich bereits den verehrungswürdigen Doctor Seidler eine vortreffliche Rede halten höre. Kommen Sie, Verehrtester," — fuhr er zu Hugo gewendet fort, — Sie sollen jetzt den größten Mann unsres Jahrhunderts, den herrlichen Doctor Seidler kennen lernen, der," — sagte er leiser — „meiner Ueberzeugung nach der jämmerlichste Schuft ist, welcher jemals eine Tribüne betreten hat." —

An einem der Tische saß, umgeben von einer großen Schaar junger Demokraten, der uns bereits aus einem frühern Kapitel bekannte Doctor Seidler. Er hielt eine Art Vortrag an die Versammelten, indem er fortwährend seinen gewaltigen Bart mit der Hand strich.

Der Major trat an den Tisch, und als Seidler einen Augenblick pausirte, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte:

„Gut gebrüllt, Löwe! — Seid Ihr hier versammelt, Doctor, oder kann ich mit meinem jungen aristokratischen Freunde hier an Eurem Tische mit Platz nehmen? Ich wünsche den jungen Springinsfeld mit Eurer geistreichen Gesellschaft bekannt zu machen, denn er kommt nach Berlin, um hier Demokratie zu studiren." —

Doctor Seidler drückte dem Major die Hand und lud mit einer herablassenden Handbewegung Hugo ein, neben ihm Platz zu nehmen; dann fuhr er in seinem Redefluß zu der ihm andächtig lauschenden Gesellschaft fort, indem er mit vielem Witze, mit scharfem Geiste nnd einer bewundernswürdigen Redefertigkeit einige unglaubliche Abentheuer aus seinem viel bewegten Leben erzählte. Besonders erging er sich nicht ungern in Schilderungen, wie er mit hohen Personen bekannt und befreundet sei, mit diesen auf dem traulichsten Fuße lebe, und nur jetzt von ihnen, durch seine entschiedene Anhänglichkeit an die Demokratie, sich habe trennen müssen.

Auch einige der andern Anwesenden gaben Erzählungen aus ihrem Leben, besonders in den letztverflossenen Tagen, wie man sie eben beim Bierglase hört, zum Besten; es war jedoch, dies läßt sich nicht leugnen, eine Unterhaltung, welche nicht ohne Geist geführt wurde, den die meisten von denen, welche hier sprachen, hatten ein wildes, wechselvolles Leben hinter sich, und wohl Stoff genug, um eine Gesellschaft im Bierhause zu erheitern.

Die Einen waren erst seit kurzer Zeit in Folge der Märzrevolution aus langjähriger Verbannung zurückgekehrt in's deutsche Vaterland, Andere waren durch die Amnestie von den Festungen befreit, auf denen sie als Burschenschafter lange Jahre gesessen hatten, wieder Andere hatten manche Lebenscarriere versucht, ehe sie eingelaufen waren in den Hafen der Demokratie; aber Alle wußten mit Witz und Geist ihre Erlebnisse zu schildern und sie umzugestalten in interessante Erzählungen.

Hugo, der ganz fremd in diese Gesellschaft hineingeschneit war, nahm an der Unterhaltung nur insofern Antheil, als er mit aufmerksamem Blick die Anwesenden musterte und mit scharfem Ohre ihren Gesprächen lauschte, um sich aus denselben ein richtiges Bild von dem Charakter der Männer zu nehmen, welche ihm der Major Arnow als die Führer der Berliner Demokratie bezeichnet hatte. Er war, von dem Major gewarnt, nicht eben mit großen Erwartungen in diese Gesrllschaft gekommen, aber dennoch fühlte er sich, als er die Reihe dieser Männer überblickte, in vieler Beziehung noch immer in seinen Erwartungen getäuscht, wenn er auch andererseits wieder Manchen hier zu bemerken glaubte, der weit über den Andern zu stehen schien.

Die Meisten trugen deutlich das Gepräge des Standes, der in jener Zeit, besonders in der Demokratie, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand bekommen hatte, des Standes der Literaten, und zwar jener eigenthümlichen Klasse der Literaten, welche sich lediglich mit der seichten und oberflächlichen Tagesliteratur beschäftigt, der eigentlichen Journalschreiber. Eine merkwürdige Erscheinung war es außerdem, daß fast zwei Dritttheile unter den Anwesenden die scharf ausgeprägten Züge des Judenthums trugen. Es hat diese Wahrnehmung, welche fast in allen Ländern Deutschlands gemacht worden ist, zu vielfachen Angriffen auf die Juden Veranlassung gegeben; man glaubte in ihnen das einzige revolutionäre Element Deutschlands zu finden, während in der That doch nur der sehr verschiedene Nationalcharakter der Juden und der eigentlichen Germanen die Ursache an der allerdings hervorstechenden Erscheinung ist, daß überall in Deutschland die Mehrzahl der demokratischen Führer der jüdischen Religion angehört.

Eine gewisse Schüchternheit liegt eben so sehr im germanischen Charakter, als ein freies Hervortreten in dem des Volkes Israel, daher kam es, daß die Christen lange zögerten, ehe

sie die Rednertribüne zu besteigen wagten, während schon längst vor ihnen die jüdischen Literaten, welche sich der Sicherheit der Sprache bewußt waren, den Platz auf derselben eingenommen hatten.

Hugo, so freisinnig er auch war und ein so entschiedener Freund der Juden-Emancipation er auch von je her gewesen, fühlte sich doch nicht ganz wohl in dieser Gesellschaft; manches im National-Charakter der Juden berührte ihn unangenehm und er fand gerade diese unangenehmen Seiten, eine gewisse Gesprächigkeit, ein fast zudringliches Benehmen, eine hervorstechende Eitelkeit und den Wunsch, sich überall zur Geltung zu bringen, in diesem Kreise so scharf ausgeprägt, daß er unwillkürlich aus demselben sich heraus sehnte und nur deshalb blieb, weil er es als eine Pflicht anerkannte, sich jetzt den Führern der Demokratie zu nähern, mit denen er, wenn er für die Sache der Freiheit wirken wollte, Hand in Hand gehen mußte. Hugo's Pläne für die Zukunft bestanden besonders darin, daß er, bei einem etwa ausbrechenden Kampfe der Reaction gegen die Demokratie, der letzteren seine militärischen Kenntnisse und seinen Arm leihen wollte. Er wußte, daß in der Demokratie der Mangel an guten Offizieren höchst fühlbar war, daß die Demokratie allerdings über gewaltige Massen gebieten konnte, daß diese aber ungeordnet waren, und daß daher die durch ein mächtiges, wohlgeübtes, gut bewaffnetes Heer unterstützte Reaction leicht das Volk wieder um die Früchte der im März mit so vielem Blut erkauften Siege bringen könnte.

Hugo's Plan war deshalb, theils die ungeordneten Massen der Arbeiter zu organisiren, um aus ihnen eine mächtige Schutzwehr für die Demokratie zu bilden, andererseits aber auch auf das Heer selbst einzuwirken, um dies zu demokratisiren und aus demselben statt einem Feinde der Volksfreiheit eine mächtige Stütze derselben zu machen.

Hugo lauschte aufmerksam den verschiedenen Gesprächen,

welche sich nach und nach aus dem gewöhnlichen Gleise in die Tagespolitik hinüber gespielt hatten. Eine Frage war es besonders, welche in damaliger Zeit Berlin, und daher auch die anwesende Gesellschaft eifrig beschäftigte; dies war die Frage der allgemeinen Volksbewaffnung.

Es hatte sich im Verlauf der seit der Revolution vergangenen Wochen gezeigt, daß das Institut der Bürgerwehr sich nach und nach zu einem vollkommen antidemokratischen herangebildet hatte; die Bürger hatten sich von den Arbeitern geschieden, sie waren bewaffnet worden, und bildeten gegenwärtig den Arbeitern gegenüber eine feindliche Partei, eine Partei, von der es sogar unentschieden war, ob sie ihre Waffen nicht vielleicht der Reaction zu leihen im Stande wäre, nur deshalb, weil sie eingeschüchtert war durch das allerdings stürmische Vorwärtsschreiten der Demokratie und durch die Forderungen, welche an allen Orten die sich frei fühlenden Arbeiter den Bürgern gegenüber erhoben. —

Die Führer der Volkspartei arbeiteten daher in damaliger Zeit ganz besonders darauf hin, daß außer der Bürgerwehr auch noch der übrige Theil des Volkes Waffen in die Hände bekomme, um im Falle eines Kampfes eine genügende Macht zur Disposition zu haben.

Es hatte sich nach und nach an dem Tische, an welchem Doctor Seidler gewissermaßen das Präsidium führte, eine große Anzahl von Männern, die, wie Hugo später hörte, sämmtlich zu den bekannten Klubrednern Berlins gehörten, eingefunden und Doctor Seidler hatte das ordnungslose Gespräch mit vieler Geschicklichkeit in eine geordnete Debatte überzuführen gewußt, deren Gegenstand eben die Frage bildete, mit welchen Mitteln man zur allgemeinen Volksbewaffnung gelangen könne. Im Zeughause lag, dies war den Führern der Volkspartei bekannt, noch eine große Menge von Waffen und es erschien jetzt den Demokraten als die wichtigste Aufgabe, sich dieser Waffen zu

bemächtigen, wo möglich auf dem Wege der Güte, der Unterhandlung mit dem schwachen Ministerium, welches damals an der Spitze des Staates stand; wenn dies nicht möglich wäre — auf dem Wege der Gewalt.

Mit Staunen hörte Hugo, wie in dieser öffentlichen Restauration, in seiner, eines Fremden Gegenwart, Pläne besprochen wurden, in welcher Art das Zeughaus zu nehmen wäre, und welche Maaßregeln im Falle eines Kampfes mit der Regierung zu ergreifen seien. Die Führer der Demokratie fühlten sich so unendlich sicher, und glaubten die Herrschaft so gewiß in den Händen zu haben, daß alle jene verwegenen, dem Gesetze zuwider laufenden Pläne hier ganz ruhig und unbefangen besprochen wurden; der Mangel an jeder Vorsicht, war ein charakteristisches Zeichen der damaligen Demokratie.

Am deutlichsten zeigte sich dies dadurch, daß während aller dieser Unterhandlungen das niedliche Schenkmädchen bald zu dem einen, bald zu dem andern der Gäste ging, sich neben dieselben setzte und mit ihnen liebkoste, ohne daß diese sich im Geringsten in der so wichtigen Debatte stören ließen.

Hugo wurde dadurch zuerst auf das Mädchen aufmerksam, und unwillkürlich konnte er den Blick kaum mehr von ihr abwenden, so wunderbar wurde er durch das eigenthümliche Benehmen, die merkwürdige Lebensfrische des jungen Mädchens angezogen. —

Röschen war ein liebliches Mädchen von etwa 18 Jahren, eine volle, kräftige, lebensfrische Gestalt; das Gesicht des jungen Mädchens hatte einen eigenthümlichen Ausdruck sanfter Weichheit, um den frischen Mund spielte stets ein freundliches Lächeln und trotz ihres freien, den Schenkmädchen eigenen Benehmens, hielt sie doch stets die Schranken weiblicher Schüchternheit und Anständigkeit. Trotzdem aber war in diesem schönen Gesicht ein Zug, welcher Hugo ein gewisses Mißtrauen einflößte. Die einzigen Fehler in dem sonst reizenden Gesicht, waren die kleinen

blauen Augen, in denen ein Ausdruck von Falschheit, aber nur von Zeit zu Zeit sich bemerklich machte, der dem übrigen Ausdruck des Gesichts geradezu widersprach, und die niedrige schmale, zusammengedrückte Stirn, welche mehr auf Verschmitztheit, als auf Geist schließen ließ. —

Auch neben Hugo, wie neben alle übrigen Gäste, setzte sich Röschen, um einige Worte mit ihm zu plaudern, aber sie verließ den schweigsamen jungen Mann, der ihre liebenswürdige Gegenwart nicht zu würdigen schien, bald wieder, obgleich sie offenbar mit Wohlgefallen es bemerkte, wie Hugo sie fortwährend mit seinen Blicken verfolgte. Während so die Kleine nur darauf bedacht schien, sich das Wohlwollen ihrer Gäste durch liebenswürdige Plaudereien zu erwerben, entging es doch der scharfen Beobachtung Hugos nicht, daß sie fortwährend mit der größten Aufmerksamkeit nach der am Tische geführten Debatte hinhorchte, ohne sich dies merken lassen zu wollen, und ein gewisses unbehagliches Gefühl ergriff Hugo bei dieser Bemerkung; er fühlte, daß das scheinbar so unbedeutende lebenslustige junge Mädchen, unter der Maske der Freundlichkeit gegen die anwesenden Gäste, ganz andere Gefühle verbarg, er ahnte, daß Röschen, der Liebling der ganzen Gesellschaft, auf die Gespräche derselben nur hörte, um sie vielleicht zu andern Zwecken zu benutzen.

Die Debatte war nach und nach sehr heftig geworden, es zeigten sich in derselben die verschiedenen Parteien der Demokratie, die extremsten Ansichten wurden geltend gemacht und mit einem ungestümen Feuer vertheidigt. Einige jüngere Redner wollten jeden Weg der Unterhandlung mit dem Ministerium über die Waffen-Abgabe an das Volk vermieden wissen, sie wollten unter jeder Bedingung die Bewaffnung der Arbeiter, unter jeder — selbst der des Kampfes. Eine Volksversammlung hieß es, müsse ausgeschrieben werden, in ihr die Frage de Volksbewaffnung erörtert, und dann mit den versammelten

Massen gegen das Zeughaus vorgeschritten werden, um die dort aufgehäuften Gewehre unter die Arbeiter zu vertheilen. Wieder Andere waren ruhiger, vernünftiger, aber sie fanden wenig Anklang, wenn sie den Weg der Unterhandlung mit dem Ministerium, als den einzig zum Zwecke führenden bezeichneten. Es wurde endlich beschlossen, daß eine aus den verschiedenen Klubs ernannte Kommission, diese Frage in die Hand nehmen, näher erörtern, und zum Abschluß bringen solle; jedenfalls müsse dieser Kommission aber die Pflicht auferlegt werden, auch für die äußersten Fälle Sorge zu tragen.

Die Debatte über diesen Gegenstand hatte für Hugo das höchste Interesse, er hatte durch dieselbe zum ersten Male ein klares, deutliches Bild von den Männern bekommen, welche in Berlin an der Spitze der Partei standen; er hatte viel unbedeutendes, viel Extravagantes, sogar Unsinniges gehört — hatte doch sogar einer der Redner den Vorschlag gemacht, sofort den Kreuzberg zu unterminiren, um denselben, falls von dort aus Berlin beschossen werden sollte, in die Luft zu sprengen — aber neben solchen, von jüngeren Tollköpfen ausgehende Ideen, hatte er auch manche tüchtige und geistvolle Rede gehört, und er begann einzusehen, daß, wie ungünstig sich auch für den ersten Augenblick die Führer der Demokratie ihm dargestellt hatten, doch unter denselben viele sich befanden, welche mit ernster Ruhe und tüchtigem Verstande, mit energischer Kraft und besonnener Mäßigung, die Sache des Volks in die Hand genommen hatten, welche aber freilich in jener drängenden Zeit durch die Menge der extremen Köpfe unterdrückt wurden. Hugo nahm sich vor, sich an diese Männer besonders anzuschließen, mit ihnen Hand in Hand zu gehen, um dem Ueberstürzen jener jüngern Enthusiasten entgegen zu wirken, welche, dies fühlte Hugo, gerade dadurch der Sache der Freiheit entgegen, der der Reaktion in die Hände arbeiteten.

So waren mehrere Stunden vergangen, als die Gesellschaft

aufbrach, um zum größern Theil nach den Zelten hinaus zu ziehen, wo eine große Volksversammlung zur Berathung der Arbeiter=Bewaffnung stattfinden sollte. Hugo schloß sich natürlicher Weise den Uebrigen an, der Major nahm ihn unter den Arm, und so wandelte die ganze Gesellschaft nach den Zelten.

Neuntes Kapitel.

Wie Hugo zum Volksredner wird.

Der Major und Hugo blieben absichtlich etwas hinter den Uebrigen zurück, um ungestört mit einander zu plaudern.

„Nun, mein Verehrtester?“ — fragte der Major neugierig, „wie haben Ihnen unsere liebenswürdigen Demokraten gefallen, sind's nicht Prachtmenschen?“ —

„Ich muß gestehen,“ — erwiederte Hugo, „daß ich nicht ganz so unbefriedigt von ihnen fortgegangen bin, als ich im ersten Augenblick der Unterhaltung glaubte; ich habe doch manchen Funken regen Geistes bemerkt, und viele von den Anwesenden schienen doch mit wahrer treuer Liebe an der Freiheit zu hängen, wenn ich mir auch nicht verhehlen kann, daß die Meisten jugendliche Brauseköpfe, Enthusiasten sind, welche der Aufgabe, die sie sich gestellt haben, in keiner Weise gewachsen sein können. Ich hatte ehe ich nach Berlin kam, in den Führern der Demokratie allerdings etwas Anderes vermuthet, aber Ihre Schilderungen, bevor wir zu diesen Leuten kamen, hatten mich auf Schlimmeres vorbereitet, als ich getroffen habe.“ —

Der Major lachte. „Sehen Sie, jetzt werden Sie erkennen, daß meine Maxime gut ist! wären Sie von vorn herein unter diese Leute gekommen, ohne eine kleine Vorrede von mir, so würden Sie fast an der Demokratie verzweifelt sein, während

Sie jetzt wieder mit frischem Muthe vorwärts steuern. Uebrigens haben Sie Recht, diese Leute sind so übel nicht; daß sich unter ihnen manche, ich möchte fast sagen, viele schlechte Subjecte befinden, läßt sich nicht leugnen, aber sie haben doch wenigstens einigen Geist, und das ist in unserer jetzigen geistarmen Zeit sehr viel werth. Außerdem sind die Meisten auch ehrlich, vielleicht zwar aus dem Grunde, weil Niemand sich die Mühe geben wird, sie zu bestechen; Andere können nicht anders als ehrlich sein, weil sie die Brücke hinter sich abgebrochen haben, und wieder Andere meinen es wahrhaft treu und gut; man muß sich an diese Leutchen erst gewöhnen, man muß sie näher kennen lernen, ehe man ein vollgültiges Urtheil über sie hat. Ich muß Ihnen gestehen, mir ist es gar nicht so unlieb, daß in der jetzigen Zeit nicht bessere Männer an der Spitze stehen; es ist ein eigenthümliches Zeichen aller Volksbewegungen, daß die ersten Leiter derselben sich ungemein schnell abnutzen, daß ihr Name bald verloren geht, ihre Popularität schwindet, und sie in das alte Nichts zurückfallen; da ist es mir denn doch immer noch lieber, wenn unbedeutende Talente sich abnutzen, als wenn, wie dies leider in Frankreich der Fall sein wird, dies traurige Schicksal Männer, wie den trefflichen Lamartine und Andere trifft. An diesen Leuten ist meistens Nichts verloren, sie haben nur die historische Aufgabe, einen Augenblick, wie Sternschnuppen am Himmel, für die Demokratie zu glänzen und dann hinab zu fallen in's ewige Dunkel. — Ihnen werden andere bessere Kräfte folgen, sobald die Bewegung sich ein wenig ausgegohren hat; tüchtigere Männer werden an die Spitze treten, wenn der Gährungsschaum verflogen ist. Das Volk hat einen tiefen herrlichen Fonds von Kräften, diese werden sich bald genug zeigen, sie werden an's Tageslicht treten, und diese ephemeren Größen, welche jetzt an der Spitze stehen, verdrängen." —

„Ich hoffe es," — entgegnete Hugo ernst — „wenn auch freilich vielleicht noch mancher Kampf dazu nöthig sein wird.

Männer, wie Sie, lieber Major, sollten schon jetzt darauf hinarbeiten, unter den Führern der Partei etwas zu sichten und zu sondern, die unwürdigen Elemente zum Ausscheiden zu bringen und bessere an ihre Stelle zu setzen." —

„Lassen Sie das, Verehrtester, die Geschichte besorgen, sie versteht es besser, als wir es können; niedrige Gesinnung kommt bald an den Tag, und das Volk, in dem der tiefste Kern des Guten verborgen liegt, weiß bald seine wahren Freunde von seinen falschen zu scheiden, es wird die Unlautern von sich abstoßen. Wenige Monate werden vergehen und es wird Ihnen dann klar werden, daß, was wir trotz aller Anstrengung nicht vermochten, vom Volke selbst geschehen ist. Die Beliebtheit eines Karbe, eines Reich und wie jene Leute alle heißen mögen, wird von selbst zusammenschwinden, lassen wir sie für jetzt gewähren, sie müssen sich erst in ihrer ganzen Nichtigkeit zeigen, um dann vollständig verschwinden zu können." —

Hugo erkannte die Richtigkeit von dem, was ihm der Major gesagt hatte, an, wenn er auch allerdings, als ein feuriger enthusiastischer junger Mann, gern selbst wirkend aufgetreten wäre, um dazu beizutragen, diejenigen Elemente von der Demokratie abzusondern, welche dieselbe seiner Ansicht nach verunreinigten. Er sprach noch viel mit dem Major über die Verhältnisse der Demokratie in jener Zeit, und erhielt von demselben den vollständigsten Aufschluß über alle damals an der Spitze stehenden Persönlichkeiten. Ein Aufschluß, der ihn freilich nicht erfreuen konnte, denn unter den Vielen waren nur äußerst wenige, denen man ein volles Vertrauen schenken durfte. Vor allen Andern aber warnte ihn der Major besonders vor dem Doctor Seidler.

„Lassen Sie sich nicht umgarnen, mein Verehrtester!" — sagte er — „von diesem Menschen, der das Geschick hat, schön zu reden, mit geistreichen, witzsprühenden Worten um sich zu werfen, und daher Viele, die ihn nicht näher kennen, zu blenden.

Seidler ist meiner innersten Ueberzeugung nach eins der schlechtesten Subjecte der demokratischen Partei. Er ist ein Mensch, der Nichts zu verlieren hat, nicht einmal einen guten Namen; er steckt in Schulden und ist daher geldgierig; ich bin überzeugt, daß er für Geld Alles thut, daß er sogar zum Verräther seiner Partei-Genossen wird, wenn man ihn nur gehörig dafür bezahlt. — Sie sind jung, talentvoll, Sie sind Soldat gewesen, und man wird Sie, den Offizier, den man brauchen kann, bald genug in die Reihen der demokratischen Führer ziehen; aber ich bitte Sie dringend, seien Sie vorsichtig, bringen Sie sich nicht, ohne Nutzen für die Sache, derselben zum Opfer; überlegen Sie wohl, ehe Sie sich auf gewagte Unternehmungen einlassen, und besonders sehen Sie sich immer, wenn Sie in eine Comité-Berathung gezogen werden sollten, die Männer an, mit denen Sie zusammen sitzen, und legen Sie dann jedes Wort auf die Goldwage; sprechen Sie lieber gar nicht, wenn Doctor Seidler zugegen ist. — Ich bin Keiner von den Leuten, die nicht für eine Idee etwas zu opfern wüßten, ich würde mich selbst, wenn ich es für nöthig und der Sache nützlich fände, gern derselben opfern, und würde nie einem Andern abreden, dies zu thun, aber ich bin ein Feind aller unnützen Aufopferungen, denn diese schaden der Sache nur, indem sie ihr die edelsten, schönsten Kräfte entziehen. Ich hoffe, Sie werden meinen Rath befolgen."

Hugo versprach dies, ein so inniger Anhänger der Demokratie er auch war, so sehr er glaubte, für dieselbe in die Schranken treten zu müssen, so war er doch ruhig und besonnen genug, um die Wahrheit dessen einzusehen, was ihm der Major mittheilte. Er nahm sich vor, den Rathschlägen desselben treu zu gehorchen.

In interessantem Gespräche gingen die Freunde weiter. Plötzlich fiel es Hugo ein, nach dem jungen Mädchen zu fragen, welches er in der Hartmann'schen Restauration gesehen.

Der Major lächelte, als Hugo ihn unbefangen fragte, ob er näher mit der Kleinen bekannt sei.

„Ich bin ein zu alter Hahn, Verehrtester,“ — sagte er mit seinem gewöhnlichen, komischen Blinzeln der Augen — „ich muß dergleichen Vögelchen jüngern Leuten überlassen.“ —

„Sie verstehen mich falsch, Herr von Arnow,“ — sagte Hugo — „ich wünschte von Ihnen allerdings einigen Aufschluß über dies Mädchen, welches mich interessirt, zu haben. Sie hat etwas so wunderbar Anziehendes in ihrem ganzen Wesen, in ihren Gesichtszügen, und doch wieder sagt mir ein eigenthümliches Gefühl, man dürfe diesem unschuldigen Angesicht nicht trauen; ich fühle, daß mehr hinter diesen kindlichen Zügen verborgen liegt, als der erste Augenblick uns glauben macht.“ —

„Sie mögen Recht haben,“ — entgegnete der Major nachdenkend — „ich habe schon seit längerer Zeit dies Röschen, den Liebling aller politischen Führer beobachtet, und ich muß Ihnen gestehen, ich hege nicht unbedeutenden Verdacht gegen sie. — Es ist mit diesem Mädchen eine eigne Sache; sie ist aus sehr guter Familie, man sieht ihr das auch an, wie Sie bemerkt haben werden, mein Verehrtester, aber ihre Familie ist zurückgekommen. — Röschen hat eine gute Erziehung genossen, aber eine Erziehung, wie sie eben in manchen Häusern die jungen Mädchen genießen. Sie hat gelernt, sich fein und gebildet zu unterhalten, und doch hat sie eigentlich Nichts gelernt. Ihre Mutter starb, der Vater war schon längst todt; da stand das junge Mädchen einsam und verlassen in der Welt. Sie kam zu einer Tante, welche sich ihrer annahm, aber sie nicht als eine Nichte behandelte, sondern zum Dienste gebrauchte, so daß das arme Kind sich im Hause seiner Verwandten höchst unglücklich fühlte. Endlich vermochte sie es nicht länger auszuhalten, und glaubte, wenn sie einmal dienen müsse, immer noch bei einer fremden Herrschaft ein besseres Loos zu haben als bei ihrer Tante. Sie kündigte dieser den Dienst, denn als

solchen konnte sie den Aufenthalt in diesem Hause nur betrachten, und vermiethete sich als Schenkmamsell bei dem Restaurateur Hartmann, der durch die Zeitungen bekannt gemacht hatte, daß er ein anständiges hübsches junges Mädchen für seine Wirthschaft gebrauche. — Röschen war bald ein Lockvogel für die Hartmann'sche Restauration. Die Gäste strömten dem Lokale zu, in welchem ein Mädchen das Bier kredenzte, welches besonders durch seine ungewöhnliche, mädchenhafte Schüchternheit sehr von allen andern jungen Damen dieser Klasse abwich. Das arme Kind! Sie hatte, als sie zu Hartmann ging, keine Idee von dem Schicksale, welches ihr bevorstand; sie kannte das unglückliche Leben, die traurige Zukunft nicht, welche ihrer wartete." —

„Ein trauriges Leben?" — fragte Hugo, — „ich sollte denken, ein solcher Dienst könnte nicht so beschwerlich sein." —

„Freilich," — entgegnete der Major sehr ernst und trübe, — „er ist wenig beschwerlich, er bietet der Freuden sogar viele. Ein solches unglückliches Mädchen lebt dahin in einem Rausche von Vergnügungen, sie ist stets in Gesellschaft von jungen Männern, und alle bemühen sich ihr Schmeicheleien und Schönheiten zu sagen, jeder versichert ihr, daß sie liebenswürdig, daß sie reizend sei und jeder hat dabei seine eigenen unlautern Absichten." —

„Das ist schmählich!" —

„Nein, verdammen Sie diese jungen Männer nicht; man ist es gewohnt, in den Restaurationen nur Mädchen zu finden, welche längst der Schaam, welche längst jedem edlen Gefühl Lebewohl gesagt haben, und man hält daher die Schüchternheit, die Keuschheit der Einzelnen nur für eine wohlberechnete Verstellung, wohl berechnet, um sich theuer verkaufen zu können. Dem armen Röschen ging es ähnlich, sie wurde umgarnt von einer Anzahl junger Leute, welche sich ihr mit Liebesworten nahten." —

„Aber ich hoffe," — fragte Hugo ernst, — „daß sie den

Verführungen widerstanden hat, denn in dem Gesicht dieses jungen Mädchens liegt der unverkennbare Stempel der Unschuld."

„Und dennoch irren Sie, Röschen ist, ich glaube davon überzeugt sein zu müssen, in kurzer Zeit der Verführung zum Opfer geworden. Unter den vielen jungen Leuten, welche sich in Hartmanns Restauration um sie drängten, befand sich auch ein schöner, geistreicher und liebenswürdiger Mensch ein Baron Julius von Lychtendorf." —

„Julius?" — rief Hugo erstaunt, — „mein nächster Vetter?

„Ah! ganz richtig! ich vergaß, daß die Warrens und die Lychtendorfs verwandt sind. Ganz recht, Ihr Vetter war es, der sich bald Röschens Gunst erwarb, und der das arme Kind auf seinem Gewissen hat. Und glauben Sie mir, er hat eine schwere Schuld zu sühnen, denn das Schicksal eines solchen Mädchens ist ein furchtbares; sie sinkt, nachdem sie den ersten Fehler begangen, hinab von Stufe zu Stufe, bis zur äußersten Verworfenheit und nach wenigen kurzen Jahren, wenn ihre Schönheit schnell verwelkt ist, geht sie unter im Arbeits- oder Zuchthause, oft stirbt sie sogar einen schmählichen Tod im Krankenhause. Bis jetzt hat freilich Röschen sich den andern Anfechtungen gegenüber standhaft gezeigt, aber wie lange wird das dauern? Sie hat sich Ihrem Vetter aus Liebe hingegeben, aber er wird sie bald verlassen, und dann ist sie verloren!" —

„Ich hoffe, Sie thun meinem Vetter Unrecht, er wird für das arme Mädchen sorgen; Julius ist nach Allem, was ich von ihm gehört habe, wenn er auch mit seinen aristokratischen Ideen mir feindlich gegenüber steht, doch ein edler, rechtlicher Mensch."

„Vielleicht, mein Freund; ich glaube es sogar; aber er ist einer jener jungen Leute aus den höchsten Kreisen, denen eine gebrochene Unschuld Nichts ist, welche glauben, das Recht zu haben, ein Mädchen dieses Standes, wenn sie ihrer überdrüssig geworden sind, mit Verachtung von sich stoßen. — Aber ich interessire mich für das junge Mädchen, und so lange ich es

vermeiden kann, so lange ich auf sie einzuwirken vermag, soll sie wenigstens nicht ganz untergehen. Ich habe meine Pläne mit ihr, die ich Ihnen später mittheilen werde. Jetzt aber warne ich Sie, nehmen Sie sich mit Ihren Worten in Acht in Röschens Gegenwart, denn ich fürchte, daß dieselbe, aus Liebe zu dem jungen Baron Lychtendorf, sich von diesem zu seiner Spionin gebrauchen läßt den Demokraten gegenüber; und gerade Sie, als Vetter des Barons, würden dadurch am meisten gefährdet werden." —

Unter solchen Gesprächen waren die Freunde unter den Zelten angekommen. Schon war eine große Volksmenge auf dem freien Platze vor der Tribüne versammelt, aber noch war es nicht Zeit, die Volksversammlung zu beginnen, und die Freunde setzten sich daher in eins der Zelte mit den Führern der Demokratie zusammen, um im Gespräche die Zeit bis zur Eröffnung hinzubringen.

Hier ergab es sich im Gespräche, daß Hugo Offizier sei, und so eben seinen Abschied eingereicht habe. Augenblicklich suchten die Demokraten eine nähere Bekanntschaft mit Hugo zu beginnen; er war ihnen jetzt nicht allein interessant, er war ihnen wichtig geworden, und er wurde aufgefordert unter jeder Bedingung am heutigen Tage zu sprechen, damit er dem Volke bekannt werde und einigen Einfluß gewinne.

Hugo wollte zuerst nicht; jene eigenthümliche deutsche Schüchternheit, welche sich so vielen, sonst tüchtigen Männern entgegenstellt, überfiel auch ihn; er glaubte nicht das Talent der Rede im genügenden Maße zu besitzen, aber endlich mußte er den Gründen, welche man ihm entgegen stellte, nachgeben, und er entschloß sich, die Tribüne zu besteigen.

Die Versammlung begann; eine Volksmenge von vielen vielen Tausenden war rings um die Tribüne versammelt, bestehend zum größten Theil aus Arbeitern; aber auch der Bürgerstand und selbst höhere Stände waren in derselben vertreten.

Den Gegenstand der Debatte bildete verabredetermaßen die allgemeine Volksbewaffnung, und Hugo sollte ebenfalls hierüber sprechen. Als sein Name genannt wurde, als er die Tribüne besteigen mußte, und nun hinab sah auf das wogende Meer von Köpfen, deren Blicke alle auf ihn gerichtet waren, da überfiel ihn ein Schwindel, es war ihm, als könnte er kein Wort aussprechen, er fühlte sich so ängstlich, so beklommen, daß er aller seiner geistigen Kraft bedurfte, um sich zu sammeln, um sich zum Reden zu zwingen. Und er bezwang sich; mit seiner schönen, tiefen, volltönenden Stimme durchdrang er bald das sausende Gemurmel des Volkes. Er sprach erst langsam, ruhig, allmählig aber wurde er hingerissen von dem Gegenstande, er sah nicht mehr die ungeheuere Menge vor sich, er fühlte nicht mehr, daß er auf der Tribüne stand, jede Schüchternheit, jede Angst ging verloren, und mit feurigem Enthusiasmus, mit inniger Kraft flossen die Worte von seinen Lippen. — Er hatte geendet. — Ein unendlich donnerndes Bravo zeigte ihm, welchen Erfolg seine beredten Worte gehabt hatten. Das Volk jubelte ihm zu; der neue Redner hatte recht aus der Tiefe des Herzens und er hatte daher auch zum Herzen des Volkes gesprochen. Hugo fühlte dies, er fühlte zum erstenmale jene eigenthümliche stolze Befriedigung, welche nach einer wohlgelungenen Arbeit uns überkommt. Sein Auge leuchtete, sein Herz bebte, als er von der Tribüne trat und als ihn die übrigen Redner Glück wünschend umgaben. —

Auch der Major von Arnow drückte seinem jungen Freunde herzlich die Hand.

„Sie haben ihren ersten Erfolg gehabt, Verehrtester,“ — sagte er freundlich, — „und es ist ein ungeheurer Erfolg gewesen. Sie sind zum Redner geboren, Sie werden schnell von den fluthenden Wellen der Bewegung an die Spitze derselben getragen werden; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie die Fluth nicht fortreißt. Sind Sie sich der Kraft bewußt, mit klarem

Blicke um sich zu schauen, wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen und inne zu halten, wo es nothwendig ist, dann mein Freund, gehen Sie weiter auf der Bahn, die sie heut zum erstenmal beschritten haben. Glauben Sie dies nicht zu können, dann kehren Sie um, dann ziehen Sie sich zurück in ihr Studierzimmer, sprechen Sie nie wieder zum Volke, halten Sie sich fern von diesem wogenden Treiben in der Politik, denn Sie werden dann in demselben untergehen, und es wäre Schade, wenn ein so schönes Talent, wie das Ihrige, verloren ginge. — Kommen Sie jetzt, mein Freund, lassen Sie uns nach Hause eilen, Sie dürfen heute nicht mehr sprechen. Ein Redner, der sich einen bleibenden Einfluß auf das Volk sichern will, darf nicht zu häufig sprechen, sonst nutzt er sich ab." — Der Major von Arnow nahm bei diesen Worten Hugo unter den Arm und zog ihn trotz der Proteste der demokratischen Führer, welche Hugo durchaus in ihrer Mitte behalten wollten, welche ihm zuredeten, er möchte im Laufe der Debatte noch einmal das Wort ergreifen, mit sich fort.

Hugo war betäubt von dem ungeheuren, ungeahnten Erfolg, den er gehabt hatte, und fast willenlos folgte er dem Major, der in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft schon einen gewaltigen Einfluß auf den jungen Mann gewonnen hatte.

Der Major begleitete Hugo nach seiner Wohnung. Unterwegs unterhielt er sich mit seinem jungen Freunde über die Mittel, welche derselbe zu seinem Lebensunterhalt in Berlin habe, und über seine Pläne für seine fernere Existenz.

Hugo erzählte dem Major offen seine Verhältnisse; er vertraute ihm, daß er im gegenwärtigem Augenblick lediglich darauf angewiesen sei, sich sein Brod durch seine Feder zu erwerben; die geringe Baarschaft, welche er bei sich habe, reiche kaum dazu hin, ihm auch nur auf's Kärglichste während eines Monats das Leben zu fristen; von seiner wohlhabenden Familie habe er Nichts, aber auch gar Nichts zu erwarten, da er durch

seine politische Ansicht vollkommen von ihr getrennt sei, so müsse er sich jetzt dem abentheuerlichen Schriftsteller-Leben mit allen seinen Wechselfällen überlassen. Aber er habe die besten Hoffnungen.

Der Major schüttelte bei diesen offenen Erklärungen Hugo's bedächtig den Kopf.

„Andere Leute," — sagte er — „mein Verehrtester, würden an meiner Stelle zu Ihnen sagen: Sie sind ein Brausekopf! Sie haben einen dummen Streich gemacht! — Ich will das nicht thun, ich will im Gegentheil Ihnen behülflich sein, daß Sie Ihr Brod sich, wenn auch nicht glänzend, doch hinreichend erwerben können. — Ein Freund von mir, ein Buchhändler, hat mir zufälliger Weise gestern gesagt, daß er eine Geschichte des Jahres 1848 ausgearbeitet zu haben wünsche. Es ist der Buchhändler Limann; wenden Sie sich an diesen, auch ich werde mit ihm sprechen. Eine solche Arbeit, wenn sie Ihnen auch nicht besonders honorirt wird, ist doch genügend, um sie vor dem Mangel sicher zu stellen. Jetzt aber, mein junger Freund, gehen Sie nach Hause und prüfen Sie sich recht wohl, ob Sie die Fähigkeit haben, eine Stelle in der Bewegung unsrer Zeit einzunehmen; seien Sie ganz gewissenhaft bei der Prüfung, lassen Sie sich nicht verführen durch eine zu entschuldigende Eitelkeit, sondern seien Sie unparteiisch gegen sich selbst. Fühlen Sie die Kraft, fühlen Sie das Talent, ein Volksführer zu werden, dann haben Sie auch die heilige Pflicht, sich bei der Bewegung zu betheiligen, um den Ihnen gebührenden Einfluß zu gewinnen. Im andern Falle aber reisen Sie so schnell wie möglich von Berlin fort, Sie würden dann der Sache, der Sie doch nützen wollen, nur schaden. — Gute Nacht, mein verehrter Freund, noch einmal — prüfen Sie sich." —

Der Major drückte bei diesen Worten Hugo herzlich die Hand und entfernte sich dann schnell.

Zehntes Kapitel.

Wie Hugo eine neue eigenthümliche Bekanntschaft macht.

Als Hugo in seinem einsamen Zimmer angekommen war und sich auf sein Lager geworfen hatte, da gingen ihm wieder die Ereignisse des vergangenen Tages in lichten Bildern an der Erinnerung vorüber; er konnte nicht schlafen. Noch immer war er berauscht von dem Erfolge, welchen seine Rede unter den Zelten gehabt hatte, noch immer glaubte er sich auf der Tribüne stehend, vor dieser ungeheuren Menschenmenge, noch immer hörte er den lauten tobenden Jubel, der seine Worte begleitet hatte und jedes derselben tönte wieder in ihm.

Goldene Pläne für die Zukunft stiegen in ihm auf, der lockende Ehrgeiz spiegelte ihm die schimmerndsten rosigsten Bilder vor. Er fühlte, daß er berufen sei, unter den Führern des Volkes seine Stelle einzunehmen, er fühlte sich denen, welche bisher das Volk geleitet hatten, so weit überlegen, daß er es für eine Pflicht hielt, auch ferner auf das Volk in Rede und Schrift zu wirken und sich mit aller Kraft bei der Bewegung in der Hauptstadt zu betheiligen.

Hugo verbrachte eine unruhige Nacht. Als er am andern Morgen eben im Begriff war, auszugehen, erhielt er Besuch von dem Buchhändler Limann, welcher ihm mittheilte, daß der Major von Arnow mit ihm wegen einer Geschichte des Jahres 1848 gesprochen und ihm vorgeschlagen habe, dieselbe von Hugo ausarbeiten zu lassen.

Herr Limann machte ziemlich annehmbare Bedingungen, und Hugo war nicht in der Lage, viel fordern zu können; so wurden denn Beide sehr bald einig. Hugo übernahm die Ausarbeitung des ihm übertragenen Werkes und erhielt dadurch eine fast auf ein Jahr gesicherte Existenz, welche freilich nicht glänzend, aber doch anständig war.

Sobald der Buchhändler ihn verlassen hatte, ging Hugo

aus, um sich das Material zu den Vorarbeiten zusammen zu holen, und schon nach einer Stunde war er in tiefster Beschäftigung für sein neues Werk.

Mitten in der eifrigsten Arbeit wurde Hugo plötzlich durch ein leises schüchternes Klopfen gestört; auf sein „Herein!" öffnete sich die Thür und zu seinem höchsten Erstaunen sah Hugo ein reizendes junges Mädchen eintreten, welches sofort die Thür hinter sich verriegelte, dann aber schüchtern stehen blieb, indem eine dunkle Scharlachröthe ihr Gesicht überflog.

Hugo war im höchsten Grade betroffen über diesen seltsamen Besuch, den er in keiner Weise geahnt hatte. Er sprang auf und ging höflich der jungen Dame entgegen, welche bei seinem Nahen an allen Gliedern zitterte und noch tiefer erröthete.

Auch Hugo wurde durch diese seltsame Scene in die größte Verlegenheit gesetzt; er fand keine passende Anrede, und so standen sich Beide einen Augenblick stillschweigend gegenüber, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Endlich begann das junge Mädchen mit bebender Stimme:

„Habe ich — vielleicht die Ehre — — mit — Herrn von — Warren — — "

„Das ist mein Name," — erwiederte Hugo mit einer Verbeugung, — „darf ich aber nicht bitten, mein Fräulein, daß Sie Platz nehmen?" —

Das junge Mädchen folgte dieser Einladung und nahm auf dem Sopha neben Hugo, aber so weit von demselben entfernt, als irgend möglich, Platz. —

Ihre Verlegenheit vergrößerte sich mit jedem Augenblicke, sie hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen, und als sie es einmal versuchte zu sprechen, schien ihre Stimme fast zu ersticken.

Auch Hugo konnte sich anfangs von seinem Staunen über diesen seltsamen Besuch kaum erholen. Nach und nach faßte

er sich indessen und begann nun in einem so freundlichen, Vertrauen erweckenden Tone die junge Dame zu fragen, welcher Gegenstand ihm das Vergnügen dieses Besuches verschaffe, daß das junge Mädchen endlich auch wieder einigen Muth zu fassen schien, und ihm nun endlich erzählte, sie sei zu ihm gekommen, um ihm, von dem sie wisse, daß er ein tüchtiger Demokrat sei, daß er, ohne allen persönlichen Ehrgeiz, ohne allen persönlichen Vortheil, der Demokratie anhänge, einige Mittheilungen zu machen, welche vielleicht von wesentlichem Einfluß auf die Leitung der Demokratie sein könnten.

Hugo's Staunen wurde durch diese Worte des jungen Mädchens nur noch erhöht, er wußte kaum, was er ihr antworten sollte; endlich sagte er:

„Ich muß Ihnen gestehen, mein Fräulein, ich wundere mich darüber, daß Sie gerade mich wählen, um mir, der ich keinerlei Bedeutung in der Berliner Demokratie habe, Mittheilungen zu machen, welche doch nur den Führern von Werth sein können.“ —

Das junge Mädchen schaute auf und blickte mit ihren schönen, großen blauen Augen Hugo ernst und forschend an; endlich erwiederte sie:

„Ich kenne die Herren nicht, welche an der Spitze der Demokratie stehen, oder wenigstens kenne ich sie nur dem Namen nach. — Was ich von ihnen gehört habe, hat mir kein Vertrauen zu ihnen eingeflößt, und ich möchte nicht, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, an einen Unwürdigen, vielleicht an einen Verräther vergeudet wird. Aus reiner Liebe zur Demokratie, zum Volke, setze ich mich den größten Gefahren aus, sogar der Gefahr,“ fügte sie mit tiefem Erröthen hinzu, „daß mein reiner Ruf leide. Von Ihnen, Herr von Warren, weiß ich, daß Sie meine Mittheilungen nach Ihrem besten Wissen gut verwenden werden, und an Sie habe ich mich deshalb gewendet.“ —

„Aber woher konnten Sie dies Alles von mir wissen, da ich erst seit zwei Tagen in Berlin und hier noch gar nicht bekannt bin?“ —

Ein Lächeln umflog den lieblichen Mund des jungen Mädchens.

„Ich kenne Sie länger, als Sie vielleicht glauben,“ — sagte sie, — „aber lassen Sie das, es ist unwichtig für Sie in dieser wichtigen drängenden Zeit, in welcher sich Ihre ganze Aufmerksamkeit auf die politischen Ereignisse richten muß; lassen Sie mich, ehe ich Ihnen die Mittheilung mache, die ich Ihnen machen muß, zuvörderst einige Worte über mich selbst sagen, damit Sie sehen, ob ich im Stande bin, Ihnen durch meine Mittheilungen zu nützen. — Ich bin die Tochter eines hohen Staatsbeamten.“ —

Hugo machte unwillkürlich eine Bewegung des Staunens, und jetzt fiel zum erstenmal sein Blick auf die Kleidung des jungen Mädchens, welches allerdings hiernach und ihrer ganzen Sprache, ihrer Ausdrucksweise nach zu urtheilen, den höchsten Ständen angehören mußte.

„Sie erstaunen?“ — fuhr die junge Dame mit einem schmerzlichen Lächeln fort, — „Sie staunen, weil es leider nur zu wahr ist, das fast alle höheren Beamten mit ihren Familien der Parthei des Rückschrittes angehören. Auch mein Vater gehört dieser Parthei und zwar im höchsten Grade an, ebenso alle meine Verwandten, mit Ausnahme eines Einzigen; ich aber habe, ich weiß kaum selbst, wie es gekommen, von frühester Kindheit an, die glühendste Liebe für die Freiheit gehabt, und diese ließ mich die Revolution vom 18ten März, welche in meinem väterlichen Hause mit den abscheuligsten Schmähworten beurtheilt wird, als einen herrlichen Kampf betrachten, diese ließ mich alle Fortschritte der Demokratie seit jenem Tage mit der größten Freude verfolgen. Ich durfte und darf meine Gesinnung im Hause meines Vaters in keiner Weise offen an den Tag

legen, weil sonst mein Vater mich sicherlich verstoßen würde, aber dennoch bin ich fest entschlossen, was ich thun kann, zu thun für die Demokratie. Ich höre in den Gesellschaften, welche mein Vater giebt, und welche fast lediglich aus den höchsten Staatsbeamten bestehen, oft wichtige Andeutungen über die Pläne, welche man bei Hofe und in den höchsten Kreisen gegen die Freiheit im Schilde führt, ich muß diese Pläne mit anhören, ich muß sie billigen, obgleich sie mich fast zur Verzweiflung bringen. Aber ich bin entschlossen, nicht länger unthätig zu sein, und jetzt, da Sie nach Berlin gekommen sind, da ich Jemanden weiß, dem ich diese Pläne anvertrauen kann, um sie zu nichte zu machen, jetzt komme ich zu Ihnen, um Ihnen dieselben zu offenbaren, damit Sie den geeigneten Gebrauch davon machen können." —

Das junge Mädchen hatte während dieser Rede alle Schüchternheit verloren, ihr Gesicht war noch geröthet, aber es war die Röthe der Begeisterung. Ihre schönen blauen Augen strahlten von einem wunderbaren Feuer, sie hatte sich stolz empor gerichtet, und sprach mit einem so tiefen Gefühl, daß Hugo überzeugt sein mußte, sie spreche die Wahrheit, sie sei keiner Täuschung gegen ihn fähig.

Die Lage, in welcher sich Hugo dieser jungen Unbekannten, die doch ihn so wohl zu kennen schien und ihm so viel vertraute, gegenüber befand, war eine höchst eigenthümliche. Hugo, der sich sonst in jeder Gesellschaft zu benehmen wußte, war in diesem Augenblicke so verwirrt, so von Staunen ergriffen, daß er keine Worte zu einer Erwiederung fand. Das junge Mädchen fuhr daher fort:

„Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß mich dieser Schritt vielleicht verderben kann, aber wer in der Jetztzeit, in dieser Zeit, wo das Glück des Volkes auf dem Spiele steht, wo die Weltgeschichte weit alle kleinlichen Interessen überragt, wer jetzt nicht sein eigenes Lebensglück, seinen Ruf, seine äußere

Ehre für das Wohl des Volkes zu opfern vermag, der ist nicht werth in dieser großen Zeit zu leben. Ich habe deshalb auch nicht einen Augenblick angestanden, zu Ihnen zu kommen, in dem festen Vertrauen auf Sie, daß Sie, wie auch die Zeiten sich ändern mögen, nie mein Vertrauen mißbrauchen werden. Versprechen Sie mir dies, Herr von Warren, ich bitte Sie dringend darum, und Sie werden Ihrer Partei dadurch einen wesentlichen Dienst erweisen."

„Ich begreife nicht . . ." erwiederte Hugo, der noch immer von seinem Staunen sich nicht erholen konnte.

„Ich glaube es wohl," — fuhr das junge Mädchen fort, — „die Lage, in der Sie sich in diesem Augenblick befinden, ist kaum weniger sonderbar, als die meinige, und ich bin doch auf diesen Augenblick durch die Ueberlegung zweier schlaflosen Nächte vollkommen vorbereitet gewesen. Meine Bitte an Sie, Herr von Warren, besteht darin, daß Sie, wo Sie mich auch vielleicht einst wiedertreffen mögen, mich nicht wiedererkennen. Es könnte leicht geschehen, daß wir uns einst in einer Gesellschaft, oder auf der Straße, oder überhaupt irgend wo begegnen, dann bitte ich Sie, geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie mich nicht kennen wollen, denn nur in diesem Falle würde es mir möglich sein, Sie stets von dem zu unterrichten, was ich in den Kreisen, in denen ich zu leben gezwungen bin, erfahre. Glauben Sie mir, Herr von Warren, die Sache ist wichtiger, als sie in diesem Augenblicke erscheint, ich werde Ihnen Vieles, Vieles mittheilen, wovon Sie zum Besten der demokratischen Partei Gebrauch zu machen im Stande sein werden. Wollen Sie mir das verlangte Versprechen geben?"

„Gewiß, mein Fräulein, ich verspreche es Ihnen sehr gern," — erwiederte Hugo, welcher mit den aufmerksamsten Blicken während dieses ganzen Gespräches das ihm gegenüber sitzende junge Mädchen gemustert hatte. Die frühere Schüchternheit war verschwunden, sie hatte ganz ungenirt Hut und Shwal ab-

gelegt und auf einen neben dem Sopha stehenden Stuhl geworfen, ihre Bewegungen waren frei und natürlich geworden, ohne indessen im Geringsten das Maß weiblicher Anständigkeit zu überschreiten. Die junge Unbekannte war von einer seltenen Schönheit, ihre Gesichtszüge waren im höchsten Grade regelmäßig und edel; aber nicht dies allein machte sie anziehend; besonders reizend war ein gewisses zauberisches, liebliches Lächeln, welches oft den kleinen, fein geschnittenen Mund umspielte, war der sanfte und doch dabei feurige Blick der schönen großen blauen Augen.

Hugo war beim Anschauen dieses reizenden Gesichts, dieser feinen, edlen, und doch üppig gebauten Gestalt in Bewunderung versunken, welche noch durch die Eigenthümlichkeit und das seltsam Abentheuerliche dieses merkwürdigen Besuchs vergrößert wurde.

Es entspann sich jetzt eine lebhafte Unterhaltung zwischen Hugo und der jungen Dame. Die Verlegenheit, welche Beide anfangs gefühlt hatten, war vollkommen verschwunden, das junge Mädchen sowohl, wie Hugo, sprachen sich mit der größten Unbefangenheit über die politische Lage Berlins in jenen Tagen aus. Hugo konnte nicht umhin, den glänzenden, scharfen Geist, mit welchem dieses Mädchen in die tiefsten Verhältnisse der Politik blickte, zu bewundern; er fühlte sich sogar oft diesem weiblichen Scharfsinn gegenüber gedemüthigt.

Nach einem längern Gespräche blickte endlich das junge Mädchen nach der kleinen goldnen Uhr, welche an ihrem Gürtel hing.

„Ich muß fort!“ — sagte sie — „es ist fast zwölf Uhr und ich werde zu Hause erwartet. — Ehe ich Sie verlasse, muß ich Ihnen aber noch die versprochenen Mittheilungen machen. — Es ist der reactionären Partei, es ist dem Ministerium und dem Hofe sehr wohl bekannt, daß die Demokratie

im gegenwärtigen Augenblicke mit dem Plane umgeht, das Volk, die Arbeiter zu bewaffnen; es soll sogar von einzelnen Demokraten der Plan entworfen sein, das Zeughaus zu erstürmen. Man fährt deshalb jetzt allnächtlich so viel Waffen aus demselben fort, als dies irgend, ohne Aufsehen zu erregen, möglich ist. Theilen Sie dies Ihren Freunden mit, machen Sie dieselben darauf aufmerksam, damit sie wachen; sie werden dann bald einen solchen Waffentransport aufhalten können. Vor allen Dingen aber muß ich Ihnen mittheilen, daß Sie in der Restauration von Hartmann, in welcher die Demokraten viel verkehren, von geheimen Polizeispionen streng beobachtet werden; wer der Beobachtende ist, habe ich noch nicht erfahren können, nur weiß ich, daß jedes Wort, welches dort gesprochen wird, sehr bald auch in den höhern Kreisen bekannt ist. Ein junger Mann, ein Baron von Lychtendorf — —"

„Mein Vetter Julius?" — rief Hugo erstaunt.

„Ganz recht, Ihr Verwandter, Julius von Lychtendorf, ist in den neuesten Tagen mit vielen vornehmen Personen des Hofes in Verbindung getreten, er hat in der Burgstraße eine Wohnung, in welcher er nur einige Stunden des Tages sich aufhält, und trifft dort mit einigen Häuptern der Demokratie, welche sich zu Verräthern hergeben, zusammen, um von ihnen zu erfahren, was in den Reihen der demokratischen Führer vorgeht, und um so die Pläne derselben zu vereiteln."

„Großer Gott! also Julius, Julius hat sich so weit erniedrigt, sich zum Polizeispion herzugeben?"

„Nein," — erwiederte das junge Mädchen ernst — „Sie thun ihm Unrecht, er selbst würde sich niemals zum Polizeispion hergeben, aber er benutzt andere unwürdige Subjecte zu diesem Dienst; er hat dies schon längst zu seiner eigenen Unterrichtung, ohne besondere andere Absichten dabei zu haben, gethan; jetzt setzt er diese Verbindungen fort, weil er eingetreten ist in eine Art von Conspiration, welche in vornehmen Kreisen gegen

die Freiheitsbewegungen in Berlin und sogar gegen das freisinnige Ministerium Camphausen entstanden ist."

„Eine Verschwörung?" — fragte Hugo erstaunt, — „ich glaube, Sie scherzen, mein Fräulein."

„Glauben Sie das nicht," — erwiederte das junge Mädchen mit einem schmerzlichen Lächeln — „die vornehme Aristokratie hat niemals den Willen gehabt, die Verheißungen des März zur Wahrheit werden zu lassen; sie ist im Kampfe des 18. März geschlagen, aber niemals unterdrückt worden, und schon jetzt hebt sie wieder kühn ihr Haupt empor, schon jetzt versucht sie alle Mittel, um wieder zum Siege zu gelangen. Unter den Führern der Demokratie in Berlin giebt es so viele unwürdige Menschen, welche sich von dem Golde dieser reichen Partei bestechen lassen, daß es ihr, ich fürchte sehr, nicht schwer werden wird, diesen Sieg zu erstreiten, indem sie in der Demokratie selbst mächtige Bundesgenossen hat, welche die Ereignisse ganz nach den Befehlen der hohen Verschwornen leiten. — Suchen Sie dem entgegen zu wirken, Herr von Warren, ich werde Ihnen nach Kräften dazu beistehen, indem ich Sie von allem dem unterrichte, was ich selbst erfahre."

Das junge Mädchen stand auf, um sich zu entfernen; sie machte Hugo eine leichte graziöse Verbeugung und wollte ihn eben verlassen, als Hugo sie bat, noch einen Augenblick zu verweilen, und ihm wenigstens, da sie ihm so viel vertraut habe, doch auch ihren Namen zu nennen, damit er wisse, wem er für diese Mittheilungen zu danken habe.

Sie lächelte schelmisch. „Mein Name," — erwiederte sie — „thut wohl wenig zur Sache; wenn Sie ihn indessen zu wissen wünschen, ich heiße Klara — meinen Vatersnamen werden Sie nie erfahren, Herr von Warren, er kann Sie auch nur wenig interessiren."

Vergeblich waren Hugo's Bitten, das junge Mädchen blieb fest; sie versicherte, daß sie unter keiner Bedingung ihren

Namen sagen werde, mit ihrem Vornamen müsse sich Hugo begnügen, und sie schnitt jede weitere Bitte dadurch ab, daß sie sich schnell entfernte.

Leicht eilte sie, von Hugo bis auf den Hausflur geführt, die steile Treppe hinab. Sie hatte schon das Haus verlassen, als Hugo plötzlich einfiel, er könnte ja ihren Namen dadurch erfahren, daß er den Sohn seiner Wirthin, einen Knaben von etwa 14 Jahren, der jungen Dame nachschicke. Er sprang schnell in seine Stube zurück, klingelte und der Knabe, welcher ihn bediente, kam. Hugo beschrieb ihm schnell das junge Mädchen, ihre Kleidung, ihre Gestalt, ihr Gesicht auf das Genaueste und versprach ihm, ihn mit einem Thaler zu belohnen, wenn er der jungen Dame auf dem Fuße, doch so, daß dieselbe ihn nicht bemerke, folge und wenn er genaue Nachricht bringe, wohin dieselbe gegangen sei.

Dadurch hoffte er den Namen der jungen Dame zu erfahren, welche ja, wie sie gesagt hatte, in ihrer Wohnung erwartet wurde.

Der Knabe eilte schnell fort.

„Komm so bald als möglich zurück, Fritz!“ — rief ihm Hugo nach und kehrte dann in sein Zimmer zurück. Jede Lust zur Arbeit war ihm durch das eigenthümliche Abentheuer, welches er so eben erlebt hatte, entschwunden: mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder, die Rückkehr seines Fritz ungeduldig erwartend. Endlich, nach fast einer Stunde, kam Fritz, aber auf seinem betrübten Gesichte war zu lesen, daß seine Nachforschung eine vergebliche gewesen sei.

„Du hast sie nicht verfolgt?“ — rief ihm Hugo entgegen.

„Ach, gnädiger Herr Baron,“ sagte Fritz halb weinend über den Verlust seines gehofften Thalers, — „ich habe Alles gethan, was menschenmöglich war, aber ich bin angeführt worden. Als ich aus dem Hause kam, sah sich die junge Dame um, blickte mich einen Augenblick scharf an, dann drehte sie

sich wieder um und ich merkte wohl, daß sie lachte; an der Ecke setzte sie sich in eine Droschke, ich aber dachte, die soll mir nicht entkommen; ich sprang sofort auch in eine Droschke und sagte dem Kutscher, er möchte nur immer der ersten Droschke nachfolgen, — war das nicht schlau?"

„Ja wohl, ja wohl! wie ist es aber möglich, daß sie Dir dennoch entkommen ist?"

„Ja, sehen Sie, plötzlich hielt die Droschke, ich hatte das nicht vorher gewußt, und mußte nun erst nach meinem Gelde suchen und dadurch mochte vielleicht noch kaum eine halbe Minute vergangen sein. Ich lief augenblicklich in das Haus, vor dem die junge Dame ausgestiegen war, dort war aber kein Mensch zu sehen und zu hören. Nach ungefähr zwei oder drei Minuten kam eine alte Frau, diese fragte ich nach der jungen Dame."

„I, das ist richtig, erwiederte die Alte, eine solche Dame ist mir eben begegnet, oben auf der Straße, denn dies Haus ist ein Durchgang, und sie ist in einer Droschke schnell fortgefahren. So ist sie mir entkommen, denn es war schon zu spät, es war nicht mehr möglich die Droschke einzuholen." —

Hugo war höchst ärgerlich über seine getäuschte Hoffnung; er erstattete dem Knaben sein Fuhrgeld und außerdem eine Kleinigkeit für seine Bemühung und entließ ihn dann.

Seine Lust zur Arbeit war verloren, aber dennoch bezwang er sich und arbeitete den ganzen Nachmittag und Abend fleißig, um nur erst seine Stellung durch die Lieferung des ersten Druckbogens zu begründen. Auch am folgenden Morgen setzte er seine Arbeit emsig fort, wurde aber gegen 11 Uhr wieder durch ein leises Klopfen gestört und in die Thür trat auf sein „Herein!" wieder die reizende Klara, heut ohne die geringste Schüchternheit zu bezeigen.

Sie ging mit einem leichten ironischen Lächeln auf Hugo zu.

„Ei, ei! Herr von Warren," — sagte sie als Hugo von

seinem Sitz aufgesprungen und ihr freundlich entgegen getreten war, — „Sie sind sehr neugierig! Ich hatte Ihnen doch gestern gesagt, daß Sie meinen Namen nie erfahren sollten und dennoch haben Sie einen Knaben mir nachgesandt, um meine Wohnung zu erfahren.“ —

Hugo gerieth in eine derbe Verlegenheit über diese mit einem sehr spöttischen Tone ausgesprochenen Worte; er konnte sich nicht verhehlen, daß er eigentlich unartig gehandelt habe und das benahm ihm die Sicherheit der jungen Dame gegenüber. Er stotterte einige Worte zur Entschuldigung, aber Klara unterbrach ihn mit einem heitern Gelächter.

„Ich nehme Ihnen das nicht übel, Herr von Warren,“ — sagte sie, — „Sie mußten wohl durch den seltsamen Besuch neugierig werden, aber ich bin so fest entschlossen, daß Sie meinen Namen nie erfahren sollen, daß ich nur unter der Bedingung jemals wieder zu Ihnen kommen werde, wenn Sie mir das heiligste, feste Versprechen geben, keinen Versuch irgend einer Art zu machen, um meinen Namen auszukundschaften, daß Sie sogar, wenn Sie mich zufällig irgendwo von weitem sehen sollten und Sie befinden sich gerade in Gesellschaft eines Mannes, der mich vielleicht kennt und dies zu Ihnen ausspricht, daß Sie dann doch nicht nach meinem Namen fragen. Nur wenn Sie mir Ihr Ehrenwort hierauf geben, nur dann werde ich jemals wieder zu Ihnen kommen, und ich bitte Sie, thun Sie es, thun Sie es um der Partei willen, der wir beide angehören.“ —

Der erst spöttische Ton des jungen Mädchens war so freundlich bittend geworden, daß Hugo nicht umhin konnte, die Bitte zu gewähren. Er versprach den Wünschen Klaras nachzukommen und diese legte nun schnell Hut und Tuch ab und setzte sich höchst ungenirt ohne die Einladung abzuwarten, zu Hugo auf das Sopha.

Es lag in dem Benehmen des jungen Mädchens, trotz der

Freiheit, welche aus diesem ganzen Wesen hervorleuchtete, doch etwas so durchaus Naives und ächt Mädchenhaftes, daß Hugo von diesem reizenden, kaum 17jährigen Kinde völlig bezaubert wurde. Eine Stunde verging ihm in der geistvollen Unterhaltung Klaras wie ein Augenblick und als sie nun von ihm schied und ihm das Versprechen gab, oft wiederzukehren, alle ihre freien Stunden, in denen sie dem väterlichen Hause unbemerkt entschlüpfen könnte, anzuwenden, um ihn zu besuchen und um ihm die nöthigen Mittheilungen zu machen, oder auch nur ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, da war Hugo glücklich — überglücklich. —

Eilftes Kapitel.

Röschen.

Wir müssen, nachdem wir den Leser bekannt gemacht haben mit den Hauptpersonen unserer Erzählung, zurückkehren, zu dem jungen Baron von Lychtendorf, den wir schon zu lange verlassen haben. Julius wartete, wie sich der Leser erinnern wird, mit Sehnsucht und Ungeduld auf den Besuch Röschens; bald legte er sich auf's Sopha, um zu lesen, dann wieder sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ohne Ruhe und Rast, denn die Unterredung mit dem Doktor Seidler hatte ihn aufs Höchste aufgebracht. Endlich bezeichnete ihm ein dreimaliges Klopfen an der äußern Thür, daß ein Besuch nahe; gleich darauf öffnete der Bediente die Thür und meldete „Fräulein Röschen."

Röschen folgte der Meldung auf dem Fuße; sie trat ins Zimmer und eilte mit einer so lieblichen Ungeduld auf Julius zu, umarmte ihn so herzlich und liebevoll, daß alle Wolken

schnell von der Stirn des jungen Mannes schwanden, daß er für einen Augenblick sich nur dem heitern, freundlichen Wiedersehen überließ.

„Komm, mein theures Kind," — sagte er liebevoll zu dem jungen Mädchen, sie zärtlich auf den frischen, rosigen Mund küssend, — „komm, setze Dich zu mir, und laß uns ein wenig plaudern; nicht von der Politik, nicht von den gehässigen Leuten, mit denen umzugehen Du gezwungen bist, mein armes Kind, sondern von Dir, von mir, von unserer Liebe."

Und er drückte die Kleine an sich, nahm ihr schnell Hut und Umschlagetuch ab und zog sie zu sich auf die weichen Kissen des Sophas.

Und so plauderten denn Beide, sie plauderten wie zwei unschuldige Kinder, sie erzählten sich die Erlebnisse der jüngsten Tage und vertrauten sich die tiefsten Geheimnisse ihrer Herzen.

Alle jene tiefen, dunklen Pläne, in welche Julius von seinem Oheim eingeweiht war, vertraute er der Freundin, vor der er kein Geheimniß hatte, die er liebte mit dem jugendlichen Feuer und dem stürmischen Enthusiasmus eines jungen Mannes von kaum 20 Jahren.

Und Röschen hörte ihm aufmerksam zu, jedes Wort, welches er sprach, jede Klage, welche er ausstieß, über das Schicksal, welches ihn zwang, um seiner Ueberzeugung zu dienen, sich in die gehässigen Pläne seines Oheims einzulassen, fand einen Wiederhall in ihrem eigenen Herzen, denn auch sie fühlte sich ja unglücklich, weil sie um des Geliebten willen, um seine Interessen, seine Pläne zu fördern, sich hergab zu dem ihr in tiefster Seele widerstrebenden Amte des Spionirens.

So mochte im herzlichen Gespräche wohl eine halbe Stunde vergangen sein, da raffte Julius sich auf und sagte, ärgerlich im Zimmer auf und nieder gehend:

„Genug, mein theures Kind! wir haben genug geplaudert, jetzt müssen wir übergehen zu den ernsten wichtigen Geschäften,

wir dürfen nicht mehr uns selbst angehören, wir müssen der großen heiligen Sache, der wir dienen, alle unsere Kräfte weihen. Erzähle mir jetzt, Röschen, wer bei Hartmanns in den letzten Tagen gewesen ist, was man dort gesprochen hat, welche Pläne man wieder geschmiedet hat gegen das Wohl unseres theuren Vaterlandes, gegen die Regierung, gegen unser herrliches Königshaus. Erzähle mir Röschen, aber erinnere Dich jedes Worts, jedes Blicks, jeder Miene, denn ich muß ja Alles, Alles wissen, nur dann wird es mir möglich, den finstern Plänen jener Elenden entgegen zu arbeiten."

Und Röschen erzählte. Mit geistvoller Lebendigkeit stellte sie die Gespräche dar, denen sie im Hartmann'schen Locale zugehört hatte. Sie schilderte die einzelnen Persönlichkeiten der Redner, welche in den Comité-Sitzungen der Klubs, die regelmäßig im Hartmannschen Lokale stattfanden, gesprochen. Und sie entrollte so vor Julius ein geist- und lebensvolles Bild aller der Pläne, welche die Führer der Demokratie, unvorsichtig genug, zu öffentlich besprochen hatten, ohne Scheu, ohne Argwohn vor dem unschuldigen Mädchen, der sie alles Andere eher, als einen Verrath zugetraut hätten.

Röschen erzählte, daß der Plan der Demokraten im gegenwärtigen Augenblick besonders dahin ginge, eine allgemeine Volksbewaffnung herzustellen.

Die demokratischen Führer hatten sehr wohl eingesehen, daß die Bürgerwehr, wie sie bisher bestand, durchaus nicht geeignet war, die Freiheit des Volkes zu vertheidigen, daß sie nur dienen mußte zum Mittel für die absolutistische Partei, für die Reaction, um als ein neues Polizei-Institut die Freiheit zu bekämpfen.

Röschen schilderte die über diesen Gegenstand gepflogene Debatte, sie schilderte die Redner, und indem sie mit leichter Ironie, zum Theil mit scharfem Tadel die einzelnen Persönlichkeiten kritisirte, gab sie ein lebensvolles Bild alles dessen,

was in den letzten Tagen im Hartmann'schen Lokale vorgekommen war.

Nur über einen der Redner spottete sie nicht, nur von einem hob sie die edle Sprache, den feurigen, kühnen Enthusiasmus hervor, und schilderte zugleich mit beredten Worten, welchen Einfluß er bereits, obgleich er erst seit wenigen Tagen im Hartmann'schen Lokale gewesen sei, auf die übrigen Führer der Demokratie gewonnen habe. Dieser eine, der weit absteche von allen den übrigen Demokraten, wäre ein früherer Offizier, ein gewisser Hugo Warren.

„Hugo von Warren!?“ — rief Julius erschreckt aus, indem er vor Röschen stehen blieb — „hast Du den Namen recht gemerkt, Röschen, Hugo Warren?“

Röschen schaute erstaunt auf und sagte fast empfindlich: „Du weißt wohl, daß ich ein gutes Gedächtniß habe; aber was ficht Dich an, kennst Du Herrn Warren, der erst seit so kurzer Zeit in Berlin ist?“

„Ob ich ihn kenne!“ — entgegnete Julius bitter — „Hugo ist mein leiblicher Vetter! Er, der Freiherr von Warren, der Sproß einer der edelsten Familien Deutschlands, schändet jetzt seine Familie dadurch, daß er Theil nimmt an jener unsaubern Demokraten-Gesellschaft, daß er sich einläßt in die Verschwörungen gegen sein Königshaus! — Erzähle weiter, Röschen, weiter, nimm keine Rücksicht auf meinen Schmerz, auf meinen Aerger, sage mir Alles, Alles! — Wie will man die allgemeine Volksbewaffnung bewerkstelligen, mit welchen Plänen geht man wieder um? Erzähle, erzähle!

Röschen schaute gedankenvoll vor sich nieder.

„Also er ist Dein Vetter?“ — fragte sie nach einer kleinen Pause, — „und ein Baron von Warren?“

„Ja, ja, liebes Kind, aber kümmere Dich nicht darum, erzähle weiter.“

„Darum sieht er Dir auch so ähnlich.“

„Aber ich bitte Dich, Röschen, laß diese Betrachtungen jetzt, wir haben Wichtigeres vor.“

Röschen fuhr in ihrer Erzählung fort. Sie theilte Julius mit, daß die Demokraten schon in den nächsten Tagen eine gewaltige Erhebung beabsichtigten. Das Berliner Zeughaus war, sie wußten es, noch voll von Waffen, und es kam darauf an, diese Waffen auf jedem Wege zu erlangen, um mit ihnen die Arbeiter, besonders das kräftige Corps der Maschinenbauer zu bewaffnen und aus diesen eine feste Stütze zu bilden für die Freiheit des Volkes, welche man bedroht glaubte durch die preußische Kamarilla. Das Gerücht hatte sich in der Stadt verbreitet, daß der Prinz von Preußen, der bereits aus seiner Verbannung zurückgekehrt war, an der Spitze der rings um Berlin liegenden Truppen einen Schlag auf die Hauptstadt beabsichtige.

Viele unruhige Auftritte hatten in den ersten Tagen des Juni in Berlin stattgefunden, man hatte entdeckt, daß Kähne mit Gewehren und Munition nächtlicherweile aus dem Zeughause fortgeschafft waren und man fürchtete, daß dies nur geschehen sei, um dem Berliner Volke die Mittel zu benehmen, sich zu bewaffnen.

Schon am 31. Mai befürchtete man einen Ueberfall durch die Truppen und diese Befürchtung war dadurch bestärkt worden, daß am Nachmittage Arbeiterhaufen die Brücken der Stadt untersucht und dieselben vernagelt gefunden hatten. Dies war ein Zeichen für die Arbeiter, daß in der That ein Ueberfall der Stadt Berlin beabsichtigt war, und das Mißtrauen gegen die Regierung hatte dadurch den höchsten Grad erreicht.

Seitdem waren wieder einige Tage vergangen, aber immer entschiedener hatte sich der Wunsch nach allgemeiner Volksbewaffnung im Volke ausgesprochen, immer entschiedener hatten die demokratischen Führer diesen Wunsch zu beleben gewußt und waren thätig gewesen zur Erfüllung desselben. Sie hatten

sich in Unterhandlungen eingelassen mit den Ministern, ohne indessen dem Ziele dadurch näher zu kommen, denn das Ministerium wußte sehr wohl, daß eine Bewaffnung des Proletariats, eine Bewaffnung der Arbeiter in diesem Augenblick das sichere Mittel zu einer neuen Revolution sein würde; daß Ministerium wußte sehr wohl, daß in diesem Falle eine demokratische Republik die nächste Folge der allgemeinen Volksbewaffnung werden müsse. Es war diese Befürchtung um so begründeter, als sich in Süddeutschland, in Frankfurt a. M., eine Zusammenkunft aller Demokraten Deutschlands, ein großer Congreß vorbereitete. Man mußte besorgen, daß die Deputirten der demokratischen Partei, welche von allen Vereinen Deutschlands nach Frankfurt a. M. gesendet würden, sich dort mit der Linken zu einer Art Vorparlament verbinden würden, um die schwache und bedeutungslose Majorität des Frankfurter Parlaments zu stürzen, und von Frankfurt aus die demokratische Republik über Deutschland zu erklären.

In jenen Tagen durchzuckte noch das wilde Revolutionsfieber alle Länder Europa's, noch war die furchtbare Schlacht in den Straßen von Paris nicht geschlagen, noch hatte die Reaction nicht wieder ihre Kräfte gesammelt, noch war das Volk im Besitze aller Macht; das Ministerium konnte daher von seinem Standpunkte aus allerdings eine allgemeine Volksbewaffnung nicht zugeben, und die Führer der Demokratie in Berlin mußten zur Erreichung ihrer Zwecke, zur vollständigen Geltendmachung der Demokratie auf andere Mittel, als die der gütlichen Unterhandlung sinnen, da sie wohl einsahen, daß mit dem schwachen Ministerium Camphausen eine Unterhandlung nicht länger möglich war, daß dies Ministerium nicht im Stande wäre, unter Bewahrung der constitutionellen Monarchie die wahre Demokratie in's Leben zu rufen.

Die Führer der Demokratie hatten sich deshalb entschlossen, einen gewaltsamen Angriff auf das Zeughaus vorzubereiten

und diesen Angriff schon in den nächsten Tagen auszuführen. — So erzählte Röschen ihrem Freunde.

Alles war nach ihren Mittheilungen zu diesem Zwecke bereits vorbereitet, die Arbeiter waren entflammt, waren begeistert für die Idee, sich zu bewaffnen, und dann einen kräftigen Schirm zu bilden für die von oben her, von der Reaction angegriffene Freiheit.

Die Führer der Demokratie ließen es sich angelegen sein, die Flammen immer lichter anzublasen. In wenigen Tagen schon sollte der Schlag vorgenommen werden.

Die kleinen Bürger Berlins waren, wie in den Comité-Sitzungen mitgetheilt worden war, ebenfalls gewonnen; auch sie fürchteten in kurzer Zeit einen Schlag der Reaction, auch sie waren in dem Glauben, daß die reactionäre Partei über den König einen gewaltigen Einfluß übe und daß der Prinz von Preußen an der Spitze dieser Partei stände.

Die Schwäche des Ministeriums Camphausen kannte man, man wußte, daß das Ministerium nur zum Deckmantel tieferer Pläne im Busen der Kamarilla diene, man wußte, daß Camphausen, obgleich ein ehrlicher Mann und für seine Person unfähig zum Verrath, doch von jener finstern und im Dunkeln schleichenden Partei benutzt wurde und daß er ein unglückseliges Mittelglied zwischen jener Partei und dem Volke bilde.

Zum Ministerium hatte man daher kein Vertrauen. Noch viel weniger Vertrauen hatte man zur Ehrlichkeit des Hofes selbst und auch die Bürgerschaft war deshalb den Plänen der demokratischen Führer hold, auch sie wünschte eine Bewaffnung der Arbeiter, mit denen vereint sie dann gegen die Feinde der Freiheit zu kämpfen im Stande und des Sieges gewiß wäre. — So erzählte Röschen. —

Julius ging während dieser Erzählungen Röschen's mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, er horchte den Worten des jungen Mädchens zu, und schwere Wolken über-

flogen seine sonst so glatte heitre Stirn, denn er fühlte, daß plötzlich ein gewaltiges Unternehmen sich entwickle, dem entgegen zu treten schwierig, vielleicht unmöglich sei. Waren die Arbeiter einmal bewaffnet, dann war es wahrlich schwer, mit dem wenigen Militär, welches im Augenblick zur Disposition der Regierung stand, eine Erhebung des Volks zu bekämpfen; und doch, wie sollte man die Bewaffnung der Arbeiter verhindern, da ja die Bürgerschaft selbst eine solche zu wünschen schien?

Julius wurde in seinem Nachsinnen unterbrochen durch die Meldung des Doctor Seidler, welcher gleich darauf in's Zimmer trat.

Seidler begrüßte Röschen mit einer tiefen Verbeugung. Röschen antwortete ihm mit einem Lächeln, aber mit einem Lächeln, in welchem Spott und Verachtung sich so seltsam mischten, daß Seidler zurückbebte und es tief bedauerte, der Einladung des Barons gefolgt, und während Röschen bei Julius war, gekommen zu sein.

Seidler hatte, seitdem er Julius verlassen, einen schweren Kampf mit sich gekämpft. Die Beleidigungen, welche er vor kaum einer Stunde hatte ertragen müssen, waren ihm tief ins Herz geschnitten, und doch fühlte er, daß er keine Waffen gegen dieselben habe, denn er war ja nichts Anderes, als der bezahlte Spion des Barons, wie konnte er von diesem eine andere, als die verächtliche Behandlung verlangen, welche er hatte erdulden müssen.

In dem ersten Augenblicke der Wuth war er entschlossen gewesen, nicht wieder zurückzukehren, jede Verbindung mit Julius abzubrechen; aber dieser Entschluß hatte nur die Dauer weniger Minuten; dann überlegte Seidler, welche Vortheile ihm erwüchsen aus dieser Verbindung mit dem Baron.

Seidler war eins jener elenden Subjekte, welche um des gemeinen Lebensgenusses willen jedes höhere, edlere Gefühl verleugnen. Er war Literat, aber einer jener talentlosen Li=

teraten, deren Feder niemals hinreicht, ihnen die Genüsse zu verschaffen, welche sie vom Leben fordern. Er hatte sich aus Ehrgeiz und um eine Rolle zu spielen in die Politik geworfen, er hatte hier, durch eine allzeitfertige Zunge, durch einen glänzenden Witz und eine schnelle Auffassungsgabe auf der Tribüne einen bedeutenden Erfolg errungen und diesen benutzt, um sich bei der aristokratischen Partei furchtbar zu machen. Zu gleicher Zeit aber hatte er darauf gesonnen, wie er aus seiner Stellung in der Partei den möglichsten Vortheil ziehen könnte; er hatte Julius getroffen und war von diesem bald durchschaut worden. Julius hatte ihm erst versteckte Anerbietungen gemacht und Seidler war mit der größten Freude auf diese eingegangen. So war jenes Verhältniß entstanden, welches Seidler jetzt an den Baron fesselte, denn Julius hatte mit der größten Freigebigkeit, ja mit Verschwendung die Nachrichten belohnt, welche Seidler ihm aus den geheimen Sitzungen der Comités über die Berliner Demokratie brachte.

Die Verbindung Seidlers mit Julius schrieb sich schon aus den ersten Tagen nach dem 18. März her; Julius hatte diese Verbindung schon damals geknüpft, um sich selbst über die Pläne der Demokratie zu unterrichten, sich ein klares Bild über das Treiben derselben zu verschaffen, ohne zu ahnen, von welchem Nutzen für seine Partei diese Verbindung sein würde. Er setzte dieselbe natürlich um so eifriger fort, und bezahlte die Nachrichten des Doktor Seidler um so freigebiger, seit er in die Pläne seines Oheims eingeweiht worden war und mit diesem Hand in Hand ging.

Julius bemerkte im ersten Augenblick den Doktor Seidler kaum; erst nach mehreren Minuten unterbrach er seinen Spaziergang im Zimmer und fragte mit stolzer Ruhe:

„Nun, Herr Doktor, ich glaube Sie haben sich besonnen, Sie sind abgestanden von dem sonderbaren Verlangen, welches Sie vor einer Stunde etwa an mich stellten. — Wie?"

„Ich stehe, wie immer zu Ihren Diensten, Herr Baron.“

„Das freut mich, ich kann Sie gebrauchen, und Sie sollen sich über mich nicht zu beklagen haben; Sie kennen meine Freigebigkeit. — Jetzt, Herr Doktor, müssen Sie mir behülflich sein, zum ersten Male mit der That. Sie haben mir bisher nur Nachrichten gebracht, jetzt müssen Sie auch handeln.“

Seidler blickte erstaunt auf. „Wie meinen Sie das, Herr Baron, was wünschen Sie?“

„Sie haben mir heute schon,“ — fuhr Julius ernst fort, — „mitgetheilt, daß die Demokraten beabsichtigen, sich aus dem Zeughause Waffen zu holen. Röschen hat mir über diesen Gegenstand noch genauere Aufschlüsse gegeben, als Sie dies thun konnten, da Sie nicht bei allen Berathungen der Comités zugegen gewesen sind, während Röschens aufmerksamen Ohren kein Wort verloren gegangen ist. Wir müssen diesen Zeughaussturm, der beabsichtigt wird, und der von den unglückseligsten Folgen sein könnte, verhindern, oder, wenn wir dies nicht können, müssen wir ihn wenigstens unschädlich zu machen suchen. Ich bitte Sie, Herr Doctor, mir ihre Meinung mitzutheilen und mir zu sagen, welche Mittel Ihrer Ansicht nach zu diesem Zwecke angewendet werden können.“

„Aber Herr Baron, in Gegenwart — —“

„Sie können ganz ruhig sprechen, Herr Doktor Seidler, ich habe Ihnen das bereits mitgetheilt, Röschen ist meine treuste, meine liebste Freundin, Röschen ist in alle meine Pläne eingeweiht, Röschen kennt auch das Verhältniß, in welchem wir Beide zu einander stehen auf das Genauste, Sie haben also nicht nöthig, irgend zu zögern; sprechen Sie ohne Scheu.“

Eine dunkele Röthe überflog das Gesicht des Doctor Seidler, aber er konnte nicht umhin, der Aufforderung des Barons zu genügen, so tief beschämt er auch darüber war, eine solche Rolle in Gegenwart des jungen Mädchens zu spielen.

„Trauen Sie denn,“ — fragte er, — diesem Zeughaus-

sturm wirklich eine so ungeheuere Wichtigkeit zu, daß Sie Mittel gegen denselben ergreifen wollen, Herr Baron?" —

„Ich weiß es nicht," — entgegnete Julius nachdenklich, — „ich muß Ihnen gestehen, daß ich für den Augenblick nicht einmal weiß, ob ich das Gelingen eines solchen Unternehmens wünschen soll oder nicht. — Gelingt der Zeughaussturm, der wie es scheint, doch alles Ernstes von den Demokraten beabsichtigt wird, werden die Arbeiter bewaffnet, so werden dieselben sich bald genug hinreißen lassen zu allerhand unsinnigen Unternehmungen, sie werden einen Terrorismus gegen die Bürger entfalten, welcher die gesammte Bürgerschaft zurückführen wird von den extravaganten, demokratischen Ideen, sie zwingen wird, ihrer eigenen Selbsterhaltung wegen, Hand in Hand zu gehen mit der Regierung, um nur die übermüthig gewordenen Arbeiter ihrer einmal gewonnenen Macht zu berauben." —

„Aber weshalb wollen Sie dann Etwas gegen ein solches Unternehmen thun?" —

„Ich fürchte die unglücklichen Folgen, welche aus demselben entspringen, ich fürchte, daß Scenen, welche denen des Jahres 1789 ähnlich sind, die Folge eines solchen Sieges der Arbeiter sein werden, und wenn ich auch überzeugt bin, daß das endliche Resultat aller dieser Auftritte doch die Herrschaft des Rechtes, doch die Herrschaft der legitimen Monarchen Preußens ist, so möchte ich dennoch gern mein Vaterland vor jenen furchtbaren Ereignissen bewahrt wissen, und ich glaube, dies nicht anders thun zu können, als wenn ich schon jetzt mit aller Kraft danach strebe, den Unternehmungen der Demokraten entgegen zu arbeiten."

„Sie mögen Recht haben, Herr Baron," — entgegnete Seidler sinnend, — „und ich könnte Ihnen allerdings ein Mittel an die Hand geben, ein freilich gefahrvolles und schwieriges, aber ein sicheres Mittel." —

„Sprechen Sie, Herr Doktor." —

„Dies Mittel besteht einfach darin, daß man die Bürgerschaft von den Demokraten zu trennen sucht, daß man die schon bestehende Kluft zwischen den Bürgern und Arbeitern noch größer macht, daß man in der Bürgerschaft die Furcht vor einer Herrschaft des Pöbels anzufachen weiß." —

Julius lächelte verächtlich. „Das sind Redensarten, Herr Doktor, schöne Redensarten, weiter nichts." —

„Sie irren, Herr Baron, denn es kommt nur auf uns an, aus diesen sogenannten Redensarten die Wahrheit zu nehmen." —

„Aber wie wollen Sie das thun?" —

„Schon der morgende Tag giebt uns ein sicheres Mittel an die Hand, die gesammte Bürgerschaft von Berlin aufzureizen gegen die Demokratie." —

„Was soll morgen geschehen?" —

„Sie wissen wohl, Herr Baron, daß morgen der 9. Juni ist, daß morgen in der Nationalversammlung der Antrag von Berends um Anerkennung der Revolution zum Vortrag gebracht wird? Diesen Antrag können wir benutzen." —

„Dieser unsinnige Antrag! Er wird in der Nationalversammlung nicht durchgehen', wenigstens hörte ich noch heute von meinem Oheim, daß sich die gesammte Majorität der Nationalversammlung gegen einen solchen Antrag aussprechen und über denselben zu einer motivirten Tagesordnung übergehen werde, welche der Abgeordnete Zachariä stellen soll." —

„Das eben ist es, was Sie wünschen müssen, Herr Baron! Das Volk von Berlin, welches am 18. März zum ersten Male Waffen in der Hand gehabt, zum ersten Male einen Kampf gekämpft und gesieget hat, ist so stolz auf diesen Kampf, daß nichts tiefer seine Eitelkeit beleidigt, seinen Stolz kränkt, als wenn dieser Kampf nicht auf's Vollständigste anerkannt wird, als wenn die Nationalversammlung durch den Uebergang zu einer motivirten Tagesordnung die Revolution verleugnet."

„Möglich,“ — entgegnete Julius ungeduldig, — „was aber soll Alles das nützen, welchen Einfluß soll dies auf den Zeughaussturm haben?“

„Ganz einfach, Herr Baron, wir müssen die Wuth des Volkes benutzen und einen oder den andern derjenigen Deputirten, welche gegen den Berends'schen Antrag gestimmt und dadurch die Wuth des Volkes auf sich geladen haben, — aufhängen lassen. Das Volk wird an diesem Manöver, wenn es nur einmal dasselbe exercirt hat, Geschmack finden, es wird noch mehrere Mitglieder der Nationalversammlung mißhandeln und sich zu den gröbsten Excessen hinreißen lassen. — Die Bürgerschaft, welche treu an der Nationalversammlung hängt, wird außer sich vor Wuth und Entrüstung über solche Excesse sein, sie wird mit den Waffen in der Hand gegen das waffenlose Volk einschreiten, und die Kluft zwischen den Bürgern und Arbeitern, welche schon gegenwärtig besteht, wird so zu einem unübersteiglichen Abgrund. — Was meinen Sie zu diesem Plane, Herr Baron?“ —

„Es ist ein wahrhaft teuflischer, wahrhaft nichtswürdiger Plan, Herr Doctor Seidler, ganz eines Schuftes, wie Sie einer sind, würdig!“ —

Seidler biß sich vor innerer Wuth auf die Lippen. Er wurde dunkelroth und ballte krampfhaft die Fäuste, aber er antwortete Nichts, denn er fürchtete eine ähnliche Scene, wie die, welche er erst vor kaum einer Stunde erlebt hatte.

Nach einer langen Pause sagte er: „Herr Baron, da Sie meinen Plan verworfen haben, habe ich wohl nichts mehr bei Ihnen zu thun; erlauben Sie, daß ich mich empfehle.“ —

„Nein!“ — entgegnete Julius kurz, — „wir haben noch Manches zusammen zu sprechen. — Ich habe übrigens Ihren Plan, so tief ich denselben verabscheue, nicht verworfen. — Solchen Feinden, wie die, gegen welche ich zu kämpfen habe, gegenüber, Feinden, welche den Verrath, die Lüge, den Mord,

den Raub zu ihren Waffen gemacht haben, solchen Feinden gegenüber darf auch die Aristokratie nicht zögern, Mittel zu ergreifen, welche sie verabscheut. — Ihr Plan ist gut, er ist vielleicht der einzige, welcher uns zum Ziele führt, aber ich will nicht ohne Weiteres auf ihn eingehen, ich will erst mit andern einflußreichen Personen sprechen, ehe ich Ihnen eine Antwort darauf gebe. Theilen Sie mir zuvörderst mit, was Sie für diesen Plan thun würden, wenn ich ihn adoptirte."

„Das ist einfach genug, Herr Baron. Morgen wird die Singakademie, wie bei allen wichtigen Sitzungen der Nationalversammlung, von großen Massen Volks umlagert sein, ich werde mich unter diese mischen und werde das Volk aufzuregen versuchen; ich werde es erinnern an jene glorreiche Märznacht und an die Feigheit seiner Deputirten, welche sich scheuen, die Revolution anzuerkennen, ich werde dadurch das Volk vorbereiten, daß es außer sich geräth vor Wuth, wenn es hört, daß die Nationalversammlung über den Berends'schen Antrag zur motivirten Tagesordnung übergegangen ist. Dann werde ich leise gegen Einzelne, ich kenne einige jener wilden, wüsten Menschen, welche vor keinem Mittel zurückbeben, gegen diese werde ich leise den Gedanken äußern, daß man sich rächen müsse an den Deputirten der Rechten, welche gegen den Berends'schen Antrag gestimmt haben. — Ich bin überzeugt, daß dieser Gedanke Anklang finden wird, und daß die Minister oder die Deputirten der Rechten vom Volke, unter Anführung einzelner wilder Gesellen, überfallen und gemißhandelt werden. Es kommt dann nur darauf an, daß ein Einziger den Muth hat, einen tödtlichen Streich gegen einen der Deputirten zu führen, Sie mögen selbst bestimmen, gegen welchen. Ist erst ein Mord begangen, hat erst das Volk Blut gesehen, dann wird es fortgerissen zur Raserei, dann wird es fortgerissen zu jenen Scenen der Grausamkeit, welche Sie wünschen müssen, wenn Sie die Trennung des Bürgers vom Arbeiter wollen. — Ich kenne

einen Menschen, der für Geld zu Allem fähig ist, mit diesem werde ich heute noch sprechen, dieser wird sich entschließen, den ersten Streich zu thun, um dadurch das Signal zu geben zu den Ereignissen, welche ich Ihnen angedeutet habe." —

Julius hatte mit Grauen, mit tiefer innerer Entrüstung der kaltblütigen Darstellung zugehört, die der Doctor Seidler ihm gegeben hatte. Seinem Gefühle nach hätte er den verworfenen, verächtlichen Menschen von sich gestoßen, aber er durfte diesem Gefühl nicht nachgeben, denn er hatte sich gegen seinen Oheim verpflichtet, mit Seidler ferner zusammenzukommen, um ihn zu Gunsten der Sache zu gebrauchen, welcher ja Julius mit aller seiner Kraft, mit feurigem Jugendenthusiasmus diente. Er war im Begriff, zu antworten, da sprang Röschen vom Sopha auf, umfaßte seinen Hals und bat ihn flehentlich, nicht zu antworten, sondern die scheußlichen Vorschläge Seidler's von sich zu stoßen. Sie bat ihn mit Thränen voll der innigsten Liebe, sich nicht hinzugeben den teuflischen Rathschlägen jenes elenden Verräthers. Sie bat ihn so warm, so weich, daß Julius nicht widerstehen konnte, daß er wenigstens Röschen ihre Bitte nicht abzuschlagen vermochte.

„Gehen Sie, Herr Doctor," — sagte er ernst und streng, — „lassen Sie mich jetzt mit Röschen allein; — kommen Sie aber" — setzte er leise flüsternd hinzu — „in Zeit von etwa zwei Stunden wieder hierher, ich will dann weiter mit Ihnen sprechen." —

Doctor Seidler machte eine kalte höfliche Verbeugung und entfernte sich dann schnell.

Auch Röschen, deren Urlaub abgelaufen war, folgte ihm bald, nachdem sie auf's Zärtlichste von ihrem Freunde Abschied genommen hatte.

Kaum hatte sein Besuch ihn verlassen, so entfernte sich auch Julius, indem er aber den Diener zurückließ mit dem Auftrage, wenn Doctor Seidler wiederkäme, ihn in das Zim-

mer zu führen, da er selbst in wenigen Stunden zurückkommen werde.

Julius eilte zu seinem Oheim.

Er fand den Geheimenrath Warren zu Hause und ließ sich sofort bei ihm melden. Als er in das Zimmer des Geheimenraths trat, fand er seine Cousine Klara bei dem Onkel, welche ihn mit einem freundlichen Lächeln begrüßte, dann aber in ein Nebenzimmer ging, indem sie sagte:

„Ich weiß wohl, lieber Julius, daß Du mit dem Vater jetzt politische Verschwörungen abzuhandeln hast, ich will Euch daher allein lassen, denn ein Mädchen muß sich nicht um Politik bekümmern.“

Sie grüßte nach diesen Worten freundlich lächelnd und hüpfte zum Zimmer hinaus.

Julius theilte seinem Oheim alle die Nachrichten mit, welche er theils durch Röschen, theils durch Seidler empfangen hatte. Er theilte ihm ferner den Plan Seidler's für den morgenden Tag mit.

Der Geheimerath hörte mit der höchsten, gespanntesten Aufmerksamkeit dem ganzen Vortrage seines Neffen zu und rieb sich endlich vergnügt die Hände.

„Vortrefflich!“ — sagte er, nachdem Julius geendet hatte, — „vortrefflich! Dieser Seidler ist eine Perle! diesen Menschen mußt Du Dir bewahren, und solltest Du ihn mit Gold aufwiegen!“

„Er ist ein Schurke!“ — sagte Julius entrüstet.

„Freilich!“ — erwiederte der Geheimerath, — „aber ein vortrefflicher Mensch dabei. Der Plan ist süperbe! Was meinst Du? das linke Centrum wird mit für die motivirte Tagesordnung stimmen, ich hoffe sogar Unruh wird es thun, Uhlich und andere dieser Leute, die könnten wir ja wohl aufhängen lassen?“

Julius rückte entsetzt mit dem Stuhl etwas von seinem Oheim fort.

„Aber lieber Onkel," — sagte er indignirt, — „Du kannst auf solch einen scheußlichen Plan doch nicht im Ernste eingehen wollen?" —

Der Geheimerath zuckte mit den Schultern und erwiederte mit einem verächtlichen Blick:

„Du bist noch ein Kind in der Politik, mein lieber Julius, sonst würdest Du nicht mit solchem Entsetzen einen so vortrefflichen Plan betrachten. In einer Zeit, wie die unsrige, muß man vor allen Dingen erst das Gefühl des Menschen von sich abstreifen, ehe man ein Politiker werden kann. Hältst Du es nicht für besser, daß einige jener Menschen, welche jetzt noch aus Furcht vor dem Proletariat mit uns zusammen wirken, welche aber, in jenem Augenblicke, wo diese Furcht von ihnen gewichen ist, abfallen von dem Königshause, welche tief im Innersten des Herzens selbst Demokraten sind und nur im Augenblicke gegen die Demokratie wirken, daß einige dieser Menschen von dem wüthenden Pöbel jetzt ermordet werden, als daß später Ströme edlen Bluts auf den Schaffotten vergossen werden. Denke zurück an die französische Revolution und frage Dich dann selbst, ob wir uns besinnen dürfen, zu jedem Mittel zu greifen, welches uns geboten wird, um solche Scenen in unserm Vaterlande unmöglich zu machen." —

„Du magst Recht haben" — sagte Julius gedankenvoll, — „Du willst also, daß ich auf diesen furchtbaren Plan eingehe?" —

„Ja," — erwiederte der Oheim, — „thue es, Julius, kehre sogleich in Deine Wohnung zurück, setze Dich mit Doctor Seidler in Verbindung und welche Summe es auch kosten möge, ganz gleichgültig, bewege ihn, daß er die Pläne, welche Du mir mitgetheilt hast, zur Ausführung bringt." —

Julius stand auf, er war überzeugt worden durch die Worte des Oheims, und so tief im Herzen ihm auch dieser furchtbare Plan widerstrebte, so war er doch entschlossen, ihn auszuführen.

Er verließ seinen Oheim und dieser rief ihm noch nach: „Vergiß Rodbertus, Kirchmann und Unruh nicht!" Dann kehrte Julius zurück in seine Wohnung in der Burgstraße.

Wenige Minuten, nachdem er das Haus verlassen hatte, verließ auch Klärchen Warren, tief verschleiert, die Wohnung ihres Vaters, und eilte schnellen Schrittes einem sonst wenig von vornehmen Damen besuchten Stadtviertel zu.

Zwölftes Kapitel.

Wie Julius die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Diebes macht.

Als Julius in seiner Wohnung eintraf, fand er daselbst den Doctor Seidler schon auf ihn wartend, er begrüßte ihn kalt und warf sich auf das Sopha nieder. —

„Es freut mich, daß Sie schon hier sind, Doctor" — sagte er, — „denn was wir auch thun mögen, es ist nothwendig, daß wir es schnell thun. Ich habe mich mit einigen Freunden besprochen; wir sind zu dem Entschluß gekommen, einzugehen auf Ihren Plan. — Theilen Sie mir jetzt näher mit, welche Mittel Sie ergreifen wollen, um morgen vor der Singakademie den Auflauf zu veranstalten und dabei durch Mißhandlung irgend eines Deputirten die Bürgerschaft aufzubringen."

„Ich sagte Ihnen bereits, Herr Baron," — entgegnete Seidler, — „daß nicht ich allein ein solches Unternehmen beginnen kann. Wir müssen noch erst Rücksprache nehmen mit einigen Leuten, die für Geld zu Allem zu bewegen sind, denn eine einfache Mißhandlung eines Deputirten genügt nicht, wir müssen nothwendiger Weise darauf hinwirken, daß einer oder der andere jener Leute aufgehängt, ganz förmlich aufgehängt werde."

Julius sprang vom Sopha auf. „Es ist schändlich!“ — sagte er entrüstet, — „ein Mord, ein vollständiger Mord!“ —

„Wie Sie wollen, Herr Baron,“ — erwiederte Seidler, — „wenn Sie nicht auf meinen Plan einzugehen wünschen, ziehe ich ihn gern zurück, mir, als Demokrat kann es nur angenehm sein, wenn ein solcher Plan nicht zur Ausführung kommt.“

„Nein, nein!“ — sagte Julius, — „so ungern ich auch eingehe auf Ihre Pläne, ich muß es dennoch thun, so tief es auch mir ins Herz schneidet, daß ich mich betheiligen soll bei einer solchen Schändlichkeit. — Jetzt erzählen Sie mir, an wen Sie sich wenden wollen, welche Vorbereitungen Sie treffen wollen; es ist nöthig, daß ich Alles wisse.“

„Ich sagte Ihnen schon vorhin, daß ich zuvörderst beabsichtige, das Volk durch Reden aufzureizen, es zur Wuth zu bringen. Es ist das nicht so schwer, aber schwer ist es, unser Volk so weit zu bringen, daß es zum Blutvergießen veranlaßt werde, denn das Berliner Volk ist gutmühig von Natur, es scheut jedes unnöthige Blutvergießen, ein solches aber ist nöthig; nur durch vergossenes Blut können wir das Volk in die Aufregung bringen, deren wir bedürfen. — Wir müssen deshalb einen Menschen, der vor nichts zurückbebt, für unseren Zweck gewinnen, und ich kenne einen solchen. Ein Mann, der am 18. März tüchtig mitgewirkt hat, ohne indessen von einer politischen Meinung getrieben worden zu sein, nur aus Lust am Kampf, am Mord, einen Menschen, der bereits 6 Mal auf dem Zuchthause gesessen hat, den man im Verdacht hält, daß er Theil genommen habe an einigen Raubmorden; einen Menschen, der für 50 Thaler seinen Vater zu ermorden bereit wäre. — Ich habe bereits in Folge unserer Uebereinkunft mit jenem Menschen gesprochen; er erklärte sich bereit, sich morgen unter das Volk zu mischen, und denjenigen Deputirten, welchen Sie ihm bezeichnen, mit einem Messerstich zu ermorden. Ist dann

einmal Blut geflossen, so können wir dem Volke das Uebrige überlassen."

„Sie haben doch jenem Menschen nicht etwa meinen Namen genannt?" — fragte Julius besorgt.

„Nein, Herr Baron, aber ich mußte ihm mittheilen, daß nicht von mir dieser Plan käme, sondern daß er von hohen Personen ausgedacht worden sei, weil sonst mein Freund, der etwas mißtrauisch ist, auf meinen Plan nicht eingegangen wäre; er würde gefürchtet haben, von mir gebraucht zu werden, ohne dafür die Bezahlung, welche er beansprucht, zu erhalten. Er hat sich deshalb auch entschieden geweigert, irgend Etwas zu thun, wenn nicht Sie selbst mit ihm Rücksprache darüber nehmen."

„Wie! Sie verlangen, ich soll selbst mit jenem Schurken sprechen?"

„Es ist nothwendig, Herr Baron, und ich würde Sie bitten, mir jetzt zu folgen, um jene Rücksprache zu nehmen; oder wünschen Sie vielleicht, daß ich den guten Barthold zu Ihnen hierher führen soll?"

„Nein, unter keiner Bedingung, das würde mich nur verrathen. — Ich unterziehe mich der Nothwendigkeit und werde Ihnen folgen; es geht dies um so eher, als es schon dunkel geworden ist. Ich werde mich so zu verkleiden suchen, daß mich jener Mensch durchaus nicht erkennen kann."

„Ganz wie Sie wollen, Herr Baron."

Julius rief seinen Bedienten, und dieser war ihm behülflich, sich zu verkleiden. Ein falscher Bart wurde aus einem kleinen Reisenecessaire, welches der Bediente stets bei sich führte, genommen, die Augenbraunen des Barons wurden dunkel gefärbt, sein Haar schnell zu krausen Locken gebrannt, seinem Gesicht mit einem Ueberzug dunkler brauner Farbe ein anderer Teint gegeben, und so stand nach kaum einer Viertelstunde Julius Lychtendorf vollkommen unkenntlich da, und folgte nun

dem Doctor Seidler, welcher ihm schnellen Schrittes vorausging, nach einem weitentlegenen Stadtviertel, dem sogenannten Voigtlande.

Auf dem Wege bat Julius den Doctor, ihm einige nähere Mittheilungen über den Menschen zu machen, welchem er ein so wichtiges Geschäft übertragen wollte.

Doctor Seidler erzählte:

Barthold war ein Mann in den vierziger Jahren, welcher sein ganzes Leben in einer reinen Verbrecher-Laufbahn dahin gebracht hatte. Sein Vater war im Zuchthause gestorben, seine Mutter im Arbeitshause, so war er als Kind schon eingeweiht worden in die Verbrechen der Aeltern.

Als Knabe hatte er den ersten Taschendiebstahl begangen, als Jüngling von 15 Jahren den ersten Einbruch. Mit einer seltenen Geistesgegenwart und Schlauheit begabt, hatte er sich lange den Nachstellungen der Polizei zu entziehen gewußt, endlich aber war er denselben dennoch unterlegen; er war bei einem Diebstahl ertappt worden und auf das Zuchthaus gekommen. Der Betrieb seines Gewerbes — er hatte das Schlosser-Handwerk gelernt — war ihm untersagt worden, und als er aus dem Zuchthaus zurückkam, war er daher gezwungen, auf neue Diebstähle zu denken.

Er hatte nicht gesäumt, dieselben zu begehen. Fast kein Tag seines Lebens war frei von irgend einem Vergehen gegen die gesammte Gesellschaft.

Barthold war einer jener Verbrecher, wie sie nur die großen Städte zu erzeugen vermögen, einer jener Menschen ohne jedes moralische Gefühl, ein Mensch, zu Allem fähig, zu Allem bereit.

Seit dem 18. März hatte auch Barthold sich bei Volksversammlungen und dergleichen betheiligt, und den leichten, gefahrlosen Taschendiebstahl kühneren Unternehmungeu vorgezogen.

Seidler hatte den Dieb eines Tages ertappt, er hatte es

in der Hand, denselben dem Gerichte zu übergeben, welches, da Barthold schon so vielfach bestraft worden war, ihn zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurtheilt haben würde.

Seidler wußte dies, aber er hütete sich wohl, einen Menschen, den zu gebrauchen er vielleicht einst genöthigt war, auf das Zuchthaus zu bringen. Er befreundete sich mit Barthold und dieser diente ihm jetzt als Spion bei der eigenen Partei.

Unter dieser Erzählung hatten Julius und der Doctor die Stadt verlassen und waren eingetreten in jene unheimlichen, schmutzigen Stadtviertel, die vor dem Rosenthaler und dem Hamburger Thor sich hinstrecken, in das sogenannte Voigtland.

Vor einem der kleinsten, niedrigsten und schmutzigsten Häuser blieb Seidler stehen.

„Wir sind zur Stelle, Herr Baron,“ — sagte er — „bevor wir aber eintreten in das Haus, noch eine Bitte.“ —

„Und diese ist?“ —

„Daß Sie unter keiner Bedingung Barthold ahnen lassen, daß Sie viel Geld bei sich haben; ich möchte sonst für Ihr Leben nicht stehen. — Entleeren Sie Ihre Börse, oder besser, nehmen Sie fünf Friedrichsd'or aus derselben und wickeln Sie dieselben in dies Papier. Diese Summe müssen Sie Barthold als erstes Angeld geben, indem Sie ihm versprechen, noch glücklich vollbrachter That ihm die gleiche Summe nachzuzahlen; aber noch einmal bitte ich Sie, lassen Sie unter keiner Bedingung es merken, daß Sie noch mehr Geld bei sich führen.“

Julius lachte. „Sie haben Recht, ich werde Ihren Rath befolgen; man muß sich in guter Gesellschaft zu benehmen wissen.“ —

Seidler klopfte jetzt mit dem Knöchel des Zeigefingers an die Fensterladen eines Parterre liegenden Zimmers, durch dessen Spalten ein matter Lichtschein schimmerte. —

Eine tiefe Stimme im Innern des Zimmers fragte: „Sind Sie's, Herr Doctor?“ —

„Ich bin's," — erwiederte Seidler, den Mund gegen die Ritze des Fensterladens gelehnt — „mit dem bewußten Freunde."

Ein schwerer Schritt ließ sich im Innern hören; gleich darauf öffnete sich die Hausthür.

Ein großer, stark gebauter Mann mit dichten, buschigen Haaren, einem wilden Gesicht, welches durch einen verwirrten, langen, schwarzen Bart einen noch unheimlicheren Ausdruck erhielt, trat in die Hausthür. Er hielt eine Lampe in der Hand, mit welcher er die Ankommenden beleuchtete.

„Treten Sie näher, meine Herren!" — sagte er — „ich erwartete Sie schon." —

Barthold ging voran und führte Julius und Seidler in das kleine Zimmer, aus welchem er vorher Seidler's Klopfen beantwortet hatte.

Julius schaute sich mit Staunen in diesem Zimmer um. Er, der bisher nur in den höchsten aristokratischen Kreisen gelebt, hatte noch keine Ahnung von dem Leben der unteren Schichten der Gesellschaft. Dies Zimmer, welches ihn einen tiefen Blick thun ließ grade in die Lage der verworfensten Klasse, in das Leben eines berüchtigten gefährlichen Diebes, bot ihm daher ein durchaus neues und höchst interessantes Schauspiel dar.

Es war ein kleines, niedriges Zimmer mit schmutzigen Wänden und trüben Fenstern, in denen manche Scheibe nur durch ein Blatt vorgeklebtes Papier ersetzt war. Dennoch zeigte dies Zimmer manche Spuren eines fast luxuriösen Lebens. Ein eleganter, weich gepolsterter Lehnstuhl stand vor dem Tische, aber dieser Lehnstuhl war so beschmutzt, daß er einen wahrhaft ekelhaften Anblick gewährte.

An der einen Wand des Zimmers standen mehrere Betten, deren Unreinlichkeit Julius einen unüberwindlichen Ekel einflößte. Das Zimmer war geschmückt mit einer Anzahl schlecht gemalter Bilder, wie sie den kleinen Volksblättern zugegeben werden. Den unangenehmsten Anblick in dieser Behausung

gewährte indessen die eine Bewohnerin derselben, die Frau Barthold, ein Weib, in dessen verwitterten Zügen noch die Spuren einer großen, aber durch langjährige Ausschweifungen zerstörten Schönheit sichtbar waren. Ihr ganzes Aeußere war so widerwärtig, ihre Kleidung, die aus eleganten, theuren Stoffen bestand, so schmutzig und zerlumpt, daß Julius sich bei ihrem Anblicke auf's Aeußerste zurückgestoßen fühlte. Aber er hatte sich einmal vorgenommen, das Abentheuer zu bestehen, und wie widerwärtig ihm dasselbe auch wurde, er wollte seinen Plan durchführen.

Barthold setzte ein Paar schmutzige Rohrstühle an den Tisch, auf welchem eine trübe Lampe brannte.

„Setzen Sie sich, meine Herren," — „sagte er mit einer einladenden Bewegung, — „wir werden so Manches zu sprechen haben nach dem, was mir der Herr Doctor Seidler schon gesagt hat. Verzeihen Sie, wenn indessen meine Frau sich nicht stören läßt in dem Geschäft, welches sie zu besorgen hat."

Er deutete dabei auf eine Anzahl buntseidener Taschentücher hin, welche vor der Frau Barthold auf einem kleineren Tische lagen. Frau Barthold war im Begriff, aus denselben die Namen herauszutrennen. Ein Haufen Wäsche lag zu demselben Behuf vor ihr auf dem Tische.

„Man muß seine Zeit gut anwenden," — sagte Barthold lachend, — „und morgen müssen diese Tücher, welche mir wohl eine Woche Arbeit gekostet haben, bereits bei'm Juden sein. — Jetzt, meine Herren, aber bitte ich Sie, lassen Sie uns vom Geschäft sprechen. Herr Doctor Seidler hat mir schon mitgetheilt, daß Sie mir, Herr — — aber dürfte ich Sie wohl um Ihren werthen Namen bitten."

„Ich heiße Baron von Brandhof," — entgegnete Julius schnell.

Ein flüchtiges Lächeln zog über die verwitterten Züge Barthold's.

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen," — sagte er mit einer kleinen Verbeugung; dann fuhr er fort: „Herr Doctor Seidler hat mir mitgetheilt, daß Sie für morgen meines Messers bedürftig seien, Herr Baron — was zahlen Sie?"

Diese Frage war mit einer so ruhigen Unverschämtheit gestellt, als ob Barthold ein ganz gewöhnliches Geschäft abmachte.

Julius konnte im ersten Augenblick kaum darauf antworten, denn ihn überfiel bei dieser unendlichen Nichtswürdigkeit ein Grausen vor dem Mann, in dessen wilden Zügen er jede Spur von einem menschlichen Gefühl vergeblich suchte. Nach einer Pause erwiderte er, nachdem er seine ruhige Fassung wiedergewonnen:

„Sie werden zufrieden sein mit meiner Freigebigkeit; jetzt lassen Sie uns zuvörderst überlegen, wie Sie zu Werke gehen wollen. Getrauen Sie sich, mit Sicherheit versprechen zu können, daß Sie mir bei Ausführung der Pläne, von denen Doktor Seidler mit Ihnen bereits gesprochen hat, behülflich sein werden?"

Barthold lächelte verächtlich.

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Baron," — sagte er, — „wenn Sie gut zahlen, werde ich gut arbeiten. — Um aber die Unterhandlung abzukürzen, will ich Ihnen gleich sagen: ein Messerstich kostet 50 Thaler, das ist bei mir fester Preis, wollen Sie die geben, so bin ich zu Ihren Diensten, wollen Sie nicht, so lassen Sie es bleiben."

„Sie sollen 50 Thaler haben," — entgegnete Julius, froh, daß diese unangenehme Unterredung durch Barthold selbst so schnell abgebrochen wurde, denn er sehnte sich fort aus dieser ekelhaften Umgebung, in der er sich sehr gegen seine Neigung befand. — „Sie sollen 50 Thaler erhalten, jedoch unter einer Bedingung."

„Was verlangen Sie?"

„Ich verlange, daß Sie wo möglich das Leben dessen schonen, den Sie anfallen; ich wünsche durchaus keinen Mord, ich wünsche nur eine Verwundung, diese wird genügen."

Barthold lachte laut auf: — „Das ist ein sonderbares Verlangen, Herr Baron, Sie glauben wohl, daß der Mann ruhig still halten wird, wenn ich ihm mein Messer in die Rippen stoße? In einem Volksgedränge kann ich nicht versprechen, meinen Mann so sicher zu treffen, als wenn ich ihn ruhig im Bette vor mir zu liegen habe; aber ich will sehen, was sich thun läßt. Jedenfalls aber mag das Ding ausfallen, wie es will, 50 Thaler und nicht billiger!"

Julius mußte versprechen, diese zu geben und zahlte dem Rathe Seidlers gemäß, die 5 Friedrichsdor, welche er, in ein Papier gewickelt, in die Westentasche gesteckt hatte, als Angeld für die scheußliche That.

„Sie sind ein guter Geschäftsmann, Herr Baron," — sagte Barthold lachend, — „ich bitte Sie, erhalten Sie mir Ihre Kundschaft, ich werde immer gern bereit sein, Ihnen zu dienen. Jetzt aber, wen von den Herren wünschen Sie, daß ich treffen soll? Ich kenne sie beinahe alle."

„Das ist mir gleichgültig," — entgegnete Julius, — „irgend einen der Männer des linken Centrums, Rodbertus, Uhlich oder Unruh, welchen Sie wollen."

„Schön, also der Erste, der Beste, Sie sollen nach Ihren Wünschen bedient werden."

Julius stand auf, denn er vermochte es nicht länger, in dieser ekelhaften Atmosphäre zu athmen, seine Umgebung war ihm so widerlich, daß er sich hinaussehnte in die freie Luft; er bat deshalb Seidler ihm zu folgen.

„Verzeihen Sie, Herr Baron," — erwiderte Doktor Seidler, — „wenn ich Sie allein gehen lasse, ich will noch mit unserem Freund Barthold eine kleine Rücksprache wegen des morgenden Tages nehmen, es ist gut, wenn man Alles genau vorher ver=

abredet, ein solches Unternehmen darf nicht unbesonnen angefangen werden."

„Leuchte dem Herrn, Frau!" — sagte Barthold, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung von Julius verabschiedete, und Julius entfernte sich schnellen Schrittes, indem ihm Frau Barthold zur Thür hinausleuchtete.

Als er auf dem kleinen Flur vor der Stube angekommen war, mußte er einige Minuten daselbst warten, denn die Hausthür war mit mehreren schweren, eisernen Riegeln fest verschlossen; auch schien sich Frau Barthold mit Oeffnung derselben nicht sehr zu beeilen. Erst nachdem im Innern der Stube sich ein dreimaliges, lautes Husten hatte hören lassen, ging der Riegel plötzlich außerordentlich leicht auf und Julius befand sich im Freien.

Er eilte schnellen Schrittes der Wohnung seines Oheims zu, um diesen von der gepflogenen Unterhandlung zu benachrichtigen. Erst jetzt war ihm wieder wohl zu Muthe und er konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, wenn er zurückdachte an die kleine Stube des Diebes und die unheimlichen Bewohner derselben.

Seidler war mit Barthold im Zimmer allein zurückgeblieben; kaum war die Thür hinter Julius geschlossen, so fragte Barthold leise:

„Was meinen Sie, Herr Doctor, ob der Baron wohl viel Geld bei sich haben mag?"

„Nein," — entgegnete Seidler kurz, — „er steckte, als wir von seinem Hause fortgingen, eben nur die 5 Friedrichsd'or ein, welche er Ihnen geben wollte; in der Börse hatte er, so viel ich sah, nicht mehr als höchstens 4 oder 6 Thaler."

„Bah! das ist nicht der Mühe werth," — sagte Barthold verächtlich, und hustete laut dreimal hinter einander.

Seidler biß sich lächelnd auf die Lippen; er kannte seinen guten Freund sehr wohl.

„Sie werden also die Verhaltungs-Maßregeln des Barons ausführen, Barthold?" — fragte er nach einer Pause.

„Gewiß, Herr Doctor, es ist ein schönes Stück Geld dabei zu verdienen."

„Das mein' ich auch, aber ich dächte, Sie könnten das auf eine andere Weise thun. Wie wär' es denn, wenn Sie zum Beispiel so einen der Minister für den Herrn Rodbertus ansehen, vielleicht Herrn Hansemann?"

Barthold lachte laut auf. „Sie spaßen wohl," — sagte er, noch immer lachend, — „den kleinen vermickerten Hansemann für den großen kräftigen Rodbertus ansehen? Nein, so etwas darf mir nicht passiren."

„Nun, nun, Barthold, man kann sich ja irren; im Gedränge kann man doch einen Menschen nicht sogleich erkennen, und bedenken Sie, daß es im Grunde genommen ganz gleichgültig ist, wem Sie Ihr Messer in die Rippen jagen; dann ist es doch immer besser, Sie thun zu gleicher Zeit der Demokratie einen Dienst, als daß Sie der Reaction dienen."

„Freilich," — erwiederte Barthold, — „aber der Baron bezahlt, und die Demokratie bezahlt im Leben Nichts."

„Der Baron bezahlt so wie so; außerdem müssen wir uns an den albernen jungen Menschen etwas rächen; er glaubt uns nur so als seine Spielpuppen benutzen zu können, weil er Geld hat, wir aber wollen uns nicht so gebrauchen lassen, sondern wollen auch ein wenig für unsere eigne Hand handeln. Denken Sie daher morgen an mich, Barthold, und wenn Ihnen etwa Hansemann oder Camphausen, oder ein anderer der Minister unter die Finger kommen sollte, so wissen Sie, was Sie zu thun haben."

Seidler drückte nach diesen Worten seinem Genossen die Hand und entfernte sich, indem dieser ihm selbst zum Hause hinausleuchtete.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Nachtbesuch.

Hugo kam an dem Abend, an welchem sein Vetter mit dem Doktor Seidler und Barthold seine Ränke geschmiedet hatte, erst spät, gegen 11 Uhr nach Hause. Er war in einer Comité-Versammlung gewesen, und hatte Theil genommen an einer Berathung über die nächsten Pläne der Demokratie.

Hugo hatte sich in den wenigen Tagen, welche seit seinem ersten Auftreten in Berlin vergangen waren, schon vollständig hineingefunden in das Leben der Berliner Demokratie, er war täglich in den Comitéberathungen gewesen und sein Rath wurde dort gern aufgenommen, der ruhige klare Verstand Hugos imponirte den übrigen Führern der Demokratie, und die meisten derselben fühlten sehr wohl, daß Hugo ihnen überlegen wäre. Auch Hugo war sich dessen bewußt, und dies Gefühl gab ihm eine gewisse Sicherheit, ein gewisses Selbstbewußtsein, welches ihn befriedigte.

Hugo hatte in den wenigen Tagen die meisten Führer der Berliner Demokratie kennen gelernt und sein erster Widerwille gegen dieselben hatte sich bald gelegt, denn er hatte einsehen gelernt, daß die meisten demokratischen Führer allerdings keine außerordentlich begabten, keine großen Männer wären, daß sie aber mit wahrer Lust und Liebe an die Demokratie hingen, daß sie ohne Rücksicht auf ihre eigene Persönlichkeit dem Volke mit treuer Ergebenheit dienten. Mochte auch die Eitelkeit einzelne jener Führer zu Schritten treiben, welche der Sache schadeten, die Mehrzahl war doch lediglich den Interessen des Volkes ergeben.

Hugo hatte sich deshalb mit den Männern, welche ihm anfangs im höchsten Grade mißfallen hatten, versöhnt und ging jetzt Hand in Hand mit ihnen. Er verdankte die genaue Kenntniß der Persönlichkeiten besonders seinem Freunde Arnow,

der sein treuer Begleiter während aller seiner Wanderungen durch Berlin gewesen war.

Hugo war eben im Begriff, nachdem er noch ein Stündchen gearbeitet hatte, sich zu entkleiden, als er zu seinem höchsten Staunen durch ein leises Klopfen an der Thür gestört wurde.

Er öffnete sofort und war noch mehr erstaunt, als Klärchen, tief verschleiert, ihm entgegen trat.

„Seien Sie still, Herr von Warren," — sagte sie leise, den Finger auf den Mund legend, — „ganz still, damit Niemand im Hause meine Gegenwart bei Ihnen errathe. Ich war heut gegen Abend schon einmal bei Ihnen, ich traf Sie nicht und dennoch mußte ich Sie sprechen. Den ganzen Abend über ward ich festgehalten im Hause meines Vaters, jetzt erst bin ich frei geworden, um zu Ihnen zu kommen, um Ihnen Mittheilungen zu machen, die Sie auf das Höchste interessiren werden. Bitte, verschließen Sie die Thür."

„Aber wie sind Sie in's Haus gekommen, welches ich doch selbst hinter mir verschlossen hatte?" — fragte Hugo erstaunt.

„Oh, ich weiß mir zu helfen," — entgegnete die junge Dame lächelnd, — „ich habe mir durch den Nachtwächter aufschließen lassen. Ich mußte Sie sprechen, und wie ungewöhnlich auch die Stunde sein mag, ich mußte zu Ihnen kommen; vielleicht hängt ein Menschenleben von dem ab, was ich Ihnen zu sagen habe."

Klärchen, denn so wollen wir ihrer eigenen Aussage nach die junge Dame künftighin nennen, warf Hut und Shawl ab und setzte sich höchst ungenirt neben Hugo auf das Sopha.

„Ich muß Ihnen zuvörderst mittheilen, Herr von Warren," — sagte sie — „daß in der Aristokratie im gegenwärtigen Augenblicke ein vollständiges Complott gegen die Demokratie existirt, daß man beabsichtigt, eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und dem Proletariat hervorzubringen, um beiden die Kraft zu nehmen."

Klärchen fuhr darauf fort, die Pläne, welche die Aristokratie zu diesem Zwecke entworfen hatte, auf das Geistvollste und Lebendigste auseinander zu setzen. Sie theilte Hugo mit, daß ein Geheimerath von Warren an der Spitze einer reactionären Verschwörung stände; viele der höchsten Staatsbeamten seien Mitglieder des aristokratischen Bundes, dessen Vorsitzender der Geheimerath von Warren sei. Große Mittel ständen diesem Bunde zu Gebote, denn fast alle Mitglieder seien reich begütert, und alle hätten die feste Absicht, ihre Güter zum Besten der Sache zu opfern, an die sie größtentheils durch Eigennutz, zum Theil aber auch durch ihre Ueberzeugung gekettet seien.

Der Geheimerath von Warren sei ein Mann, der, voll eiserner, fester Entschlossenheit, kein Mittel scheue, um zu seinen Zwecken zu gelangen; jedes Mittel sei ihm gleich, wenn es nur praktisch sei; er habe die größten Verbindungen angeknüpft und seine Spione reichten hinein in das innerste Familienleben aller Derer, welche an der Spitze der Parteien ständen, sowohl der Aristokratie, als der Demokratie. Der Geheimerath von Warren habe sich die Wiederherstellung des vollständigsten Absolutismus zum Ziele gesetzt und verfolge dasselbe mit allen den großen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Eins der Werkzeuge des Geheimeraths sei ein enthusiastischer, für den Royalismus entbrannter junger Mann, der sich trotz seines edlen Charakters doch zu Allem gebrauchen lasse, was der Geheimerath wolle; es sei der Baron Julius von Lychtendorf, der Vetter Hugo's.

Julius sei jetzt so weit gekommen, daß er sogar im gegenwärtigen Augenblicke mit dem gemeinsten Verbrecher Hand in Hand gehe und einen Mörder gedungen habe, der bei einem Auflauf an der Singakademie einen Deputirten des linken Centrums meuchlings anfallen solle. Und Klärchen erzählte weiter; sie gab ihrem Freunde die vollständigsten Mittheilungen über alle die Pläne, welche wir schon im vorigen Kapitel unsern

Lesern entrollt haben. Sie war von allen Details dieser Pläne auf das Vollständigste unterrichtet, sie mußte alle die handelnden Personen auf das Genaueste kennen und mit ihren Charakteren vertraut sein, so detaillirt gab sie in ihrer Beschreibung fast jedes Wort derselben wieder.

Hugo hörte mit Staunen, mit tiefem Entsetzen der wunderbaren Erzählung seiner jungen Freundin zu; er wagte es nicht, ihr zu glauben, und doch trug jedes Wort ihrer Erzählung das Gepräge der reinsten Wahrheit, doch durfte er nur in diese klaren, schönen, blauen Augen schauen, um sich zu sagen, daß ihn Klärchen nicht täuschen könne.

Klara hatte ihre Erzählung beendet.

„Jetzt," — sagte sie, — „habe ich meine Pflicht gethan; an Ihnen ist es, Herr von Warren, die Ihrige zu thun. Sie müssen jetzt handeln; Sie müssen jene furchtbaren Pläne zu nichte machen; ich weiß kein Mittel, auf Sie allein war meine Hoffnung gebaut, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, deshalb habe ich mitten in der Nacht das Haus meines Vaters verlassen, auf die Gefahr hin, daß, wenn dies herauskommen sollte, mein guter Ruf, meine ganze Stellung im Leben vernichtet wäre."

Hugo war auf's Innigste gerührt durch diese Worte des jungen Mädchens, welche mit tiefem Schmerz gesprochen wurden. Er ergriff ihre Hand und drückte sie feurig in der seinigen, aber sie entzog ihm dieselbe schnell, indem sie sagte:

„Ich muß fort von hier, Herr von Warren! Bitte, begleiten Sie mich jetzt bis an Ihre Hausthür und öffnen Sie mir dieselbe, dann lassen Sie mich gehen."

„Aber Sie wollen mitten in der Nacht allein durch die Straßen gehen? Wollen Sie mir nicht erlauben Sie zu begleiten?"

„Nein, nein! dies kann, dies darf nicht sein! Sie würden erfahren, wo ich wohne, wer ich bin, und dies sollen und dürfen

Sie niemals erfahren! — Lassen Sie mich gehen, Herr von Warren! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich allein gehen, ich fürchte mich nicht, es wird mir Niemand etwas zu Leide thun."

Vergeblich bat Hugo das seltsame junge Mädchen, welches ihm mit jedem Tage, mit jeder Stunde interessanter wurde, in dessen blaue Augen er schon zu oft für seine Gemüthsruhe geschaut hatte, vergeblich bat er sie, doch abzustehen von diesen Geheimnissen und sich ihm zu vertrauen. Sie schlug mit Festigkeit alle seine Bitten ab.

„Ich kann, ich darf dies nicht," — sagte sie, — „bitten Sie mich nicht ferner, Herr von Warren, Sie machen mir nur den Schmerz, Ihnen eine Bitte abschlagen zu müssen, die ich doch nicht gewähren kann. — Kommen Sie, begleiten Sie mich bis an Ihre Hausthür, dann aber lassen Sie mich ungehindert meinen Weg fortsetzen."

Hugo konnte nicht länger den Bitten Klaras widerstehen. Er begleitete sie die steile Treppe hinunter, schloß das Haus auf und küßte zum Abschied noch einmal ihre kleine schöne Hand; dann eilte das junge Mädchen leichten, schnellen Schrittes von dannen und war bald im Dunkel der Nacht verschwunden.

Hugo schaute ihr noch nach, als er sie längst nicht mehr sehen konnte und kehrte dann gedankenvoll in seine einsame Wohnung zurück. Er entkleidete sich und warf sich auf sein Lager, aber er vermochte keinen Schlaf auf demselben zu finden, denn fortwährend stand Klärchens liebliche Gestalt vor seinem Geiste, fortwährend mußte er an sie, an die schöne Stunde zurückdenken, welche ihm die Tage, die er bisher in Berlin verlebt, versüßt hatte, denn wieder kehrten die unheimlichen Bilder, welche Klara vor ihm heut entrollt hatte, in seine Erinnerung zurück.

Er mußte denken an seine Verwandten, an die schändlichen Pläne, welche sein Oheim und Vetter im Sinne hatten, und

vergeblich sann er nach über die Mittel, durch welche er die Pläne der Reaction zu hintertreiben vermöchte. Er nahm sich vor, unter jeder Bedingung am folgenden Morgen vor der Nationalversammlung zu sein, und besonders Doctor Seidler und alle Diejenigen, mit welchen Doctor Seidler etwa in Verbindung treten möchte, auf's Schärfste zu beobachten und vielleicht auf diese Weise den Plänen Seidlers entgegen zu arbeiten und einer Mordthat vorzubeugen. Er entschloß sich mit dem frühsten Morgen zu seinem Freunde Arnow zu gehen, um diesem, auf den er das größte Vertrauen hatte, Alles das mitzutheilen, was er bisher erfahren hatte. Durch diesen lebenserfahrenen Mann hoffte er gediegene Rathschläge für seine Handlungsweise am folgenden Tage zu erhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Hugo den Major im Schlafe stört.

Am Morgen des 9. Juni machte sich Hugo mit dem Frühesten auf um dem Mojor von Arnow Alles das mitzutheilen, was er am Abend vorher von seiner geheimnißvollen Freundin erfahren hatte, und ihn um Rath zu fragen, was in dieser kritischen Sache zu thun sei.

Er fand den Major noch im Bette, der Bediente wollte ihn Anfangs nicht vorlassen, aber Hugo ließ sich nicht abweisen und ging gradenweges in das Schlafzimmer. Er weckte den Major, welcher sich gähnend im Bette umdrehte, und bat ihn, sofort aufzustehen, weil er Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

„Ah, mein Verehrtester!" — erwiederte der Major, sich reckend, — „wie können Sie nur mitten in der Nacht ver=

langen, daß man sich um die Politik kümmere, die schon während des Tages mehr als zu viel Zeit in Anspruch nimmt?"

„Mitten in der Nacht, lieber Major? es ist 7 Uhr Morgens."

„Das ist Mitternacht, wenn man um 1 Uhr zu Bett gegangen ist. Aber gleichviel, da Sie es wünschen, stehe ich Ihnen zu Diensten."

Und der Major sprang aus dem Bette, kleidete sich schnell an und lud Hugo ein, an seinem Frühstück Theil zu nehmen.

Hugo erzählte nun dem Major sein Abentheuer mit dem jungen Mädchen, nachdem ihm der Major sein Ehrenwort gegeben hatte, weder gegen Andere etwas von der jungen Dame zu erzählen, noch auch im Geringsten sich nach ihrem Namen zu erkundigen.

Er erzählte ihm Alles das, was er über die Pläne seines Vetters Julius und des Doctor Seidler von Klärchen gehört hatte.

Der Major hörte ihm aufmerksam zu und sagte endlich, nachdem er eine Zeit lang in tiefem Sinnen schweigend verharrt hatte:

„Das ist eine verfluchte Geschichte, mein Theuerster! Sie sehen, wie recht ich hatte, daß dieser Seidler ein ganz abscheulicher Schuft ist. Wir müssen unter jeder Bedingung den Plänen dieser Nichtswürdigen entgegenarbeiten, wir müssen alle Segel aufspannen, um sie zu nichte zu machen."

„Gewiß, Herr Major," — entgegnete Hugo, — „aber wie wollen wir dies thun, wie wird es überhaupt möglich sein bei dem Einfluß, welchen Seidler auf das Volk ausübt?"

„Es wird schwierig sein, aber nicht unmöglich. Sie kennen unser gutes Berliner Volk noch nicht; es läßt sich zu Tumult, zu Scandal und zu allem möglichen Unfug mit der größten Leichtigkeit bewegen, aber zum Blutvergießen nur schwer, nur wenn es auf das Allerfurchtbarste, auf das Allerwüthendste gereizt ist. Seidler wird daher Mühe genug haben, das Volk zu den Blutscenen zu reizen, welche er veranlassen will, und wir

werden leichtes Spiel haben, wenn wir nur nicht gerade als Friedensengel auftreten."

„Wenn wir nicht als Friedensengel auftreten?" — fragte Hugo erstaunt, — „ich glaube, gerade dies sollte unsere Aufgabe sein?"

„Nein," — entgegnete der Major lachend — „wir würden dann gar Nichts erreichen; es ist die größte Thorheit, die größte Unvernunft, in einem aufgeregten Volkshaufen Ruhe zu predigen; der Ruhe-Prediger wird allemal verlacht und seine Worte verhallen ungehört. Eine Aufregung des Volks will und muß immer einen Ausweg haben. Ganz anders handelt ein Volksmann, der seinen Einfluß auf das Volk bewahren und es abhalten will von Thaten, welche seinen reinen Ruf beflecken würden."

„Nun, was wollen wir denn thun? ich begreife Sie nicht, lieber Major. Wir können doch unmöglich zusehen, daß das Volk vor der Singakademie scandalirt, Unfug treibt und dergleichen mehr."

„Dem werden wir wohl mit der größten Herzensruhe zusehen müssen, aus dem einfachen Grunde, weil wir es nicht verhindern können. — Wollten wir das Volk ermahnen, aus einander zu gehen, sich nicht vor der Singakademie zu versammeln, während innen in der Nationalversammlung der Antrag berathen wird, welcher die Ehre des Volkes auf das Tiefste, auf das Innigste berührt, wir würden wahrlich wenig bewirken, man würde uns auslachen, würde uns forttreiben und wir verlören unsere Wirksamkeit für den Augenblick, wo sie so dringend nothwendig ist. — Nein, wir lassen die Leutchen sich ganz ruhig gruppiren und mischen uns unter die Haufen, wir hören ihren Gesprächen zu und besonders bemühen wir uns, Seidler stets zu verfolgen und alle Diejenigen zu beobachten, mit denen er sich in etwaige vertraute Gespräche einläßt; dann wird es uns leicht werden, den sauberen Burschen herauszufinden, den

Seidler, wie Sie mir erzählt haben, zur Ausführung eines Verbrechens gegen die Mitglieder des linken Centrums bestimmt hat. Diesen verfolgt einer von uns Schritt für Schritt, um ihn in dem Moment, wo er das Verbrechen begehen will, sofort festzuhalten. Außerdem bemühen wir uns, die Wuth des Volkes dadurch zu mäßigen, daß wir hier und da einen schlechten Witz machen; Sie glauben nicht, Verehrtester, welches vortreffliche Mittel ein schlechter Witz bei dem Berliner Volke ist. Sobald der Berliner lacht, ist er, wie man zu sagen pflegt, um den Finger zu wickeln. — Wie gefällt Ihnen mein Plan?"

„Sie haben eine größere Kenntniß des Volkes als ich, Herr Major, ich muß mich deshalb ganz auf Sie verlassen, aber ich muß Ihnen gestehen, daß es mir nicht zusagen will, mich unter das Volk zu mischen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, es zum Auseinandergehen zu bereden und so jedes Unglück zu verhüten."

„Sie haben sehr Recht, wenn Sie sagen, daß Sie das Volk von Berlin nicht kennen. Denken Sie doch, mein verehrtester Freund, heute wird der Berends'sche Antrag über die Anerkennung der Revolution in der Nationalversammlung berathen! Wissen Sie, mein Freund, was die Revolution für den Berliner ist?"

„Eine sonderbare Frage."

„Gar nicht mein Verehrtester! Diese Revolution, der Straßenkampf am 18. März, der einzige Kampf, in welchem der Berliner Gelegenheit gehabt hat, seinen Muth zu zeigen, in welchem er sogar einen Sieg über reguläres Militär erfochten hat, diese Revolution ist der Lichtpunkt im ganzen Leben des Berliners. Jeder Proletarier hebt sich noch einmal so stolz, wenn er zurückdenkt an jene furchtbare Nacht, an seine Betheiligung bei derselben, an die Freunde, welche in dem unglückseligen Kampfe geblieben sind. Selbst der gemüthlich dicke Weißbier-Philister, der am 18. März sich unter das Bett ver-

krochen, und die Ohren mit Watte zugestopft hatte, um kein Schießen zu hören, ist stolz auf den 18. März, er fühlt sich als Berliner mit betheiligt bei der glorreichen Revolution und sieht in sich selbst einen Barrikadenhelden, obgleich sein Bett die einzige Barrikade war, die er vertheidigte. — Und diese glorreiche Revolution soll heut anerkannt oder nicht anerkannt werden durch die Nationalversammlung, die Vertretung des Volkes! — Sehen Sie, Verehrtester, da müssen wohl alle Lungerer in ganz Berlin, alle priveligirten Faullenzer, welche das meiste Interesse bei der Anerkennung der Revolution haben, vor der Nationalversammlung zusammen kommen, wir dürfen ihnen das nicht verdenken und jeder Versuch, hier den Gensdarmen zu spielen, die Menge durch schöne Redensarten auseinander zu bringen, würde nur dazu führen, daß wir verspottet würden. — Lassen wir daher dieses thörichte Unternehmen."

„Sie mögen Recht haben," — sagte Hugo, der die scharfe Beobachtungsgabe anerkannte und achtete.

Der Major hatte sich mittlerweile angezogen und nahm nun den Arm seines jungen Freundes, um mit diesem zuerst eine kleine Promenade zu machen und dann nach der Singakademie zu gehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie der Doctor Seidler in seiner eigenen Falle gefangen wird.

Als Hugo und der Major vor der Singakademie ankamen, war der Platz vor derselben noch ziemlich leer, nur hier und dort standen zwei oder drei Leute, welche sich mit einander unterhielten und sich gegenseitig ihre Ansicht über den Berends'schen

Antrag mittheilten, denn dieser Antrag bildete an jenem Tage fast das einzige Stadtgespräch in ganz Berlin.

Es dauerte indessen nicht lange, so fanden sich nach und nach mehr Leute ein, welche ebenfalls stehen blieben, und bald bildeten sich Gruppen, welche mit jedem Augenblick stärker wurden.

Die Deputirten, welche nach dem Sitzungssaale gingen, wurden vom Volke zum Theil mit Jubel, zum Theil mit einem verächtlichen Zischen empfangen, je nachdem sie der Linken oder der Rechten angehörten, und mancher von den Letztern blickte ängstlich auf die sich mit jedem Augenblick mehrende Volksmenge, welche bald in dichten Massen den ganzen Kastanienwald, den ganzen Platz vor der Singakademie ausfüllte, um hier den Ausfall der Berathung zu erwarten, welche die Nationalversammlung über den Berends'schen Antrag, die Anerkennung der Revolution betreffend, halten würde.

Hugo und der Major hatten sich hier und da unter die Volksgruppen gemischt und gehört, wie das Volk im Ganzen mit großer Ruhe und einer verhältnißmäßig geringen Aufregung über den Antrag von Berends sprach und die Annahme desselben als gewiß voraussetzte, denn dem natürlich gesunden Sinn des Volkes erschien es als kaum möglich, daß eine Versammlung, welche selbst aus der Revolution entstanden war, dieselbe verleugnen könne. Das Volk konnte sich nicht entschließen, an eine Verwerfung des Antrages auch nur zu denken.

Schon freute sich Hugo über die Ruhe, welche im Allgemeinen in den verschiedenen Volksgruppen herrschte, schon hoffte er, daß dieselbe sich erhalten werde, und daß seine Besorgniß vor unruhigen Auftritten, vor Angriffen auf das Leben einiger Deputirten vergeblich sein würde, da sah er den Doctor Seidler in Begleitung eines großen, starken Mannes in zerlumpten Kleidern, eines ächten, tüchtigen Proletariers, vom Palais des verstorbenen Königs sich der Singakademie nähern.

Doctor Seidler sprach angelegentlich mit seinem Begleiter, in dessen düstern Zügen sich bei den Worten des Doctors ein beistimmendes Lächeln zeigte; Beide trennten sich in dem Augenblick als Seidler Hugo bemerkte.

Seidler ging auf Hugo zu und drückte ihm freundlich die Hand.

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, lieber Warren, wir werden heut einen belebten Vormittag bekommen, das Volk wird wüthend werden, wenn die Nationalversammlung den Berends'schen Antrag nicht annimmt, und dazu hat es doch allen Anschein."

„Meinen Sie, Verehrtester?" — fragte der Major, welcher dicht hinter Seidler stand, ohne von diesem bisher bemerkt worden zu sein, — „meinen Sie, daß unser guter Berliner deshalb wüthend werden wird? Ich glaube es noch kaum, wenigstens müßte man sich alle Mühe dazu geben, ihn wüthend zu machen."

„Nein, Herr Major, Sie irren sich, nichts geht dem Berliner über die Anerkennung seiner Revolution, denn in dieser Revolution ist alle seine Eitelkeit, all' sein Stolz concentrirt und er wird sicherlich zur äußersten Wuth, zur höchsten Raserei gebracht werden, wenn die Nationalversammlung diese seine schwache Seite antastet."

„Hm, hm!" — entgegnete der Major, — „ich glaube, Verehrtester, daß Sie als berühmter Volksredner, als Leiter und Führer der Demokratie es leicht in Ihrer Macht haben, jeden Scandal zu verhindern; oder wünschen Sie etwa, daß ein Scandal werde?"

„Ob ich es wünsche?"

„Freilich! man wünscht so etwas mitunter, man hat dabei so seine kleinen politischen Ansichtchen. Ich dächte, liebster Doctor, ein Scandal im gegenwärtigen Augenblicke könnte gar nicht viel schaden. Was meinen Sie dazu, Verehrtester, wenn

wir die Leute ein wenig dazu anfeuerten, wenn wir so einen oder den andern von den Deputirten der Rechten aufhängen ließen? nur einen oder den andern, man braucht ja nicht gleich die ganze Gesellschaft aufzuhängen. Oder besser noch, was meinen Sie dazu, wenn wir das Ministerium aufhängen ließen? das wäre ein Staatsstreich im gegenwärtigen Augenblick; man könnte dann leicht weiter gehen, das Zeughaus stürmen, bewaffnet nach Potsdam ziehen und dort Alles erlangen, was wir irgend erlangen wollen. Wie gefällt Ihnen der Plan, Verehrtester? Ich glaube, durch das Aufhängen einiger Minister würde ein panischer Schrecken über die schon wieder frech gewordene Reaction kommen."

Seidler schaute erstaunt auf den alten Major, der mit der größten Ruhe und Gemüthlichkeit Pläne entwickelte, welche Seidler selbst im Stillen hegte, die er aber laut zu gestehen nicht wagte. Er sah den Major zweifelnd an, ob derselbe auch wirklich im Ernst spreche, oder ob er seiner gewöhnlichen Weise nach nur scherze.

Aber das Gesicht des alten Soldaten war so ernst, trug so sehr den Stempel seiner gewöhnlichen ruhigen Gemüthlichkeit, daß Seidler kaum an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln im Stande war.

Auch Hugo war von einem ähnlichen Staunen ergriffen, aber er beruhigte sich bald, indem ein schneller, spöttischer Blick des Majors ihm zeigte, daß dieser nur mit der Absicht umging, Seidler in eine Falle zu locken.

Nach einem kurzen Nachdenken erwiederte Seidler:

„Das sind furchtbare Pläne, Herr Major, und ich glaube, ihre Ausführung würde scheitern, wir würden das Volk nicht zu Schritten bewegen können, welche einige Energie erfordern. Sie wissen, das Berliner Volk ist gern voran mit dem Munde, aber es folgt nicht gern eben so schnell mit der That."

„Bah! Verehrtester," — entgegnete der Major mit einem

verächtlichen Lächeln, — „Sie sind noch ein wahres Kind in der Politik, wenn Sie nicht wenigstens für ein Paar Leute gesorgt haben, welche für Geld Alles thun, was Sie ihnen befehlen; so ein Paar gemüthliche Proletarier, welche selbst ihre Großmutter ungebraten verspeisen, wenn Sie, als der berühmte Doctor Seidler, als erster Führer der Demokratie, dies befehlen und Ihren Befehl durch einige blanke Thaler unterstützen."

„Was wollen Sie aber," — fragte Seidler, immer aufmerksamer werdend, — „daß ich mit solchen Leuten thue, wenn ich auch wirklich einige der Art kennte?"

„Ei, Verehrtester! die Sache ist ganz einfach, Sie gehen jetzt erst hier unter dem Volke umher und sprechen möglichst viel über die Schändlichkeit der Nationalversammlung, falls dieselbe die Revolution nicht anerkennen wolle, Sie bringen dadurch das Volk in Aufregung und dahin, daß es sich vor den Thüren der Sing-Academie aufstellt, und jeden einzelnen der Herren, die aus derselben kommen, scharf beobachtet; wenn dann einer oder der andere der Minister kommt, so braucht der vorher dressirte Jagdhund nur gehetzt zu werden. Wenn nun erst Einer Hand anlegt an solchen Minister, so folgen die Uebrigen nach. Sie natürlich, Verehrtester, dürfen sich bei so etwas gar nicht betheiligen, das würde Ihrem Rufe für die Zukunft nur schaden, Sie müssen dazu einen zuverlässigen Mann erwählen, der sich keine großen Gewissensscrupel daraus macht, wenn er solch einen armseligen Minister an eine jener schönen Kastanien aufhängt."

Seidler war während der ganzen Rathschläge des Majors, welche so ganz und gar mit seinen eigenen Plänen übereinstimmten, immer nachdenklicher geworden; endlich fragte er:

„Ist das Ihr Ernst, Herr Major? — Sind Sie wirklich der Ansicht, daß ein solcher Plan gelingen könnte, daß er von Nutzen wäre für die Partei?"

„Von Nutzen für die Partei; Verehrtester?" — fragte der

Major scheinbar erstaunt, — „ich wüßte nicht, was im gegenwärtigen Augenblick nützlicher sein könnte, aber man muß die Sache entschieden, energisch angreifen. — Sie, verehrtester Doctor, als populärster Mann in Berlin, müssen sich an die Spitze der provisorischen Regierung stellen, ein Ministerium ernennen, sofort den ganzen alten Regierungsplunder über den Haufen werfen. Aber gerade deshalb wäre es nöthig, daß Sie selbst sich bei einem solchen Scandal, als das Aufhängen einiger Minister natürlich bei der Bürgerschaft verursachen würde, gar nicht betheiligen."

Der Plan des Majors erschien dem Doctor vortrefflich; er war jetzt überzeugt, daß er dem Alten trauen dürfe und sagte daher nach einer kurzen Pause:

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Major, daß ich ganz ähnliche Pläne gehabt habe, ich würde dieselben nicht Jedem anvertrauen, aber ich weiß, daß ich mich auf Sie und Herrn Warren verlassen kann. Ich sage Ihnen daher, daß Alles das, was Sie mir so eben angerathen haben, in der That geschehen wird."

„Was! Sie Prachtmensch von einem Demokraten, Sie haben bereits solchen Plan entworfen, und sind in der Ausführung begriffen?" — rief der Major mit einem herrlich geheuchelten Entzücken.

„Ja, Herr Major, es ist Alles zu einem solchen Staatsstreich vorbereitet."

„Und haben Sie auch Rücksprache genommen mit den übrigen Führern der Demokratie?"

Seidler lächelte verächtlich. „Nein, das habe ich nicht, denn diese jämmerlichen Menschen hängen noch fest an den Vorurtheilen der Moral, daß sie sich nun und nimmermehr dazu hergeben würden, einen Plan, wie den, welchen Sie so eben entworfen haben und den ich schon früher hegte und vorbereitet habe, zu unterstützen."

„Sie stehen allein da?“

„Aber nichts desto weniger werde ich meine Pläne zur Ausführung zu bringen wissen. Sehen Sie dort jenen großen Kerl, mit dem schönen, ausdrucksvollen, dunklen Gesicht?“

„Ja wohl, eine prächtige Figur, ein ganz famöses Proletariergesicht!“

„Ganz recht, das ist der Mann, dem ich den ersten Angriff befohlen habe, ein vortrefflicher Mensch, vom höchsten Muthe beseelt, ein Mensch der Nichts scheut auf der ganzen Welt. Er hat den Auftrag, den ersten Minister, der aus der Singakademie kommt, dem Volke zu bezeichnen, ihn anzugreifen und zu veranlassen, daß er aufgehängt werde; dann wollen wir weiter sehen, die Uebrigen werden folgen.“

„Sie sind ein reizender, kleiner Engel!“ — sagte der Major mit einem freundlichen Lächeln, und drückte dem Doctor herzlich die Hand. — „Aber sind Sie auch anderweitig darauf vorbereitet, eine provisorische Regierung zu bilden an Stelle des aufgehängten Ministeriums?“

„Ich werde alles Nöthige ins Werk setzen, aber ich hoffe dabei zu gleicher Zeit auf Ihre gütige Hülfe. — Ich werde mich, — fügte Seidler mit einem gewissen Stolze hinzu, — „Ihnen dankbar zu erweisen wissen.“

„Ich hoffe darauf, Verehrtester,“ — entgegnete der Major und wieder spielte jenes eigenthümliche, spöttische Lächeln um seinen Mund, welches er während der ganzen Unterredung kaum zu bemeistern vermocht hatte, — „ich hoffe, daß Sie, wenn Sie an der Spitze der provisorischen Regierung stehen, meiner und meines jungen Freundes gedenken werden.“

„Gewiß, gewiß! Lieber Major, Sie können sich auf meine Dankbarkeit verlassen.“

„Gut, Verehrtester, dann werde ich Ihnen nach Kräften behülflich sein, rathe Ihnen aber, sich jetzt vollkommen von hier zurückzuziehn, mein Freund Warren und ich werden das Nöthige

thun, um das Volk aufzuregen und es vorzubereiten auf die Scenen, welche nach dem Schlusse der Nationalversammlung erfolgen sollen."

„Dafür ist auch schon durch einige andere Volksredner gesorgt, welche sich unter dem Haufen befinden," — antwortete Seidler. — „Uebrigens werde ich Ihrem Rathe folgen, um mich so wenig, als möglich, persönlich zu compromittiren. Leben Sie wohl, Herr Major, ich verlasse mich ganz auf Sie."

Der Major machte vor dem künftigen Präsidenten der provisorischen Regierung eine tiefe Verbeugung und Beide trennten sich dann mit einem herzlichen Händedruck.

Seidler drängte sich schnell durch die immer mehr und mehr wachsenden Menschenmassen, nur flüchtig die vielen Grüße, welche er erhielt, erwiedernd. Als er eben den Kastanienwald verlassen wollte, sah er, an einen der äußersten Bäume gelehnt, einen bleichen jungen Mann stehen. Er erkannte den Baron Julius von Lychtendorf, welcher mit übereinander geschlagenen Armen sich an eine der Kastanien lehnte und mit düsteren Blicken in das Gewühl hineinschaute.

Seidler trat zu ihm.

„Sind Sie auch hier, Herr Baron?"

„Ja, Doctor, ich bin hier, um mich zu überzeugen, in wie weit Sie meinen Auftrag ausführen werden."

„Sie werden zufrieden sein, Herr Baron!" — erwiderte Seidler mit einer fast kriechenden Freundlichkeit, denn er wollte sich, falls sein eigener Anschlag mißlänge, möglich erhalten für spätere Zeiten. — „Ich werde das Meinige thun und habe bereits eine große Anzahl von Leuten engagirt, welche jetzt unter dem Volk hier bemüht sind, die Wuth desselben gegen diejenigen Abgeordneten zu erregen, welche gegen den Berends'schen Antrag stimmen."

Julius seufzte tief auf.

„Ich wünschte, Herr Doctor," — sagte er nach einem kurzen Zögern, — wir könnten die Sache rückgängig machen."

„Bah! ich glaube, Sie haben Gewissensbisse, Herr Baron!"

Julius schwieg beschämt und erst nach einer Pause antwortete er:

„Ja, ich gestehe es, diese Angelegenheit ist mir im höchsten Grade widerwärtig und unangenehm, ich glaube nicht, daß man mit so schlechten Mitteln seiner Partei nützen kann und ich wünsche deshalb in der That, daß Sie das Ihrige thäten, um die Befehle zurückzunehmen, welche Sie Barthold gegeben haben."

„Wie Sie wünschen, Herr Baron, aber ich glaube, unser Plan ist so vortrefflich erdacht, daß, wenn seine Ausführung gelingt, es uns sicher zu dem erwünschten Ziele führt. Bedenken Sie sich, ehe Sie mir andere Verhaltungsmaßregeln geben, bedenken Sie sich wohl."

Wieder zögerte Julius mit der Antwort; es kämpfte in ihm das Gewissen, sein natürlicher Edelmuth, mit den verderblichen Grundsätzen, welche er durch den Umgang mit dem Geheimenrath von Warren eingesogen hatte. — Endlich entschieden die letzteren.

„Sie haben Recht," — erwiderte er dumpf, fast tonlos, — „Sie haben Recht, es muß bei unsern Plänen bleiben; aber ich bitte Sie dringend, vermeiden Sie wenigstens den Mord, wenn Sie auch einen jener Deputirten mißhandeln oder durch Barthold verwunden lassen, laden Sie wenigstens keine Blutschuld auf mich und meine Partei. Ich bitte Sie darum."

„Ich werde sehen, was ich thun kann," — erwiderte Seidler und entfernte sich dann schnell.

Sechszehntes Kapitel.

Wie der Major seine Versprechungen hält.

Als Seidler sich eiligst durch die Massen drängte und so weit entfernt war, daß er nicht mehr hören könnte, was der Major sprach, wendete sich dieser an Hugo nnd sagte mit einem leisen, aber herzlichen Lachen:

„Sehen Sie, Verehrtester, welch' ein gemüthlicher, liebenswürdiger Mann dieser Doctor Seidler ist; wahrlich, es ist ein wahres Glück, daß die größten Spitzbuben auch immer die größten Dummköpfe sind. Er geht in die Falle, welche ich ihm gelegt habe, mit offenen Augen, und sein Ehrgeiz, sein alberner, großartiger Ehrgeiz verblendet ihn dergestalt, daß er nicht einzusehen vermag, wie nur eine solche Schurkennatur, wie er selbst, einen Plan entwerfen kann, wie der, welchen ich ihm mitgetheilt habe, einen Plan, der ihm um so natürlicher vorkam, als er nur die Ideen abspiegelte, welche der liebenswürdige Präsident der provisorischen Regierung selbst gefaßt hatte, und über deren Ausführung er noch nicht ganz im Klaren war. Ich bin fast überzeugt, unser genialer Doctor wird in den nächsten Augenblicken beschäftigt sein, eine großartige, herrliche Proklamation zu schreiben an das Volk von Berlin, an das Volk von Preußen, in welcher er diesem ankündigt, daß er die Zügel der Regierung übernommen habe! Der gute Doctor!"

Und der Major lachte wieder, indem er sich höchst vergnügt die Hände rieb.

„Sie haben sicherlich einen Plan entworfen, Herr Major, wie Sie jetzt den Anschlägen Seidler's entgegentreten wollen?" — fragte Hugo, — „wollen Sie mir denselben mittheilen? Sie dürfen von meiner Mitwirkung überzeugt sein."

„Ja, Verehrtester, ich habe ein ganz unbedeutendes Plänchen, aber gerade seiner Unbedeutendheit wegen wird es wirksam

sein. Sehen Sie, wir kennen jetzt den Spitzbuben, dem der erste Angriff übertragen ist; diesen will ich im Auge behalten und will ihn nicht einen Moment verlassen, ihm nachschleichen als getreuer Schatten, und kommt der Augenblick, wo er seine That zur Ausführung bringen will, so sind meine alten Nerven und Muskeln noch kräftig genug, um diesen Schurken nöthigenfalls mit einem Faustschlage zu Boden zu werfen, oder ihm die mörderische Hand festzuhalten. Mittlerweile wollen wir uns unter den Volksmassen bewegen, aber weder aufwiegeln, noch abwiegeln, denn das Abwiegeln ist wie gesagt das schlechteste Geschäft, welches ein Volksmann besorgen kann."

„Es scheint mir aber doch, daß wir in diesem Falle — —"

„Nein, nein, mein Verehrtester! lassen Sie mich nur machen; wir würden durch beruhigende Reden die Wirksamkeit einbüßen, die wir für andere Fälle noch nothwendig gebrauchen. Sprechen Sie mit einigen zuverlässigen Demokraten, wir werden bald mehrere unter der Menge sehen, und verabreden Sie mit diesen, daß sie, sobald irgend ein Angriff auf die Person eines Deputirten oder der Minister geschehe, sich mit den Männern, denen Sie vertrauen können, sofort um die Person schaaren und sie dadurch vor jeder Mißhandlung in Schutz nehmen. Ein Scandal ist einmal nicht zu vermeiden, den müssen wir geschehen lassen, so unangenehm er auch sein mag; jedenfalls aber wollen wir dem vorbeugen, daß etwas Ernstliches geschehe."

Der Major drückte bei diesen Worten Hugo herzlich die Hand und trennte sich dann von ihm, um seinem Plane gemäß Barthold zu verfolgen.

Barthold hatte sich während dieser Zeit unter die dichteste Volksmenge gemischt, bald sprach er mit diesem oder jenem eben so lumpig und zerrissen aussehenden Proletarier, bald zischelte er Diesem einige leise Worte in's Ohr, bald sprach er laut seine Entrüstung und Verachtung gegen die Nationalversammlung aus, welche sich schon längst des Amtes als wahre

Volksvertretung unwürdig und unfähig gezeigt habe. Er deutete an und sprach es sogar mit klaren Worten aus, daß man endlich ein Exempel statuiren müsse an diesen Volksvertretern, welche nur Volksverräther seien. Er sprach so populär, daß ein allgemeiner Jubel den Umstehenden stets seinen Worten folgte.

Bald hatte sich ein Kreis von Zuhörern, der sich mit jedem Augenblicke vergrößerte, um ihn gebildet, andere Redner aus dem Volke traten hervor, und sobald die lebhafte Debatte im Gange war, wußte sich Barthold schnell wieder zu entfernen, um in einem andern Kreise dasselbe Manöver zu wiederholen.

So vergingen einige Stunden.

Die Volksmassen hatten sich unterdessen mit reißender Schnelligkeit vergrößert, Tausende waren versammelt im Kastanienwald und hinter der neuen Wache bis zum Zeughause hin. Ueberall bildeten sich Gruppen, theils größere, theils kleinere, und in allen traten einzelne jugendliche und enthusiastische Redner auf, welche ihr Licht in diesen kleinen Volksversammlungen leuchten ließen.

Die exaltirtesten Reden wurden gehalten, und wer das Berliner Volk nicht genau kannte, der mußte von Entsetzen und Schrecken ergriffen werden über die Vorschläge: man müßte die Deputirten aufhängen, wenn sie nicht für den Berendsschen Antrag stimmten und dergleichen mehr, welche hier von excentrischen Brauseköpfen gemacht wurden.

Die Lage der Sache schien allerdings höchst bedenklich, aber nur Demjenigen besonders gefährlich, der das Volk von Berlin nicht kannte, der nicht wußte, wie schwer in Berlin dem voreiligen Worte die rasche That folgt.

Die Stimmung der Volksmassen war indessen während dieser Zeit doch immer bedrohlicher geworden. Zum Frieden, zur Ruhe sprachen nur Wenige und diese Wenigen wurden mit Zischen angehört, sie mußten froh sein, wenn sie ohne

andere Zeichen des Volksunwillens sich aus den dicht gedrängten Massen entfernen konnten.

In der Nationalversammlung selbst waren indessen die Debatten rüstig vorgeschritten; das Volk war von dem Gang derselben unterrichtet geblieben, denn fortwährend waren einige der Zuhörer von den Gallerien herabgekommen in den Kastanienwald und hatten mitgetheilt, was inzwischen in der Versammlung berathen worden war.

So hatte das Volk erfahren, daß in der That der Abgeordnete Zachariä den Antrag auf folgende motivirte Tagesordnung gestellt hatte:

„Die Versammlung geht, in Erwägung, daß die hohe Bedeutung der großen März-Ereignisse, denen wir in Verbindung mit den Königlichen Zustimmungen den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand verdanken, auch das Verdienst der Kämpfer um dieselben unbestritten ist, und überdies die Versammlung ihre Aufgabe nicht darin erkennt, Urtheile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone genau zu revidiren, zur Tagesordnung über."

Der Antrag auf Tagesordnung erregte fast noch eine größere Wuth im Volke, als es die unbedingte Verwerfung des Berends'schen Antrages gethan hätte. Verschiedene der demokratischen Redner machten es sich zur Aufgabe, dem Volke den Jesuitismus, welcher in dieser motivirten Tagesordnung lag, darzuthun.

Die rechte Seite der Nationalversammlung wagte es noch nicht, die Revolution gradezu zu verleugnen, sie wagte es nicht, offen herauszutreten, aber dennoch wollte sie den 18. März nicht anerkennen. Sie versuchte in der Motivirung dem Volke zu schmeicheln, sprach aber andrerseits auch wieder aus, daß Preußen seine Freiheit der Zustimmung des Königs, also keinenfalls der Revolution verdanke.

Die Wuth des Volkes wurde erhöht, als es hörte, daß

gerade von den Abgeordneten von Berlin zwei, der Prediger Sydow und der Geheimerath Bauer, in der Versammlung Reden entschieden für die motivirte Tagesordnung gehalten hatten.

Besonders richtete sich die Wuth gegen den Prediger Sydow, denselben Prediger, der vor so kurzer Zeit noch die Leichenrede am Grabe der Märzhelden gehalten und damals glühende Worte für die Opfer der Freiheit gesprochen hatte.

Stunden vergingen während des Harrens vor der Singakademie; mit jedem Augenblick wurde die Ungeduld des Volkes größer, mit der höchsten Spannung wartete es auf das Resultat der Abstimmung.

Endlich wurde in der Volksmenge der Vorschlag gemacht, einen Deputirten an die Nationalversammlung zu senden, welcher dieser die Wünsche und Forderungen des Volks mittheile und zu gleicher Zeit sich erkundige, wie es mit der Abstimmung über den Berends'schen Antrag stände.

Die Deputation wurde aus der Mitte des Volkes gewählt, sie bestand aus einigen der Männer, welche eben in dem Kreise das Wort geführt hatten.

Die vor der Singakademie als Wache stehenden Bürgerwehrmänner wollten die Deputirten natürlich nicht in das Sitzungsgebäude einlassen, eben so wenig konnten dieselben von der Nationalversammlung empfangen werden. Endlich verstand sich der Präsident der Nationalversammlung, Herr Milde, dazu, die Deputation in dem Vorraume zu empfangen und ihr mit wenigen Worten zu sagen, daß die Nationalversammlung eben in der Abstimmung über das Zachariä'sche Amendement begriffen sei.

Die Deputation ging mit diesem ihr sehr wenig genügenden Bescheide zu ihren Absendern zurück, und die Spannung des Volkes wurde dadurch natürlich noch mehr erhöht; mit der größten Ungeduld erwartete es das Resultat der Abstimmung.

Endlich, nach langem Harren, kamen einige Zuhörer von den Gallerien der Nationalversammlung. Sie wurden schnell vom Volke umdrängt, welches sich um den Ausgang der Singakademie immer mehr verdichtet hatte. Sie wurden befragt, wie die Abstimmung ausgefallen sei, und erzählten, daß der Berends'sche Antrag mit 19 Stimmen Majorität verworfen worden sei.

Das erregte eine furchtbare Wuth, eine grenzenlose Entrüstung im Volke.

Laute Fluchworte über diejenigen Abgeordneten, welche gegen den Antrag gestimmt hatten, ließen sich vernehmen, man hörte furchtbare Drohungen gegen dieselben ausstoßen, und unter denen, welche am lautesten drohten, welche sich am meisten bemühten, die Wuth des Volkes zu schüren, bemerkte der Major von Arnow besonders den schwarzen Barthold, der von einer Gruppe zur andern eilte, überall die Aufregung zum höchsten Grade zu steigern suchte.

Barthold hielt sich dabei fortwährend ganz in der Nähe des Eingangs der Singakademie und der Major verfolgte ihn Schritt für Schritt. Wohin sich Barthold auch wenden mochte, der Major war bald vor, bald hinter, bald neben ihm, aber Barthold bemerkte es nicht, er war zu beschäftigt, um auf seinen steten Begleiter ein Auge zu haben.

Mit jedem Augenblick wurde die Stimmung erschreckender; anfangs wollte das Volk die Kunde von der Annahme der Zachariä'schen Tagesordnung noch immer nicht glauben, jeder der aus der Singakademie Kommenden wurde auf's Neue befragt, Jeder bestätigte auf's Neue die Nachricht, so daß dieselbe endlich keinem Zweifel mehr unterworfen war.

Ein großer schlanker Herr in mittleren Jahren, von sehr aristokratischem Aussehen, kam endlich auch aus der Singakademie und blickte verwundert auf die gewaltige Volksmenge, welche sich mittlerweile in dichten Schaaren um den Eingang

aufgestellt hatte; er wollte eben durch die Massen gehen, welche ihm Platz machten, als einige der Umstehenden auch ihn fragten, wie die Abstimmung ausgefallen sei.

Der Herr schaute mit verächtlichen Blicken auf das Volk; ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, fragte er kurz und hochmüthig, als habe er die an ihn gerichtete Frage kaum verstanden:

„Was wollt Ihr hier? Was habt Ihr hier zu schaffen? Geht nach Hause an Eure Arbeit, es ist nicht Sonntag!"

Die schon aufgeregte Masse fühlte sich durch den stolzen Ton, in dem sie angeredet wurde, einen Ton, an den sie bereits seit Monaten nicht mehr gewöhnt war, sehr beleidigt, aber noch immer hielten die guten Berliner die Aeußerungen ihres Zornes zurück.

„Wir wünschen etwas Genaueres über die Abstimmung in der Nationalversammlung zu wissen, und bitten Sie, uns darüber Auskunft zu ertheilen," — sagte einer der Anwesenden, welcher offenbar den besseren Ständen angehörte.

„Das werdet Ihr morgen früh genug erfahren! Geht nach Hause an Eure Arbeit!" — entgegnete der Herr mit eben so vornehmer, stolzer Verachtung, als vorher, und er wollte eben seinen Weg fortsetzen, ohne sich weiter um die versammelte Menge zu kümmern, als plötzlich mitten aus dem Haufen eine gewaltige, donnernde Baßstimme, allen Tumult übertönend, rief:

„Das ist der Minister von Arnim!"

Ein furchtbares Wuthgeschrei erhob sich augenblicklich unter den Massen.

„Hängt ihn auf, den Kerl! schlagt ihn todt!" — schrie wieder Barthold, mit donnernder Stimme alle die tausendfachen Rufe der Uebrigen übertönend.

Der Minister wurde leichenblaß, und indem er hineinschaute in alle diese drohenden, wilden, wüthenden Gesichter, schien ihm allerdings das Wuthgeschrei eine tiefe Bedeutung zu haben.

Ein dichter Menschenknäul ballte sich augenblicklich um den Minister.

Mit gewaltigen Stößen drängte sich Barthold durch die Massen, immer wieder das Geschrei ausstoßend: „Hängt ihn auf!" ein Geschrei, welches tausendfältigen Wiederhall in der ganzen Umgebung fand.

Die leicht bewegliche Masse war bis zum Wahnsinn aufgeregt, kaum vermochte es der Major, Barthold zu folgen, als dieser sich dem Minister immer näher und näher drängte.

Jetzt war Barthold in der nächsten Umgebung des Ministers, wieder rief er: „Hängt ihn auf!" — als er sich plötzlich mit wahrer Riesenkraft an der Kehle gepackt fühlte.

Der Major riß ihn zurück und hielt ihn fest an der Gurgel.

Barthold sträubte sich, er wollte sich losreißen, aber in dem dichten Gedränge war es ihm nicht möglich, seine ganze Kraft zu entfalten.

Der Major beugte seinen Kopf an das Ohr des Mörders.

„Wieviel ist Dir geboten, Schurke," — sagte er leise, — „wenn Du den Minister ermordest?"

Barthold wurde bleich, er schaute mit entsetzten Blicken auf den Major.

„Fort mit Dir!" — sagte Dieser ebenso leise, — „ich weiß Alles, ich kenne Dich und Deinen Doctor Seidler, so wie den Baron, der Dich angestiftet hat. Hofft nicht, Euren niederträchtigen Anschlag auszuführen, man kennt ihn, und Alles ist zu seiner Verhinderung aufgeboten. Ich werde Dich nicht verrathen, wenn Du augenblicklich Dich entfernst, aber jetzt fort mit Dir, nicht einen Augenblick gezögert! sonst —"

Der Major machte eine bedeutungsvolle Bewegung, indem er hinzufügte:

„Was würden diese Leute wohl sagen, wenn sie wüßten, daß Du Geld vom Herrn Baron von Lychtendorf genommen hast, um heute einen Mord zu begehen?"

Barthold war durch die letzten Worte des Majors vollständig niedergeschmettert; er wagte kaum zu athmen, er wagte noch viel weniger das Geschrei zu wiederholen und drängte sich so schnell, als es ihm irgend möglich war, durch die Massen.

Bald war er verschwunden.

Das Wuthgeschrei der Massen hatte sich mittlerweile fast verdoppelt. Die Aufregung jedes Einzelnen hatte sich an der der Andern gestärkt. Schon wurden dicke Knüttel in der Luft geschwungen, aber dennoch wagte noch Niemand, den Herrn von Arnim anzutasten, denn das Volk von Berlin scheut in seiner natürlichen Gutmüthigkeit jedes Blutvergießen; man war unentschieden, was man thun sollte.

Der Major benutzte diesen Augenblick der Unentschiedenheit; er machte sich gewaltsam Platz und rief mit Sentorstimme, allen Lärm übertönend:

„Thut ihm nichts! schafft ihn nach der Universität!"

Wie vorher der Ruf: Schlagt ihn todt! von tausend Stimmen wiederholt worden war, so ertönte es jetzt durch die Massen:

„Thut ihm nichts! nach der Universität mit ihm!"

Da die Studenten noch immer viel Einfluß bei dem Volke hatten, so war die Idee, den Minister Arnim nach der Universität zu schaffen und dort Gericht über ihn zu halten, eine äußerst glückliche, und fand allgemeinen Anklang. Dem Major war es gelungen, sich bis ganz in die Nähe des Ministers zu drängen.

Er stellte sich vor ihn, fortwährend rufend: „Nach der Universität mit ihm!"

Auch Hugo hatte sich mit einigen andern zuverlässigen Freunden Platz gemacht und so hatte sich jetzt um den Minister ein dichter Ring von Männern gebildet, welche alle fest entschlossen waren, der Mißhandlung desselben entgegen zu treten.

Die Volksmenge wogte hin und her. Langsam drängte

sich der Haufen der Universität zu und dorthin wurde jetzt der Minister geführt, halb schwebend in den dicht zusammengedrängten Massen.

Der Ruf: „Schlagt ihn nieder!" war vollständig verstummt, die in der Luft geschwungenen Stöcke waren wieder zu Boden gesunken, jede Idee an eine Mordthat war aufgegeben.

Der Minister war gerettet.

Langsam schoben sich die Massen weiter; an der eisernen Barrière, welche den Kastanienwald durchschneidet, wurde Halt gemacht, dann aber wurde der Minister über das Geländer gehoben und weiter nach der Universität geschleppt. Hier wurde er in die Aula geführt; er war nun sicher gerettet, denn hinter den in die Universität Tretenden wurde die Thüre sofort geschlossen.

Sobald Hugo und der Major ihre Absicht erreicht hatten, kehrten sie augenblicklich nach der Singakademie zurück, indem sie fürchteten, daß während ihrer Abwesenheit vielleicht auch andere Deputirte oder Minister ergriffen werden und vom Volke Mißhandlungen erfahren könnten. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, denn eben als sie zurückkehrten, erhob sich der Ruf:

„Dort geht Sydow!"

Wüthend stürzten sich die Massen auf einen langen, hageren Herrn, der eben aus der Singakademie gekommen war und langsam durch die Menge schritt.

Gegen diesen Mann war das Volk von allen Deputirten der Rechten am meisten erbittert und es konnte nicht fehlen, daß man auch ihn umdrängte, sobald er erkannt war. Aber Hugo und der Major hatten schon ihre Vorkehrungen getroffen. Im Augenblick war auch Herr Sydow umringt von einer großen Anzahl der demokratischen Führer, so wie derjenigen Studenten, welche Hugo gewonnen hatte, um mit ihnen zum Schutz der Deputirten zu wirken.

Auch Herr Sydow wurde, ohne im Geringsten mißhandelt zu werden, nach der Universität in Sicherheit gebracht.

Den übrigen Deputirten geschah nichts; das Volk hatte in dem kurzen Scandal sein Müthchen gekühlt, es sah jetzt selbst ein, daß es sich vergangen habe, und viele der demokratischen Führer bemühten sich, hier und dorthin die Massen durchstreifend, ihnen dies immer klarer zu machen und es abzumahnen von jedem gewaltthätigen Schritte.

So ließ man denn die Deputirten ruhig ihres Weges ziehen, keinem geschah ein Leides, wenn auch viele mit durchdringendem Zischen empfangen wurden, während lautes Jubelgeschrei, donnernde Lebehoch's die Männer des Volkes, die Deputirten der Linken, begrüßten.

Nach und nach verlief sich die Menge; auch der Major und Hugo wollten sich entfernen, da sie sahen, daß sie hier nicht mehr nöthig waren. Sie waren erschöpft von der furchtbaren Aufregung und von den Anstrengungen des ereignißreichen Tages.

Als Hugo eben den Kastanienwald verlassen wollte, sah er seinen Vetter, Julius von Lychtendorf, der noch an denselben Baum gelehnt stand, wie mehrere Stunden vorher.

Julius hatte seinen Platz nicht verlassen, mit stieren Blicken hatte er die Bewegungen der Volksmassen verfolgt, hatte er das wüthende Geschrei derselben gehört, und er wußte noch nicht einmal, welches Resultat dieses Geschrei gehabt hatte. Er wußte nicht, ob seine Aufträge vollführt waren. Er hatte nicht den Muth, sich darnach zu erkundigen, denn er fürchtete nur zu sehr, daß man ihm Gehorsam geleistet habe.

Hugo trat zu ihm.

„Julius!" — sagte er mit leisem, aber entschiedenem Tone, — „danke Deinem Gott, daß Deine finstern Pläne zunichte geworden sind, danke Deinem Gott, daß kein Blut geflossen ist, daß Du nicht verantwortlich bist für einen Mord."

Julius schaute tief erschreckt auf.

„Was willst Du damit sagen?" — fragte er bebend.

„Ich weiß Alles!“ — erwiderte Hugo kurz und verächtlich, — „ich kenne alle Deine Pläne und habe sie verhindert. Nimm Dich in Acht, Julius! noch eine solche That, und ich übergebe Dich der Rache des Volkes, ich nehme keine Rücksicht darauf, daß Du mein Verwandter bist, keine Rücksicht darauf, daß ich Dich früher für einen edlen, wenn auch falsch denkenden Menschen halten mußte. — Ich warne Dich.“

„Du kennst meine Pläne?“ — fragte Julius zitternd, — „Du weißt, was geschehen sollte.“

„Ich weiß das sehr genau und habe diese finstern Anschläge hintertrieben. — Lebe wohl.“

Und Hugo ging eiligen Schrittes mit dem Major von dannen, während Julius in der tiefsten Verwirrung zurückblieb, aber innerlich doch glücklich, überglücklich war, daß diese Pläne, denen er sich mit so vielem Widerwillen hingegeben hatte, vereitelt waren.

Der Major und Hugo begaben sich nach der Hartmann'schen Restauration, um dort etwas Mittag zu essen. Sie trafen hier den Doctor Seidler in einem Hinterzimmer, welches nur den berühmtesten Demokraten, nicht aber den übrigen Gästen eingeräumt war.

Der Doctor saß inmitten einer Menge Papiere, welche der Major mit lächelndem Blicke betrachtete, denn aus dem Format ersah er, daß es in der That Manuscripte zu großartigen Proklamationen sein dürften.

Als der Major und Hugo in's Zimmer traten, sprang Seidler auf.

„Nun, lieber Major!“ — rief er freudig erregt, — „Sie kommen? Ist Alles im besten Gange, hat man einige Minister aufgehängt, wird die Bürgerwehr zusammen geblasen, wird der Kampf beginnen? Ich habe Alles vorbereitet.“

„Für eine Zeit lang, mein Verehrtester,“ — erwiderte ihm der Major mit schelmischem Augenblinzeln, — „müssen

wir uns dergleichen freilich noch vergehen lassen; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" — Und er erzählte den ganzen Thatbestand; freilich nicht, daß er es gewesen war, welcher Barthold in dem Augenblicke festgehalten hatte, als dieser sein Verbrechen begehen wollte.

„Wie!?" — rief Seidler wüthend, — „der feige Schurke ist ausgerissen! er hat es nicht gewagt, diesen armseligen Minister niederzustoßen? und ich hatte so viel auf ihn vertraut!"

„Da sehen Sie, verehrtester Doctor," — entgegnete der Major, — „wie sorgsam man in der Auswahl seiner Leute sein muß. Man darf nicht jedem vertrauen, denn oft vertraut man sich gerade Demjenigen, welcher unsre Pläne zunichte macht. Aber warten Sie nur, wir werden eine andere, bessere Gelegenheit wahrnehmen; aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" —

Siebzehntes Kapitel.

Der Leser lernt eine neue Stütze des Thrones kennen.

Julius stand noch lange, nachdem Hugo ihn verlassen hatte, wie festgebannt an derselben Stelle; endlich verließ er den Platz, den er den ganzen Vormittag eingenommen hatte, und ging langsam, gesenkten Hauptes nach seiner Wohnung.

Die unvorhergesehene Wendung, welche die Ereignisse des Tages genommen hatten, die unerwartete Art, in welcher alle seine Pläne vereitelt worden waren, jene Pläne, deren Mißlingen ihn zugleich erfreute und ärgerte, gaben ihm Veranlassung zu tiefem Nachdenken.

Was war jetzt zu thun? Das war die Frage, über deren Lösung Julius vergeblich nachsann. Ein Scandal hatte allerdings vor der Singacademie stattgefunden, ein Scandal, der

hinreichend war, um ihn auszubeuten zu Ungunsten der Demokratie, um die Demokratie in den Augen der Bürgerschaft zu erniedrigen und so wiederum Haß und Zwietracht unter die beiden der Aristokratie feindlichen Parteien zu streuen. Aber dennoch war dieser Scandal zu geringfügiger Natur gewesen, um ihn so benutzen zu können, wie Julius dies beabsichtigt hatte. —

Julius fürchtete außerdem, daß das Mißlingen des ganzen Unternehmens von seinem Oheim ihm zur Last gelegt werden würde, und er sann nach, wie er sich vor diesem würde rechtfertigen können.

Endlich entschloß er sich, dem Geheimenrath die reine Wahrheit zu sagen und ihm auch sein ganzes Gespräch mit Hugo mitzutheilen. Es war für Julius unbegreiflich, wie Hugo in alle seine Pläne hatte eingeweiht sein können; er dachte vergeblich über die Mittel nach, welche Hugo wohl angewendet haben könnte, um die Pläne, die er so geheim gehalten, zu entdecken. — Plötzlich aber lösten sich seine Zweifel in dem Gedanken auf: Seidler hat mich verrathen! — Kein Anderer konnte es thun. Seidler ist ehrgeizig, er glaubt in der Demokratie eine Rolle zu spielen, wenn er mir auch manchmal durch seine Bekanntschaften, durch seine Mittheilungen wichtige Dienste geleistet hat, so ist er dennoch im Herzen Demokrat, und kann nur hoffen, durch die Demokratie aus seinem Nichts emporzusteigen. Er weiß sehr wohl, daß die Aristokratie ihn, den sie als Spion gebraucht hat, niemals anders, als ein Werkzeug betrachten wird und so spielt Seidler ein falsches Spiel!

Diese Gedankenfolge hatte unendlich viel Wahrscheinliches, wie falsch sie auch in gewisser Beziehung war.

Julius entschloß sich jetzt kurz, er eilte sofort zu seinem Oheim, um mit diesem weitere Rücksprache zu nehmen.

Er fand den Geheimenrath von Warren zu Hause, aber eingeschlossen in seinem Studirzimmer. Der Bediente versicherte,

der Herr Geheimerath hätte eben eine wichtige Audienz, in der er ihn nicht stören dürfe. Julius drang indessen darauf, seinen Oheim augenblicklich zu sprechen und befahl dem Bedienten, ihn unter jeder Bedingung zu melden, da er dem Geheimenrath wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Nur zögernd gehorchte der Bediente, er kam indessen schon nach wenigen Augenblicken wieder zurück und führte Julius in das Stûdirzimmer seines Oheims.

Julius fand den Geheimenrath in Gesellschaft eines Offiziers von etwa dreißig und einigen Jahren, dessen ganzes Aeußere Julius vom ersten Augenblick an zurückstieß. Es lag in dem Gesicht des Fremden etwas so unangenehm Arrogantes, etwas so eingebildet Vornehmes, und doch dabei eine gewisse Rohheit, ja Frechheit, die uns in den Personen, denen sie anklebt, auf den ersten Blick eine unedle Gesinnung ahnen läßt.

Der Offizier war ein großer schlanker Mann, dessen Gesichtszüge bei flüchtigem Ueberblick schön genannt werden konnten, denn sie waren auf das Regelmäßigste aneinander gefügt und von fast antiker Form; aber der Ausdruck des Gesichts war es, der die Schönheit der Formen vollständig vernichtete, und dieser Ausdruck war so bestimmt, er drängte sich dem Beschauer so unmittelbar auf, daß der Charakter des Menschen mit seinem Anblick ergründet zu sein schien.

Der Geheimerath stellte die jungen Männer gegenseitig vor: „Dies ist der Lieutenant von Berg,“ — sagte er zu Julius, — „einer meiner liebsten Freunde, und unsrer tüchtigsten Patrioten, ein Mann, von dessen ächt preußischer, ächt royalistischer Gesinnung ich auf das Vollkommenste überzeugt bin. — Und dies ist mein Neffe Julius, von dem ich zu Ihnen, lieber Herr von Berg, schon manches Mal gesprochen habe. Wir dürfen uns frei aussprechen,“ — fügte der Geheimerath mit einem bedeutungsvollen Blick auf Herrn von Berg hinzu, — „denn Julius ist fest entschlossen, dem Dienste des Königs

sein ganzes Leben zu weihen, und daher vertraut mit den meisten meiner Pläne." —

Das Wort „die meisten" war fast unmerklich, aber doch etwas betont worden, so daß Julius es nicht bemerkte, wohl aber Herr von Berg, der mit einem schlauen Lächeln des Einverständnisses dem Geheimenrath antwortete.

„Du kommst von der Singakademie, Julius?" — fragte der Geheimerath, — „ich habe durch dunkle Gerüchte erfahren, daß dort ein Scandal gewesen sei, daß der Minister von Arnim und der Prediger Sydow einige Mißhandlungen erlitten hätten, daß aber der Scandal ohne ernstere Ereignisse vorübergegangen sei. Erzähle mir jetzt den ganzen Hergang genau."

Julius zögerte, denn er wußte nicht, wie weit er in Gegenwart des Herrn von Berg die Pläne aufdecken durfte, deren Theilnehmer oder vielmehr Begründer sein Oheim war. Er erzählte deshalb einfach den Thatbestand, wie er ihn zum Theil von Hugo, zum Theil auf dem Wege nach der Wohnung des Geheimenraths von einem andern Bekannten erfahren hatte.

Der Geheimerath hörte Julius mit kaltem Ernste zu, er schüttelte mehrfach mißvergnügt den Kopf, als er die Stimmung des Volkes vor der Abstimmung erfuhr und nun doch vernahm, daß die allgemeine Wuth ein so geringes Resultat gehabt hatte.

„Ich begreife nicht," — sagte er endlich, als Julius seine Erzählung geendet hatte, „daß die Stimmung des Volkes nicht besser benutzt worden ist. Unser Plan war gut, war sehr gut, ich habe ihn bereits Herrn von Berg mitgetheilt und er hatte dessen vollkommenste Billigung. Du sagtest mir gestern, daß Du einen zuverlässigen Menschen an der Hand habest, der gegen die gehörige Bezahlung bereit sei, irgend einen jener Abgeordneten des Centrums, die für die Zachariä'sche Tagesordnung stimmen würden, im Gedränge niederzustoßen, und jetzt höre ich plötzlich von Dir, daß Nichts dergleichen geschehen ist.

Ein günstiger Moment ist, ohne von uns im Geringsten benutzt zu werden, verflossen, denn dieser elende Straßenscandal wird von keinem tiefen Eindruck sein. — Weshalb hast Du," — fuhr der Geheimerath mit strengem Ernste fort, — „diese günstige Gelegenheit nicht besser benutzt? Es ist unverzeihlich von Dir, Julius; in der Politik wiegt ein versäumter Augenblick oft Monate der angestrengtesten Thätigkeit auf." —

Julius blickte finster zu Boden. „Was sollte ich thun?" — fragte er, — „ich habe ganz in Deinem Auftrage gehandelt, ich habe mit Seidler conferirt, bin selbst in der Wohnung jenes Menschen gewesen, den Seidler mir als vollkommen zuverlässig geschildert hatte, habe ihm bewilligt, was er forderte — ich kann nicht dafür, wenn ich selbst betrogen worden bin." —

„Du irrst," — entgegnete der Geheimerath kalt, — „ein wahrer Politiker darf nie betrogen werden; Menschenkenntniß ist das erste Erforderniß für ihn." —

„Und dennoch," — erwiederte Julius, ärgerlich über diese Zurechtweisung in Gegenwart eines Fremden, — „und dennoch hast Du selbst mir gerathen, mich mit Seidler auf das Engste zu verbünden, während doch gerade Seidler es ist, der uns betrogen hat!" — Und Julius erzählte seine Begegnung mit Hugo und sprach seinen Verdacht aus, daß Hugo nur durch Seidler eingeweiht sein könne in die Pläne, welche er so glücklich vereitelt hatte. —

Der Geheimerath antwortete nicht gleich, endlich fragte er: „Was meinen Sie zu der ganzen Angelegenheit, Herr von Berg?" —

Der Lieutenant lachte. „Ich meine, Herr Geheimerath, daß Ihr Herr Neffe mit vielem Eifer, aber mit wenigem politischem Geschick für unsre Sache thätig gewesen ist." —

„Herr von Berg!" — rief Julius entrüstet.

„Keine Albernheiten, Julius!" — entgegnete der Geheimerath ernst, — „wir sind nicht in der Lage, uns gegenseitig

schmeicheln zu dürfen. Herr von Berg hat sehr Recht, Du bist gegen ihn ein Kind in der Politik und würdest wohl thun, ihm für die wohlgemeinte Warnung zu danken, anstatt sie ihm übel zu nehmen.“ —

Der Lieutenant fuhr mit einem arroganten Lächeln fort: „Der Herr Baron von Lychtendorf glaubt, daß der Doctor Seidler ihn an den Baron von Warren verrathen habe, ich glaube das nicht. Ich kenne Seidler, ich weiß, daß er ein Schuft ist und jedes Verrathes fähig, aber ich weiß auch, daß er nicht so unvorsichtig sein würde, ohne einen ganz bestimmten Vortheil dabei zu haben, eine Partei zu verrathen, deren Macht er kennt und von der er noch Vortheile zu ziehen hofft; ich glaube, daß wir uns Seidler's noch ohne Sorge als Spion bedienen dürfen, obwohl ich ebenso überzeugt bin, daß Seidler uns, wenn er irgend einen wesentlichen Vortheil dadurch erreichen könnte, ohne Bedenken verrathen würde. Einen solchen Vortheil sehe ich aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht ab, ein solcher Vortheil würde erst erreicht werden im Augenblicke einer Revolution, bei der Seidler den wahrscheinlichen Sieg der Demokratie voraussähe und bei der er deshalb, statt für uns, für die Demokratie arbeiten würde. So viel ich indessen Seidler kenne, und ich glaube ihn ziemlich genau zu kennen, würde in einem solchen Falle der Herr Baron von Lychtendorf nicht hier sein, um uns zu erzählen, daß Seidler ihn verrathen hat. — Seidler ist nicht der Mann, der einem ihm so gefährlichen Zeugen die Möglichkeit lassen würde, ihm zu schaden, seine Unterhandlungen mit der Aristokratie zu verrathen.“

„Was meinen Sie damit, Herr von Berg?“ — fragte Julius erstaunt.

„Ich meine,“ — erwiderte Herr von Berg sehr kalt und ruhig, — „daß, wenn Seidler die Absicht gehabt hätte, unsre Pläne zu verrathen, daß dann damit auch ihr Todesurtheil gesprochen sein würde. Seidler ist kein Thor, sondern ein alter

Politiker, der sehr wohl weiß, daß es kein Mittel gegen den Verrath giebt, als den Tod.“ —

Julius, obwohl muthvoll, bebte dennoch zusammen, er fühlte, daß in den Worten des Lieutenants viel Wahres lag, er fühlte, daß Seidler, der so unbedingt in seine Pläne gegen das Leben Anderer eingegangen war, auch ebenso gewissenlos und mit derselben Kaltblütigkeit sich seiner entledigen würde, wenn er dies für nothwendig hielte.

Herr von Berg fuhr fort: „Mir scheint es nach Allem diesem, als ob der Baron von Warren auf eine andere, mir bis jetzt noch unbekannte Weise, von unsern Plänen Nachricht bekommen habe, und unsere Aufgabe für den Augenblick ist jedenfalls die, zu erforschen, auf welche Weise dies geschehen sei.“ —

„Das wird uns nicht zu schwer werden,“ — erwiderte der Geheimerath lächelnd, — so angenehm es mir auch ist, daß Julius seine eigenen Spione im Lager der Demokratie hält, so habe ich doch Sorge getragen, daß mir auch auf anderem Wege Nachrichten über die Demokratie zukommen; besonders habe ich Hugo, seitdem er in die Reihen der demokratischen Führer getreten ist, scharf beobachten lassen und ich werde bald genug erfahren, wer bei ihm aus- und eingeht, mit wem er Umgang pflegt, was er gethan hat in den letzten Tagen. Ueberlassen Sie mir diese Sorge, sie ist in guten Händen.“ —

Herr von Berg verbeugte sich und sagte mit einem Lächeln:

„Wenn Sie diese Sache in die Hand genommen haben, Herr Geheimerath, so weiß ich, daß sie glücklich vollführt werden wird. Jetzt aber scheint es mir, daß wir den Scandal vor der Singakademie, so unbedeutend er auch gewesen ist, doch ausbeuten müssen, so gut wir können. Es gilt, ihn zu vergrößern, man muß aus der Maus auch nöthigenfalls einen Elephanten machen können. Wir müssen einwirken auf die Zeitungen, welche uns zu Gebote stehen und ich denke, es wird

uns gelingen, indem wir die Mißhandlung einiger Deputirten in das hellste Licht stellen, den Haß gegen die Demokraten auf's Neue anzufachen." —

„Ich fürchte," entgegnete Julius, — „die Sache ist zu unbedeutend, es sind zu viel Zeugen gegenwärtig gewesen, welche bekunden können, daß eine eigentliche Mißhandlung nirgends stattgefunden hat." —

Herr von Berg lächelte verächtlich. „Dies ist auch nicht nöthig, wenn dieselbe nur in den Zeitungen steht. In Berlin ist wenig mehr zu retten, die Bürgerwehr ist schon demoralisirt, wohl aber können wir die Provinzen auf's Neue gegen Berlin einnehmen und dadurch bewirken, daß im Falle eines neuen Aufstandes, der wohl nicht zu lange auf sich warten lassen wird, die Provinzen völlig unthätig bleiben. Berlin allein wird aber niemals einer wohl organisirten Heeresmacht widerstehen können, wenn wir dieselbe besser benutzen, als am 18. März. — Eine hohe Person, welche damals noch vor dem Blutvergießen zurückbebte, welche damals noch hoffte, durch Nachgiebigkeit gegen die Revolution dieselbe zu bekämpfen, ist gegenwärtig schon anderer Meinung geworden."

„Vortrefflich, Herr von Berg!" — rief der Geheimerath, sich vergnügt die Hände reibend, — „Sie treffen ganz und gar meine Meinung! Unsre Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft liegen offen vor uns, der alte Wahlspruch: divide et impera muß jetzt der unsrige sein. Lassen Sie uns die Provinzen von Berlin trennen, lassen Sie uns in Berlin selbst den Arbeiterstand mit der Bürgerschaft verfeinden, dann ist der Sieg sicherlich unser und ich stehe Ihnen dafür, dieser Sieg wird benutzt werden; man ist bei Hofe längst der Ansicht, daß man jede Gelegenheit benutzen muß, um zurückzukehren zu unsern alten gesegneten Zuständen, um der immer weiter um sich greifenden Revolution endlich einen gewaltigen Damm entgegenzustellen. — Doch jetzt genug von Politicis! Kommen Sie, Herr von

Berg, komm Julius, wir wollen ein gemüthliches Mittag zusammen essen, Klara erwartet uns jedenfalls schon."

Und so war es. Kaum hatte der Geheimerath seiner Tochter mitgetheilt, daß servirt werden könne, als auch schon das Essen auf dem Tische stand.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Mittagsmahl im vertraulichen Kreise.

Der Geheimerath führte seine beiden Gäste in das Speisezimmer, wo Klara die Herren schon erwartete. Sie empfing Julius mit einem freundlichen Lächeln, Herrn von Berg mit einer kalten, stolzen Verbeugung.

Der Geheimerath wies seinen Gästen die Plätze an. Klara saß zwischen ihm und dem Herrn von Berg, Julius bekam den vierten Platz, Klara gegenüber; er hatte so Gelegenheit, seine schöne Cousine während des Essens zu beobachten, und es fiel ihm seltsam widerwärtig auf, wie absichtlich Herr von Berg sich bemühte, dem reizenden Mädchen den Hof zu machen.

Klara schien hieran indessen kein besonderes Gefallen zu finden, sie beantwortete ziemlich kurz alle Aufmerksamkeiten des Lieutenants, der sich vergeblich bemühte, sein Licht vor dem lieblichen Mädchen leuchten zu lassen. Herr von Berg war ein geistreicher Gesellschafter, er sprach vortrefflich und seine Reden sprühten von Witz. Das Gespräch war daher ein außerordentlich interessantes und belebtes, aber nichts destoweniger gab Klara nur selten ein Zeichen der Beistimmung, ging sie nur selten auf die geistreichen Ideen des Herrn von Berg ein.

Sie behandelte ihn mit einer absichtlichen Kälte und Zurückhaltung, was oft ein mißfälliges Runzeln auf der Stirn

des Geheimenraths hervorbrachte, der sich eben so augenscheinlich als Herr von Berg darum bemühte, zwischen Klara und dem Lieutenant ein freundlicheres Verhältniß hervor zu bringen.

Das Gespräch kam natürlich, wie dies zu jener Zeit ja fast nicht anders möglich war, auf die Politik, und Herr von Berg entwickelte mit scharfem Geist seine Partheistellung, seine Ansichten über die Bewegungen der Zeit. — Herr von Berg war Absolutist im vollsten Sinne des Wortes, aber er wußte mit glänzender Schärfe die Ideen des Absolutismus zu vertheidigen, er wußte ihnen eine tiefere philosophische Färbung zu geben, so daß Klara oft fast wider ihren Willen zu einer höhern Aufmerksamkeit bei den Reden des Lieutenants gezwungen wurde.

Ein leichtes Lächeln spielte mitunter um ihren Mund, wenn sie einging auf die Ideen des Herrn von Berg, wenn sie diesen zustimmte und dann und wann die Gedanken, welche der Lieutenant andeutungsweise hinwarf, schärfer ausmalte.

Es zeigte sich dabei die eigenthümliche Erscheinung, daß Klara mit einem wunderbaren Takte durch diese Ausmalung, durch dies tiefere Eingehen auf den Grund der angedeuteten Ansichten immer gerade die Schwächen der an Schwächen so reichen Lehre hervorzuheben wußte, indem sie scheinbar mit vollem Herzen allen Ansichten zustimmte, welche sowohl ihr Vater, als Herr von Berg entwickelte.

Anfangs schien Letzterer auf diese seltsame Art in seine Ideen einzugehen nicht zu merken, aber sehr bald wurde er darauf aufmerksam und beobachtete Klara mit forschendem Blicke, er unterließ es jedoch auch wieder, als er bemerkte, daß Klara auf jeden seiner Blicke achtete, und hörte nur mit der größten Aufmerksamkeit auf alle Worte, welche Klara nur mit einem leichten Anfluge von Ironie, der aber nur dem aufmerksamsten Forscher hörbar wurde, sprach.

So verging die Zeit des Mittagsessens unter belebten und unterhaltenden Gesprächen schnell.

Der Geheimerath brach zuerst auf und bat Julius, noch ein wenig bei Klara zu verweilen, weil er erst einige Geschäftsgänge zu machen habe, dann aber zurückkehren werde, um ihm weitere Verhaltungsmaßregeln in Beziehung auf sein Verhältniß mit Seidler zu geben.

Julius versprach dies und blieb bei Klara zurück. Herr von Berg begleitete den Geheimerath auf einen Wink nach seinem Studirzimmer.

„Ich beabsichtige jetzt," — sagte der Geheimerath, als sie allein waren, — „die genauesten Erkundigungen einzuziehen über Hugo und sein Verhältniß zum Doctor Seidler. Wir müssen dieser Angelegenheit auf den Grund kommen. Es ist unumgänglich nothwendig, daß Hugo fortan auf das Schärfste beobachtet werde. Schon bisher habe ich ihn beobachten lassen, aber ich hielt ihn, offen gesagt, für zu unbedeutend, um größere Summen für seine Beobachtung verwenden zu lassen."

Herr von Berg hatte dem Geheimenrath bisher mit der größten Aufmerksamkeit zugehört; er fuhr plötzlich wie aus einem Traume auf und sagte ziemlich scharf:

„Herr Geheimerath, Sie erinnern sich wohl unsers Gesprächs an dem Tage, als ich Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter bat — glauben Sie noch immer, daß es mir möglich sein wird, mir die Gunst der jungen Dame zu erwerben?"

„Was fällt Ihnen ein, lieber Herr von Berg?" — sagte der Geheimerath erstaunt, — „sollten Sie, ein Mann von solchem Geist, von so eminenten Fähigkeiten und Talenten, sollten Sie im Zweifel sein, daß Sie sich die Gunst eines so einfachen jungen Mädchens, wie meine Klara ist, erwerben können? Seien Sie kein Thor, lieber Freund, und setzen Sie sich etwa Grillen in den Kopf; schon das wird Ihnen Klara's Liebe erwerben, daß sie weiß, Sie sind einer der tüchtigsten Streiter

für den König, einer der tiefsten Politiker der thätigsten Royalisten."

„Glauben Sie nicht vielmehr, Herr Geheimerath," — fragte Berg wieder ernst und mißtrauisch, — „daß grade meine politische Parteistellung mich Ihrer Fräulein Tochter verhaßt machen könnte?"

Der Geheimerath blickte Berg mit dem tiefsten, ungeheucheltsten Staunen an.

„Wie? ich glaube doch nicht, daß Sie glauben —"

„Ich glaube, Herr Geheimerath, daß Ihr Fräulein Tochter nicht so ganz royalistisch gesinnt ist, als Sie es wohl wünschen mögen."

„Herr von Berg, Sie beleidigen mich!" —

„Das will ich nicht, Herr Geheimerath, aber Sie müssen offen und klar sehen, und vor allen Dingen in ihrer Familie. Ich habe Fräulein Klara nicht heut zum ersten Mal scharf beobachtet und jedes ihrer Worte mit der regsten Aufmerksamkeit belauscht. Ich habe gefunden, daß sie, obwohl sie scheinbar mit großem Beifall unseren Reden und Plänen zuhört, doch kaum ihren Aerger über dieselben verbergen kann."

„Sie irren sich, Herr von Berg! das ist unmöglich!"

„Ich fürchte, daß ich nicht irre. Doch genug, Herr Geheimerath, ich habe Sie gewarnt, Sie selbst haben jetzt wohl die Pflicht, das Ihrige zu thun, um eine falsche Ueberzeugung bei Fräulein Klara in eine richtige zu verwandeln, wenn Ihnen dies vielleicht auch schwer werden mag. Ich aber hoffe, daß Sie unter jeder Bedingung festhalten an Ihrem Versprechen."

„Unter jeder, mein Freund," — entgegnete der Geheimerath so herzlich, als er es vermochte, — „ich wünsche mir keinen liebern Schwiegersohn, als Sie."

Das Gespräch, welches den Geheimerath auf das Unangenehmste berührt hatte, war damit abgebrochen und der Ge-

heimerath bat Herrn von Berg, ihn zu begleiten, um mit ihm die näheren Erkundigungen über Hugo und den Doctor Seidler einzuziehen.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Asyl des Geheimenraths.

Der Geheimerath führte den Lieutenant von Berg nach einem ziemlich entlegenen Stadtviertel. Nach einem Wege von fast einer halben Stunde blieb er stehen bei einem kleinen, unansehnlichen Hause, an dessen verschlossener Thür er klingelte. Die Klingel trug das Schild: Zum Justizcommissarius Seemann.

Einige Augenblicke vergingen, ehe das Haus geöffnet wurde. Endlich erschien ein alter hagerer Mann mit weißen Haaren und einem faltigen, verkniffenen Gesicht an der Thür, öffnete ein kleines Klappfenster in derselben und schaute forschend die beiden Fremden an.

Als er den Geheimenrath erblickte, verklärten sich seine finsteren, mürrischen Züge.

„Ich öffne gleich, Herr Geheimerath, Sie sind willkommen," sprach er zum Fenster hinaus und bald darauf öffnete sich die Thür.

Sie wurde sorgfältig hinter den beiden Eintretenden wieder verschlossen. Der Geheimrath ging rasch den engen Flur entlang, eine kleine steile Treppe hinauf. Herr von Berg folgte dem Vorangehenden, der mit den Lokalitäten des Hauses auf das Genaueste bekannt zu sein schien.

Durch einen winkligen Gang, wie man ihn in Berlin nur höchst selten in einigen der ältern Häuser antrifft, gelangte der Geheimerath in ein großes finsteres Zimmer, dessen eines

mit dichten Eisenstäben vergittertes Fenster nach dem Hof hinausging. Das Zimmer war angefüllt mit großen Actenrepositorien, es war das Expeditionszimmer des Justizcommissarius.

An zwei großen Arbeitstischen, dicht am Fenster, saßen einige bleiche junge Männer, eifrig mit Schreibereien beschäftigt. Sie blickten kaum auf, als der Geheimerath, dem Herr von Berg und der Justizcommissarius selbst auf dem Fuße folgten, durch das Zimmer ging.

Der Geheimrath öffnete mit einem kleinen Schlüssel, den er bei sich trug, die Thür eines andern geräumigen Gemaches, welches unmittelbar an die Expedition stieß. — Er trat ein und bat den Justizcommissarius, sowie Herrn von Berg, ihn zu begleiten.

Das Zimmer, welches der Geheimerath in diesem abgelegenen Stadttheile für sich reservirt hatte, war mit einem glanzvollen Luxus ausgestattet, der wenig dem tristen, alten Hause, in dem es lag, anzupassen schien. Aber dennoch machte auch dies Gemach einen niederdrückenden, unangenehmen Eindruck, denn nur wenige Strahlen des Tageslichtes konnten in dasselbe dringen und es herrschte eine unheimliche Stille darin. Die Aussicht aus dem einen, ebenfalls eng vergitterten Fenster auf einen alten, von hohen Gebäuden rings umgebenen Hof war nicht weniger traurig und einsam.

Der Geheimrath ließ sich auf einem der weichen Kanapee's nieder und bat Herrn von Berg, neben ihm Platz zu nehmen. Auch den Justizcommissarius Seemann, der mit einer fast sclavischen Unterwürfigkeit bisher an der Thür geblieben war, lud er durch eine Handbewegung ein, sich einen Stuhl zu holen und Platz zu nehmen.

„Haben Sie in letzter Zeit gute Nachrichten bekommen, Herr Seemann?“ fragte der Geheimerath, das Gespräch beginnend, nach einer kurzen Pause.

„Zu Befehl, Herr Geheimerath!“ erwiderte der Justizcom=

missarius, sich mit dem Oberkörper starr nach vorn biegend und die Beine unter den Stuhl zurückziehend, das lebendige Bild des allerunterthänigsten Respectes.

„Das freut mich, denn ich bedarf nothwendig einiger genauer Notizen über verschiedene Personen, welche beobachten zu lassen, ich Ihnen bereits aufgetragen habe. — Haben Sie Bericht erhalten über meinen Neffen Hugo und über den Doctor Seidler?"

„Ueber Beide ziemlich genau, Herr Geheimerath, und wenn Sie die Gnade haben wollen, die Berichte aus dem Munde des Mannes zu hören, der sie eingezogen hat, so kann dies leicht geschehen, da ich Herrn Werner mit jedem Augenblick erwarte."

„Werner — Werner?" fragte der Geheimerath sinnend, „der Name kommt mir bekannt vor. Was ist dieser Werner für ein Mensch, wer ist er?"

„Der Herr Geheimerath werden diesen unbedeutenden jungen Mann wohl kaum kennen, obgleich er einer unsrer tüchtigsten und thätigsten Spione ist. Er war früher eine Zeit lang Schauspieler, wurde dann Literat, war aber ohne Talent und es ging ihm sehr kümmerlich. Zu gleicher Zeit gab er sich mit der Lithographie ab —"

„Ah! jetzt entsinne ich mich —" sagte der Geheimerath nachdenkend, er verfälschte dann einige Kassenanweisungen und kam in Folge dessen auf das Zuchthaus, wenn ich nicht irre."

„Ganz recht, derselbe ist es. Er kam kurz vor der Revolution vom Zuchthause los und betheiligte sich stark bei allen Klubbs, ohne indessen im Geringsten zu einigem Ansehen gelangen zu können. Ich hatte stets ein aufmerksames Auge auf ihn und da der Herr Geheimerath mir den Befehl gaben, für einen tüchtigen Menschen zu sorgen, der Schlauheit und Gewandtheit genug besäße, um einige der bekanntesten Persönlichkeiten in den Klubbs und Volksversammlungen auf jedem Schritt zu begleiten, um ihnen nachzuspioniren, so dachte ich zuerst an

Werner. Ich habe meine Wahl nicht zu bereuen gehabt — aber ich höre eben, daß es klingelt, wenn der Herr Geheimerath mir erlauben wollen, daß ich öffne, so hoffe ich, Ihnen in wenigen Augenblicken Werner selbst vorführen zu können; ich bin überzeugt, daß er der Klingelnde sein muß, denn es ist Punkt 5 Uhr, und Werner, der um 5 Uhr zu kommen versprach, ist stets sehr pünktlich."

Der Geheimerath erlaubte mit einem kurzen Nicken, daß der Justizcommissarius sich entferne.

„Sehen Sie diesen Mann," sagte der Geheimerath mit einem Lächeln zum Lieutenant von Berg, als Herr Seemann das Zimmer verlassen hatte, „er ist einer unsrer zuverlässigsten und thätigsten Agenten, in seiner Hand liegen die Fäden der meisten Intriguen, welche von Seiten der Aristokratie gesponnen werden, um die jetzige Bewegung zu unterdrücken. Er weiß Alles, was geschieht, sowohl in der Demokratie, als in unsern Kreisen, er ist auf das Genaueste unterrichtet von allen frühern Lebensschicksalen der Demokraten, so wie der Aristokraten; er kennt alle Biographieen, von den höchstgestellten Personen herab bis auf die unbedeutendsten Klubbredner, er hat seine Spione in allen Kreisen, und weiß mit einem eminenten Geiste überall Rath, wenn es gilt, in irgend einer schwierigen Lage zu handeln. Dieser scheinbar so lächerlich devote, so jämmerlich demüthige Mann ist der entschlossenste, der vor keinem Mittel zurückbebende, der immer zum Handeln bereite, der tüchtigste Partei-Mann, den die Aristokratie in diesem Augenblick zu den Ihrigen zu zählen vermag."

Herr von Berg schüttelte bedenklich den Kopf.

„Der Mensch gefällt mir nicht, Herr Geheimrath, und am allerwenigsten nach dem, was Sie mir sagen. Er ist zu demüthig für einen Mann von der Bedeutung, die Sie ihm beilegen. Glauben Sie, daß man sich sicher auf ihn verlassen kann?"

„So sicher, wie auf mich selbst! Es giebt in der Politik

wie im Leben nur ein Band, welches sicher verbindet, nur eine Garantie für die Redlichkeit, und dies ist der eigene Vortheil. Seemann ist ehrgeizig, Seemann ist habsüchtig, er wünscht befördert, er wünscht reich zu werden. In der Demokratie kann er das Ziel seiner Wünsche nie erreichen, die Aristokratie wird ihm zu allem Dem verhelfen, was er wünscht, das weiß Seemann, und er ist deshalb mit Leib und Seele der Unsrige. — Außerdem ist er auch bereits so weit gegangen, er hat so thätig gewirkt für die Aristokratie, daß er nicht mehr zurücktreten kann."

„Sie beruhigen mich in Etwas, Herr Geheimerath, denn ich muß Ihnen gestehn, ich glaube, gerade die Parteimenschen, welche nicht von der innern Ueberzeugung getrieben werden, sind nicht Diejenigen, denen man ein volles Vertrauen schenken darf."

„Auf Seemann können wir uns verlassen," entgegnete der Geheimerath, „aber bitte, treten Sie hinter jenen Vorhang, es ist vielleicht besser, wenn der Spion Werner Sie nicht sieht; man kann nicht wissen, in welche Verbindung wir einst mit diesem Menschen treten müssen und ob es nicht wünschenswerth ist, ihm unbekannt zu bleiben. Ich selbst werde mich durch einen falschen Bart entstellen und meine Erscheinung außerdem dadurch verändern, daß ich mir einen weiten türkischen Schlafrock anziehe, der meine Gestalt vollständig verbirgt."

Der Geheimerath schritt augenblicklich zum Werke; in wenigen Minuten war er durch eine große grüne Brille, durch einen falschen Schnurr- und Backenbart und durch die veränderte Kleidung so entstellt, daß selbst Herr von Berg in der geschickten Verkleidung den Geheimenrath Freiherrn von Warren nicht wiedererkannt haben würde. — Kaum war die Verkleidung beendet, als ein leises Klopfen an der Thür Herrn Seemann und seinen Gefährten meldete.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Leser erfährt, auf welche Weise der Geheime-Rath sich von den Geheimnissen der Demokratie zu unterrichten versteht! —

Herr von Berg hatte noch eben Zeit sich hinter den bezeichneten Vorhang zu flüchten, der ihn in ein kleines Nebenzimmer führte, von dem aus er indessen jedes Wort, welches in dem benachbarten Zimmer gesprochen wurde, auf das Deutlichste zu hören vermochte.

Sobald der Lieutenant seinen Zufluchtsort erreicht hatte, rief der Geheimerath auf ein erneuertes leises Klopfen mit lauter Stimme „herein!"

Der Justizcommissarius öffnete langsam die Thür und führte einen jungen Mann in's Zimmer von kaum 30 Jahren.

„Herr Werner!" sagte er, den jungen Mann dem Geheimenrath kurz vorstellend, „von dem der Herr Baron (Seemann vermied absichtlich den Titel Geheimerath) bereits Nachricht erhalten haben.

Werner verbeugte sich verlegen und sah mit einem scheuen Blick auf den Geheimerath, vergeblich bemüht, unter dem schwarzen, das ganze Gesicht bedeckenden Bart, die Züge desselben zu erforschen.

Auch der Geheimerath ließ seine Blicke musternd über die Züge Werners schweifen; er war ein scharfer Menschenkenner und wurde vollkommen befriedigt, sowohl über die Fähigkeiten, als über den Charakter Werners.

Werner hatte ein eigenthümlich interessantes Gesicht; er war äußerst bleich und seine ganzen Züge trugen den Stempel des bewegtesten Lebens, der wildesten Ausschweifungen. Die zu frühen Runzeln auf der Stirne und auf den Wangen zeugten von mancher durchschwelgten Nacht, von manchen schweren Sorgen. Ein gewaltiger, ächt demokratischer Bart verhüllte die

untern Theile des Gesichts, aber nicht genug, um darin die Formen eines wollüstigen, genußsüchtigen Mundes zu verdecken, Der obere Theil des Gesichts war edler gebaut, die breite hohe Stirn zeugte von Geist, ebenso verriethen die lebhaften großen grauen Augen einen scharfen durchdringenden Verstand, aber es lag in diesen Augen etwas so Unstätes, ein so diebisch lauernder Blick, daß die scharfe Beobachtungsgabe des Geheimenraths in diesem Menschen sogleich das zu allen Plänen, zu jeder Nichtswürdigkeit bereite Werkzeug erkannte.

Werner schlug bei der scharfen Musterung des Geheimenraths einen Moment verlegen die Augen zu Boden, er verbeugte sich mehremals, richtete sich aber bald wieder starr in die Höhe, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Sie sind von Herrn Seemann beauftragt," redete ihn der Geheimerath an, „einige Herren, über deren Leben und Treiben ich sichere Nachricht zu haben wünschte, auf das Genauste zu beobachten, haben Sie Ihren Auftrag erfüllt?

Werner schaute mit einem fragenden Blick auf Seemann und dieser erwiderte ihm: „Sprechen Sie, Herr Werner, ich bin nur die Mittelsperson, der Herr Baron haben mich beauftragt, Sie für die Beobachtung des Herrn Dr. Seidler und des Herrn Baron von Warren zu gewinnen, dem Herrn Baron haben Sie daher Rechenschaft abzulegen." —

„Ueber welchen der beiden Herren wünschen Sie Nachricht Herr Baron?" fragte Werner, der nach und nach seine Verlegenheit verloren hatte.

„Zuerst über den Doktor Seidler. Geben Sie mir ein genaues Bild von Allem dem, was Doktor Seidler in den letzten Tagen gethan hat."

Werner zog aus der Tasche eine alte Brieftafel, blätterte einige Momente in derselben und las dann: „Doktor Seidler schlief am 8ten — oder," unterbrach er sich, „wollen der Herr Baron noch von früheren Tagen Notizen haben?"

„Nein, nein, lesen Sie nur, was er am 8ten und 9ten vorgenommen hat."

Werner fuhr fort: „Doktor Seidler schlief am 8ten bis Morgens gegen 10 Uhr, dann kleidete er sich an und ging in die Hartmannsche Restauration. In derselben befand sich die Mehrzahl der demokratischen Führer; es waren gegenwärtig die Herren: (und eine lange Liste von Namen folgte.) Doktor Seidler besprach sich mit diesen über den Zeughaussturm, der in den nächsten Tagen stattfinden solle und müsse, er bekämpfte die Ansicht derer, welche ein solches Unternehmen für übereilt betrachteten und bewies mit beredten Worten, daß nur dann, wenn das Volk bewaffnet wäre, die Möglichkeit vorhanden sei, der Reaktion zu widerstehen. Man kam in der Versammlung noch zu keinem vollständigen Entschlusse, so sehr sich Seidler auch bemühte, einen solchen zu erzielen. Der Doktor Seidler wendete ferner die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die am 9ten stattfindende Besprechung des Berendsschen Antrages in der National-Versammlung und sprach sich auf das Energischste gegen diejenigen Abgeordneten des Centrums aus, denen es etwa einfallen möchte, gegen den Berendsschen Antrag zu stimmen. Er mache die Anwesenden darauf aufmerksam, daß jetzt oder niemals der Augenblick gekommen sei, die vollständig unthätige Versammlung, die Versammlung, welche bei weitem nicht befähigt sei, die Geschicke Preußens zu lenken und die Demokratie in Preußen zur Herrschaft zu bringen, auseinander zu jagen; er machte auf die Nothwendigkeit einer provisorischen Regierung aufmerksam, welche eine Zeit lang die Dictatur führen und welche erst dann, wenn das Volk in den Provinzen herangebildet, demokratisirt wäre, eine Neuwahl veranstalten solle. Doctor Seidler nannte die Mitglieder der provisorischen Regierung, die Namen derselben wurden indessen von ihm so leise gesprochen, daß sie nicht zu verstehen waren, nur so viel konnte erhorcht werden, daß Doktor Seidler sich selbst als den Präsi-

denten dieser Regierung proklamirte und daß die Versammlung scheinbar mit sämmtlichen Mitgliedern derselben fast vollständig einverstanden war. Bald jedoch gaben sich auch über diesen Gegenstand in der Versammlung große Meinungsverschiedenheiten kund, die Mehrzahl der besonnenen Demokraten . . . . ."

Der Baron unterbrach plötzlich Werner in seiner Vorlesung: „Ich habe vorhin bei der Vorlesung der Namen derjenigen, welche in der Versammlung gegenwärtig waren, den Namen des Baron von Warren vermißt, war er nicht anwesend?"

„In dieser Versammlung, nein," entgegnete Werner," der Baron von Warren war in seiner Wohnung und arbeitete."

„Gut, fahren Sie fort," erwiederte der Geheimerath und Werner fuhr fort:

„Die Mehrzahl der besonneren Demokraten hielt eine neue Revolution noch für zu frühzeitig und besonders die Veranlassung zu derselben nicht für genügend. Viele der Herren widersetzten sich entschieden jedem Angriff, welcher etwa auf die Mitglieder der National-Versammlung stattfinden sollte und es entstand jetzt eine äußerst heftige Debatte über diesen Gegenstand, welche damit endigte, daß die Versammlung den Plan des Doktor Seidler verwarf und daß Seidler sich wüthend zurückzog, indem er aussprach, daß die Mitglieder dieser Versammlung niemals ein höheres politisches Einsehen erhalten würden, nur durch Gewaltschritte sei in diesem Augenblick etwas Bedeutenderes zu erlangen, nicht aber durch thörigtes Warten, durch welches die Reaktion nur täglich an Kraft und Stärke gewinne.

„Ueber dieser Debatte war es gegen 5 Uhr Nachmittags geworden. — Seidler verließ die Hartmannsche Restauration und ging nach der Burgstr. No.*. In das Haus selbst konnte,

ohne Aufsehen zu erregen, Doktor Seidler nicht verfolgt werden, es wurde jedoch bemerkt, daß Seidler nach einer kurzen Zeit mit einem offenbar von Zorn oder innerer Aufregung gerötheten Gesicht das Haus verließ, worauf er einige Stunden im Thiergarten spatzieren ging. — Nach diesem Spatziergange kehrte er nach der Burgstraße zurück und blieb etwa eine Stunde. Hierauf wendete sich der Doktor Seidler nach der Brunnenstraße, wo er bei einem vielfach bestraften Mann, Namens Barthold, einkehrte, eine kurze Zeit bei demselben blieb, dann wieder nach der Burgstraße zurückging und am Abend mit einem tief in einem Mantel verhüllten Herrn von dort aus wiederum sich zu Barthold begab.

„Der Begleiter Seidler's verließ Barthold zuerst, nach einer kurzen Zeit ging auch Seidler und blieb den ganzen übrigen Abend in der Weinhandlung von Hippel, ohne daß indessen bedeutendere politische Gespräche an diesem Abend zwischen den dort versammelten demokratischen Führern gepflogen wurden.

„Am Morgen des 9. stand Seidler früh auf, besuchte mehrere der bedeutenderen demokratischen Führer, hielt sich indessen bei jedem derselben nur kurze Zeit auf; er machte solche Besuche bei den Herren — — — —. Dann ging er nach dem Rosenthaler Thore. In der Rosenthalerstraße traf er mit Barthold zusammen, und kehrte mit diesem im eifrigen Gespräche zurück bis nach der Singakademie. Hier traf er mit dem Baron von Warren und dem Major Arnow zusammen, und unterhielt sich mit Beiden eine Zeit lang lebhaft. Nur die Worte: „provisorische Regierung“ und „daß sind furchtbare Pläne!“ so wie „Ich werde alles Nöthige in's Werk setzen, aber ich hoffe dabei auf Ihre Unterstützung; ich werde mich Ihnen dankbar zu erweisen wissen,“ von Seidler zu dem Major gesprochen, konnten verstanden werden.

„Seidler drückte beim Abschiede den beiden Herren herzlich die Hand und entfernte sich dann schnell, nachdem er noch

einige Worte mit einem vornehm gekleideten jungen Mann gesprochen hatte, welcher am äußersten Ende des Kastanienwaldes an einen Baum gelehnt, ihn zu erwarten schien. Dann eilte Seidler nach der Restauration von Hartmann, verschloß sich daselbst in einem Hinterzimmer und schrieb. Während dieser Zeit schickte er mehrfache Boten zu verschiedenen der demokratischen Führer."

„So weit, Herr Baron, geht mein Bericht, ich werde denselben indessen bald noch vervollständigen können, wenn Sie es wünschen."

„Nein, nein," sagte der Geheimerath, „es ist nichts Weiteres nöthig; fahren Sie fort in derselben genauen Art zu berichten, nur suchen Sie noch deutlicher die Gespräche zwischen den einzelnen Personen zu erhorchen."

Werner verbeugte sich.

„Jetzt geben sie mir einen Bericht über den Baron von Warren; haben Sie denselben eben so genau beobachtet?"

„Leider," entgegnete Werner etwas verlegen, „ist dies nicht möglich gewesen; während Herr Seemann mir für die Beobachtung des Herrn Doktor Seidler 30 Thaler bewilligte, sind für den Herrn Baron von Warren nur 10 Thaler bewilligt, so daß sich die Beobachtung lediglich auf diejenigen Personen erstreckt hat, welche in seiner Wohnung ein- und ausgehen. Dem Baron auf Schritt und Tritt zu folgen, war bei dem geringen Honorar leider unmöglich."

„Das ist leider nicht genügend," entgegnete der Geheime-Rath, „indessen können wir doch vielleicht einige Fingerzeige dadurch erlangen; theilen Sie mir mit, was Sie wissen."

„Am 8.," las Werner, nachdem er kurze Zeit in seiner Brieftafel geblättert hatte, „ging Herr von Warren erst Nachmittags aus, während des ganzen Vormittags arbeitete er fleißig und erhielt keine Besuche. Während der Abwesenheit des Herrn von Warren kam gegen Abend eine junge Dame; tief

verschleiert, welche Herrn von Warren zu sprechen wünschte, sich aber wieder entfernte, da sie ihn nicht zu Hause fand. Der Herr Baron kam erst spät Abends in seine Wohnung zurück, kurze Zeit darauf kam dieselbe Dame wieder, ließ sich von dem Nachtwächter das Haus aufschließen und blieb etwa eine Stunde bei Herrn von Warren, dann entfernte sie sich wieder.

Am 9. ging Herr von Warren sehr früh aus, Besuche kamen während seiner Abwesenheit nicht bei ihm an — — —. Das ist Alles, Herr Baron."

Der Geheimerath hatte nachdenklich zugehört. „Beobachten Sie künftig Warren auf das Allergenaueste und vor allen Dingen suchen Sie zu erfahren, wer jene Dame ist, welche Warren besucht hat, wir müssen dies wissen; jedenfalls scheint dieser Besuch nicht unwichtig zu sein. Sie sollen für die genaueste Beobachtung des Barons sogar 40 Thaler monatlich erhalten, wenn Ihre Notizen einen solchen Preis verdienen. Sie können jetzt gehen, Herr Werner."

Werner verbeugte sich mit einem vor Freude leuchtenden Gesicht und entfernte sich dann. Auch der Justizcommissarius Seemann verließ auf einen Wink des Geheimenraths das Zimmer, und Herr von Berg konnte nun aus dem Versteck vorkommen, der ihn bisher verborgen hatte, hinter dem er aber jedes Wort der Unterredung Werner's und des Geheimenraths gehört hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Geheimerath erfährt sonderbare Neuigkeiten.

Herr von Berg warf heftig den Vorhang zurück und eilte auf den Geheimenrath zu, vor dem er stehen blieb; sein Gesicht

war leichenblaß, seine Augen hefteten sich starr auf den Geheimenrath und krampfhaft ergriff er dessen Hand.

„Wissen Sie, Herr Geheimerrath," sagte er mit gedämpfter, etwas heiserer Stimme, „ein Verdacht durchzuckt mich, der mich rasend machen könnte."

„Was ist Ihnen, liebster Berg, wie sehen Sie aus?" fragte der Geheimerath im höchsten Grade verwundert, fast erschreckt durch die furchtbare Leichenblässe, welche auf dem Gesicht des Lieutenants lag.

„Sie haben Werner's Mittheilung gehört," fuhr Herr von Berg etwas ruhiger, aber noch immer mit von Zorn durchbebter Stimme fort, „Sie haben gehört, was jener Mensch von einer jungen Dame sagte, welche ihren Neffen besucht?"

„Nun ja, mein Freund, das habe ich allerdings gehört. wie können Sie sich aber dadurch zu einer solchen Aufregung hinreißen lassen?"

„Wissen Sie, wer jene junge Dame ist?„

„Nein, aber ich hoffe es zu erfahren."

„Es ist Ihre Tochter, Herr Geheimerath!"

Der Geheimerath sprang wie elektrisirt vom Sopha auf, faßte Berg bei der Schulter und blickte ihn so wüthend an, als wollte er ihn ermorden durch diesen stechenden, furchtbaren Blick. Aber gleich darauf faßte er sich wieder, ließ die Hand herabsinken und sagte leise und verächtlich:

„Sie sind verrückt, Herr von Berg."

„Nein, Herr Geheimerath, obgleich ich wahnsinnig werden möchte, bei dem Gedanken, daß Ihre Tochter, daß meine Braut zu nächtlicher Stunde Herrn Hugo von Warren besucht!"

„Noch einmal sage ich Ihnen," entgegnete der Geheimerath kurz und barsch, „Sie sind wahnsinnig, Herr, Ein solcher Gedanke schon ist eine Verrücktheit!"

„Hören Sie, Herr Geheimerath," sagte der Lieutenant,

der immer ruhiger wurde, je aufgeregter der Geheimerath ward, „wohnt Herr Hugo von Warren nicht in der Roßstraße?"

„Ja."

„Und gestern gegen Abend begegnete ich Fräulein Klara von Warren, welche tief verschleiert, absichtlich verhüllt, trotz des warmen Abends, von der Roßstraße nach ihrer Wohnung eilte."

Der Geheimerath versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken.

„Sie irren, Herr! Sie müssen irren; es ist nicht möglich! — Aber genug, ich will Ihnen jetzt kein Wort weiter entgegnen. Beweisen Sie mir, daß Sie Recht haben, lassen Sie die genauesten Nachforschungen anstellen, Klara soll auf das Schärfste beobachtet werden, und wenn das, was Sie sagen, wahr ist, dann will ich vergessen, daß sie mein einziges Kind ist! Doch entfernen Sie sich jetzt, ich muß allein sein."

Herr von Berg grüßte flüchtig und eilte dann fort. Der Geheimerath aber warf sich zurück in die weichen Kissen des Sophas, bedeckte sein Gesicht mit den Händen — und weinte bitterlich. — Der harte, kalte, stolze Mann weinte bittere Thränen. Das einzige Gefühl seines Herzens, seine Vaterliebe, sein Stolz auf die reizende, liebliche Tochter, war auf das Tiefste, auf das Furchtbarste berührt.

Lange hatte der Geheimerath, versunken in seinen Schmerz, allein gesessen, dann schellte er.

Gleich darauf trat der Justizcommissarius Seemann ein.

Der Geheimerath lud Seemann ein, neben ihm Platz zu nehmen.

„Herr Seemann," sagte er mit leiser, vor Schmerz halb erstickter Stimme, „ich habe Sie um einen Dienst zu ersuchen um den ich eben nur Sie, den ich so lange Jahre kenne, auf dessen äußerste Verschwiegenheit ich michso sicher verlassen kann, bitten darf."

Seemann verbeugte sich tief; der Geheimerath fuhr fort:

„Sie kennen meine Tochter, Herr Seemann —"

„Fräulein Klara? Gewiß kenne ich die schöne junge Dame," erwiederte Seemann mit einer abermaligen schmeichelnden Verbeugung.

„Haben Sie vielleicht zufällig — ich weiß, Herr Seemann, daß Sie alle Diejenigen, welche eine Rolle in der Partei spielen, auf ihre eigene Rechnung scharf beobachten lassen, — haben Sie vielleicht auch meine Tochter Klara beobachten lassen, haben Sie auch in meinem Hause einen Spion, Herr Seemann?"

Seemanns verkniffene Züge verzerrten sich zu einem grinsenden Lächeln. Er verbeugte sich noch tiefer als vorher und sagte:

„Der Herr Geheimerath belieben zu scherzen, wie sollte ich dazu kommen, den Herrn Geheimenrath und dessen hochverehrte Familie beobachten zu lassen; welchen Vortheil sollte ich —"

„Still, still, lieber Seeman!" unterbrach ihm der Geheimerath, „Sie werden es mir nicht verdenken, daß ich noch eine Extra-Polizei außer der habe, deren Leitung Sie übernommen haben, und von dieser weiß ich sehr wohl, daß Sie auf das Genaueste unterrichtet sind fast von allen Familiengeheimnissen in den höchsten aristokratischen Zirkeln, daß Ihre Spione selbst in die prinzlichen und vielleicht in noch höhere Gemächer hinein reichen. Ich frage Sie daher ganz offen und bitte Sie dringend und freundschaftlichst, sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie mich, haben Sie meine Tochter beobachten lassen?"

Der Geheimerath sprach diese Worte mit einem so vertraulichen, bittenden Blick, daß der stolze, kalte Mann kaum wieder zu erkennen war.

Aber Seemann behielt dieselbe spöttische Ruhe bei, welche er vorher gezeigt hatte, die Worte des Geheimeraths machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er nahm offenbar die

Bitte desselben lediglich als einen Scherz auf, denn er fuhr mit demselben verzerrten Lächeln fort:

„Der Herr Geheimerath geruhen mit mir zu scherzen; ich armer Mann wäre wahrlich außer Stande, Spione zu besolden, und gar in solchen Häusern, wie das des Herrn Geheimenraths; aber vielleicht dürfte es mir gelingen, etwas zu erfahren über deren Fräulein Tochter, wenn der Herr Geheimerath mir nur sagen wollten, was Sie wohl zu wissen wünschten."

„Rücken Sie näher zu mir, Herr Seemann," sagte der Geheimerath leise, „man könnte uns behorchen, und dies wenigstens soll Niemand, Niemand erfahren!"

Der Geheimerath erzählte dem Justizcommissarius jenen Verdacht, welchen der Lieutenant von Berg ausgesprochen hatte, er erzählte alle jene zweifelhaften Aeußerungen Klaras über Gegenstände der Politik, deren er sich jetzt plötzlich erinnerte, Aeußerungen, welche er Anfangs kaum beachtet hatte, welche jetzt aber zu seinem Staunen plötzlich in sein Gedächtniß zurücktraten; jede dieser Aeußerungen war ein Beweis mehr, daß Klara nur dem Anschein nach eine Royalistin, in der That aber Demokratin sei.

Der Lieutenant von Berg hatte Klara dicht verhüllt in der Roßstraße, ganz in der Nähe von Hugo's Wohnung gesehen, zu einer Tageszeit, wo das junge Mädchen fast niemals ohne Begleitung eines Bedienten ausgehen durfte, wo dies den bestehenden Sitten der höhern Welt vollkommen entgegenlief. Klara war eiligen Schrittes in die Wohnung ihres Vaters zurück gekehre und war dann ganz unbefangen beim Thee erschienen; dies war ein Beweis der Verstellungsgabe, welche bei einem so jungen Mädchen ganz unbegreiflich erschien.

Waren auch alle jene Verdachtgründe sehr unhaltbar, sehr geringfügig, deuteten sie auch noch kaum darauf hin, daß Klara die junge Dame sei, welche Hugo von Warren in der vorigen Nacht besucht hatte, so war doch in diesem Augenblick der Ge-

heimerath mehr als zu sehr geneigt, jeden Schein eines Verdachtes aufzunehmen, und so hatte sich denn auch in ihm fast der Glaube festgestellt, daß in der That Klara die Besucherin Hugo's gewesen sei.

Er erzählte dies Alles dem Justizcommissarius Seemann und bat ihn dringend, Klara auf das Schärfste beobachten zu lassen und ihm die Resultate seiner Beobachtung mitzutheilen, aber sie auch nur eben ihm mitzutheilen und zum Spion einen Mann zu wählen, auf dessen Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen könnte, um die Schande nicht auf die Familie des Geheimenraths zu bringen.

Der Justizcommissarius hörte mit einem stillen Lächeln der ganzen Erzählung, den Bitten des Geheimenraths zu. Als Jener geendet, sagte er:

„Der Herr Geheimerath sind in diesem Augenblick sehr aufgeregt, sonst würden Sie finden, daß die Verdachtgründe, welche gegen Fräulein Klara von Warren sprechen sollen, so unendlich unbedeutend sind, daß sich auf dieselben wohl kaum etwas geben läßt. — Bedenken der Herr Geheimerath, bei anbrechender Dunkelheit will der Herr Lieutenant von Berg das gnädige Fräulein in der Roßstraße dicht verhüllt gesehen haben, bei anbrechender Dunkelheit ist es aber wahrlich schwer, eine dicht verhüllte Dame zu erkennen, und sehr leicht, eine dicht verhüllte Dame zu verkennen. Gerade daß das gnädige Fräulein beim Thee sich nicht das Geringste merken ließ, ist der beste Beweis dafür, daß sie nicht jene verhüllte Dame gewesen sei, denn eine solche Verstellung ist bei einem jungen 17jährigen Mädchen fast eine Unmöglichkeit."

Der Geheimerath horchte hoch auf, er wünschte ja selber gar zu sehr, daß jeder Verdacht von Klara abgewendet werde, und die Worte des Justizcommissarius thaten ihm daher außerordentlich wohl.

Seemann fuhr fort: alle jene Aeußerungen, welche Klara

gethan haben sollte, und welche jetzt der Geheimerath zu ihren Ungunsten auslegte, wußte er gerade als Beispiele des äußersten Royalismus, des größten Enthusiasmus für die Sache der Aristokratie darzustellen, so daß, nach einer Unterredung von kaum einer halben Stunde, der Geheimerath vollkommen beruhigt über seine Tochter war und freundlicher als jemals dem Justizcommissarius dankend die Hand drückte.

Er wollte aufbrechen, als ihn Seemann noch einmal fragte: „Nun, Herr Geheimerath, befehlen Sie mir noch, daß ich das gnädige Fräulein beobachten lasse, oder halten sie es nicht mehr für nöthig?"

„Es ist unnütz, vollständig unnütz!" erwiderte der Geheimerath, Seemann freundlich auf die Schulter klopfend, — „aber nein, ich muß Herrn von Berg den Beweis liefern, daß er sich geirrt, daß er meine Tochter schmählich verleumdet hat. Ich bitte Sie deshalb, lassen Sie Klara auf das Genaueste beobachten und theilen Sie mir und Herrn von Brg die Resultate dieser Beobachtung mit."

„Wie der Herr Geheimerath befehlen!" erwiderte Seemann, und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Herr Seemann einen seltsamen Besuch macht.

Kaum hatte der Geheimerath das Haus verlassen, als Seemann in seine Expedition zurückging, seine Schreiber verabschiedete, einen alten grauen Hut aufsetzte, seinen sehr fadenscheinigen Arbeitsrock mit einem nicht viel weniger schlechten Sommerpaletot vertauschte und dann sein Haus verließ.

Er ging geraden Weges zum Major von Arnow. Es war mittlerweile schon ziemlich Abend geworden und nur ein

glücklicher Zufall fügte es, daß der Major, welcher um diese Zeit gewöhnlich ausging, noch zu Hause war, als der Justizkommissarius Seemann sich bei ihm melden ließ.

Der Major ging dem Justizkommissarius entgegen und reichte ihm freundlich die Hand.

„Willkommen, mein lieber alter Seemann!" rief er dem Eintretenden entgegen, „ein so seltener Gast ist doppelt willkommen. Setze Dich zu mir, mein alter Schulkamerad und sage mir, weshalb Du mich so lange nicht besucht, so ganz vergessen hast?" —

„Ich habe Dich nicht vergessen, Arnow, erwiderte Seemann, indem er sich zu dem Major auf das Sopha setzte, „im Gegentheil, ich habe Dich die ganze Zeit über sehr genau im Auge gehabt und könnte Dir, wenn's Dir Vergnügen machte, jeden Deiner Schritte und Tritte auf das Allergenaueste erzählen. Du siehst, mein alter Freund, wie viel Interesse ich an Dir nehme."

Der Major lachte laut auf.

„Also treibst Du noch immer das alte Handwerk? bist Du noch immer der alte Intriguenspieler, der Du auf der Schule schon warst, und giebst Du Dir jetzt sogar die unfruchtbare Mühe, mich alten unbedeutenden Knaben beobachten zu lassen? Aber weshalb das, lieber Seemann, welchen Grund kannst Du dazu haben?"

„Ich will aufrichtig gegen Dich sein, alter Freund!" erwiederte Seemann, dessen ganzes Wesen sich in den wenigen Augenblicken, seit er neben dem Major saß, auf das Auffallendste verändert hatte. Er schien ein Anderer; die krumme gebeugte Gestalt hatte sich ernst und würdig aufgerichtet, die häßlichen Gesichtszüge hatten einen andern Ausdruck angenommen, das heimtückische grinsende Lächeln, welches Seemann dem Geheimenrath gegenüber nicht verlassen hatte, war ver-

schwunden und an seine Stelle ein Zug tiefen Denkens getreten.

„Du bist in letzter Zeit bedeutend verdächtigt worden, man hält Dich für einen heimlichen Demokraten —"

„Hält man, hält man? Verehrtester Freund, wer mich für einen heimlichen Demokraten hält, muß wahrlich ein schlechter Politiker sein."

„Und doch gehst Du mit allen demokratischen Führern um und hältst selbst Volksreden."

„Nicht wahr, lieber Seemann? Ja, ja, Recht hast Du, ich bin ein so offenkundiger Demokrat, als irgend einer aus der Welt; aber was thut das? Solltest Du etwa Reactionär sein, Du, der Du auf der Universität Burschenschafter warst und so manches Jahr wegen des schwarz-roth-goldenen Bandes hast auf der Festung zubringen müssen?"

„Ich habe gar keine politische Ansicht," erwiderte Seemann kalt.

„Dies ist freilich die vernünftigste Art und Weise zu denken," entgegnete der Major mit seinem gewöhnlichen, höhnischen Lächeln.

„Gewiß ist es die Art und Weise zu denken, welche ein kluger Mann heutigen Tages befolgen muß, wenn er nicht auf der einen oder andern Seite seinen Kopf oder wenigstens seine Freiheit in Gefahr bringen will. Ich kümmere mich wenig um die Zwistigkeiten zwischen der Aristokratie und der Demokratie, zwischen der Monarchie und der Republik, für den Augenblick diene ich aber Demjenigen, der mich bezahlt, und dies ist die Aristokratie, wenn ich auch vielleicht mir die Möglichkeit erhalte, auch mit der Demokratie gut Freund zu bleiben."

Der Major nickte beifällig mit dem Kopf. „Du warst immer, wenn auch ein guter, doch ein schlauer Bursche, und ich sehe, auf Deine alten Tagen bist Du nicht anders geworden."

Seemann lächelte. „Daß ich, wenn auch ein schlauer, doch ein guter Bursche ebenfalls geblieben bin, sollst Du sogleich erfahren, mein alter Freund, denn ich komme zu Dir, um Dir eine Freude zu machen."

„Eine Freude?" fragte der Major lächelnd, nun, genire Dich nicht."

„Du hast einen jungen Freund," fuhr Seemann fort, „den Baron Hugo von Warren; Du bist fast täglich mit ihm zusammen, der junge Mann ist Dir werth und theuer, wenn ich wenigstens nach Allem dem schließen darf, was ich von Euch Beiden gehört habe?"

„Ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn," sagte der Major von Arnow, und in dem Tone lag eine so große Innigkeit, daß Seemann die Wahrheit desselben unverkennbar sein mußte.

Seemann fuhr fort: „Dieser, Dein Freund, Hugo von Warren, ist gegenwärtig, weil er sich mit den Leitern der hiesigen Demokratie abgegeben hat, ebenso wie Du selbst, mein alter Freund, auf das Schärfste beobachtet. — Die Aristokratie hat, das weiß Niemand besser, als Du, natürlicherweise bei allen demokratischen Führern ihre Spione, sie ist genau unterrichtet von Allem, was in den demokratischen Kreisen vorgeht, und so wurde auch Hugo von Warren von dem Augenblick an, wo er eintrat in die demokratische Bewegung Berlins, beobachtet. Da hat man denn eine seltsame Entdeckung gemacht: Hugo von Warren wird besucht von einem jungen Mädchen — und dieses junge Mädchen ist — —"

„Du weißt das?" unterbrach ihn im höchsten Staunen der Major, „Du kennst vielleicht gar die junge Dame, welche meinen Freund Hugo besucht hat?" —

„Ich kenne sie sehr genau, sie ist die Tochter meines alten Gönners, des Geheimenraths von Warren, Hugo's Onkel."

Ueberrascht sprang der Major vom Sopha auf, umfaßte

den alten Seemann und tanzte mit dem Widerstrebenden in der Stube umher.

„Das ist göttlich! das ist prächtig!" rief er einmal über das Andere aus, „Klärchen Warren, das reizendste, herrlichste Mädchen, das mir so lieb ist, wie meine Tochter, das Goldpüppchen also ist jene geheimnißvolle Schöne, in welche mein armer Hugo so gründlich verliebt ist?!"

Nur mit Mühe machte sich Seemann aus der stürmischen Umarmung des Majors los und drückte denselben wieder auf das Sopha nieder.

„Sei nicht allzuvergnügt, mein guter Arnow," fuhr er fort, „denn jenem jungen Mädchen droht eine bedeutende Gefahr; man hat ihre Besuche bei Hugo bemerkt und ich bin beauftragt, einen Spion anzustellen, welcher sie auf das Genaueste beobachten soll. Und," fügte Seemann mit einem Lächeln hinzu, „ich bin gewohnt, alle Aufträge, welche mir werden, auf das Gewissenhafteste zu erfüllen; ich werde jeden Schritt, jeden Tritt Klara's von heute an beobachten und werde ihrem Vater und — ihrem Bräutigam, Herrn von Berg — —"

„Der Teufel soll den Spitzbuben holen!" schrie der Major wüthend, „also der Bräutigam dieses reizenden Mädchens ist dieser jämmerliche, verschuldete, durch Ausschweifungen körperlich ruinirte und geistig blasirte Herr von Berg!?"

„Unterbrich mich nicht," sagte Seemann fast ärgerlich, „ich wiederhole Dir, daß ich, wenn ich einmal eine Verpflichtung übernommen habe, dieselbe auch ausführen werde, ich wiederhole Dir, daß ich Klara von Warren auf das Genaueste beobachten lassen und die Resultate meiner Beobachtung dem Geheimenrath von Warren und dem Lieutenant von Berg mittheilen werde. — Aber ich bin zu Dir gekommen, weil Du mein alter, lieber Freund bist und weil ich weiß, daß Dir das Glück Hugo's von Warren am Herzen liegt, ich bin deshalb zu Dir gekommen, um Dir dies Alles mitzutheilen. Du magst jetzt

thun, was Du zu thun für gut findest. Adieu, mein alter Freund, ich habe nicht länger Zeit — noch einmal, von morgen an wird Klärchen von Warren scharf beobachtet."

Und Seemann drückte dem Major herzlich die Hand, dann nahm er seinen Hut und entfernte sich schnell, wie sehr auch der Major ihn einlud, wenigstens den Abend mit ihm zu verleben.

Seemann ging langsamen Schrittes seiner Wohnung zu. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schaute vor sich nieder, indem er sich ganz und gar seinen Gedanken überließ. — Von Zeit zu Zeit überflog ein schmunzelndes Lächeln seine verkniffenen Züge, er schien recht innerlich vergnügt zu sein.

Als er in seiner Wohnung angekommen war und sich vor seinen mächtigen Arbeitstisch voll großer Folianten und hoher Aktenstöße gesetzt hatte, ließ er noch einmal die schon angesetzte Feder aus der Hand gleiten, lehnte sich in seinen Armsessel zurück und lachte recht herzlich! —

„Der Geheimerath soll sich wundern!" sagte er vor sich hin, „der kalte, stolze Mensch, der mich stets über die Achsel anschaut! — Sein niedliches Töchterchen soll wahrlich nicht die Braut dieses elenden Herrn von Berg werden! — Ich habe ein gutes Werk gethan, habe dem schönen Klärchen und meinem alten Freunde Arnow einen gewaltigen Dienst geleistet und mir in der Demokratie durch Hugo Warren einen Freund verschafft. Man kann nicht wissen, wozu das gut ist!" —

Und Seemann lachte leise vor sich hin, dann aber ermannte er sich und bald war er in die tiefste Arbeit versunken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Major die Mittheilungen seines Freundes benutzt.

Der Major befand sich, als Seemann ihn verlassen hatte, in einer schwierigen Lage; er wußte nicht recht, was er beginnen sollte. Diese ganze Sache kam ihm so räthselhaft, so wunderbar vor, daß er für den Augenblick kaum zu einem rechten Entschluß kommen konnte.

Daß Klara von Warren es war, welche Hugo besucht hatte, welche ihm die Pläne des Geheimenraths und des Baron von Lychtendorf mitgetheilt hatte, das erfreute den Major auf das Innigste. Er hatte Hugo's Liebe zu seiner jungen Besucherin nach den Erzählungen desselben sofort erkannt und einen Augenblick gefürchtet, daß diese Liebe an eine Unwürdige verschwendet werden könne, daß der edle, aber zu feurige Hugo durch die interessante und eigenthümliche Erscheinung jener geheimnißvollen, jungen Dame verblendet, die ganze Erscheinung derselben zu ideal aufgefaßt habe.

Jetzt war der Major beruhigt, denn er kannte Klara Warren von frühester Kindheit an und sie war stets sein Liebling gewesen. In den Zeiten, als noch die Politik nicht die ältesten Freunde auseinander gerissen hatte, war der Major vielfach im Hause des Geheimenraths von Warren aus- und eingegangen. Seit den Märztagen war er wenig, in den letzten Wochen gar nicht mehr dorthin gekommen, weil die streng aristokratische Gesinnung des Geheimenraths, seine Verachtung gegen Alles, was nicht der royalistischen Parthei angehörte, den Major, wie duldsam er auch in politischen Fragen war, doch zu tief verletzte, als daß er mit Vergnügen seinen alten Bekannten hätte besuchen können.

Klara war, wie schon gesagt, sein Liebling gewesen, der heitere Charakter des jungen Mädchens, ihr glänzender, lebhaf-

ter Geist hatte den alten Mann sehr angezogen und er war daher außerordentlich froh und glücklich, als er erfuhr, daß Klara jene geheimnißvolle junge Dame war, welche das Herz seines jungen Freundes Hugo im Sturm erobert hatte.

Was war aber jetzt zu thun? Klara mußte auf jeden Fall gewarnt werden, sie durfte Hugo für's Erste nicht wieder besuchen, jeder Verdacht mußte von ihr fern gehalten werden. Der Major hätte nun zunächst gern Hugo diese ganze Sache mitgetheilt, aber er fürchtete, daß dies gegenden Wunsch Klara's sein möchte, welche mit so vieler Entschiedenheit darauf gedrungen hatte, daß Hugo ihren Namen nicht erfahren solle.

Er entschloß sich endlich, zu Hugo zu gehen, den er schon wieder fleißig bei seiner Arbeit wußte, indem er die dunkle Hoffnung hatte, daß Klara vielleicht ebenfalls in diesen Stunden seinen jungen Freund besuchen würde, um von ihm die Ereignisse des Tages in unverfälschter Erzählung zu erfahren.

Ein Räthsel blieb dem Major noch zu lösen und dies machte ihn besorgt: der alte Seemann hatte ihm mitgetheilt, daß er, so wie Hugo scharf beobachtet würden. es hatte diese Beobachtung etwas Unheimliches', und wenn auch der Major wußte, daß die Reaction ihre Spione sendete in die Klubs, in die Volksversammlungen, ja sogar in die geheimen Comitéberathungen der Demokraten, so fiel es ihm doch jetzt zum ersten Male und sehr widerwärtig auf, daß jeder Privatweg der Parteiführer unter der Controlle reactionärer Spione stehe; es hatte das Bewußtsein, nicht unbemerkt sein zu können, überall einen Späher neben und um sich zu haben, etwas ungemein Drückendes.

Der Major war indessen keiner von den Leuten, die sich lange mit Sorgen quälen, er vergaß bald diese unangenehme Eröffnung des Justizcommissarius Seemann und wendete sich anderen, wichtigeren Gedanken zu.

Außerdem beunruhigte indessen den Major noch die Frage,

welchen Grund der alte Seemann gehabt habe, um ihm plötzlich so wichtige Mittheilungen zu machen, denn daß der vorgeschobene Grund, die alte Jugendfreundschaft, nicht der richtige sei, das wußte der Major, der den schlauen und intriguanten Charakter Seemann's sehr wohl kannte, recht gut. Seemann mußte nothwendiger Weise noch andere Gründe haben; er war keiner von den Leuten, die eines Gefühls wegen, aus Freundschaft für einen alten Jugendgenossen, oder aus Mitleiden für ein junges Mädchen die Interessen eines mächtigen Gönners ihrer eigenen Parthei verrathen, und der Major wußte ganz bestimmt, daß Seemann einer der thätigsten Agenten für die Hofpartei und zwar gerade für die einflußreichsten Personen innerhalb dieser Partei war. — Die Frage also, aus welchem Grunde Seemann zu ihm gekommen sei, beunruhigte den Major nicht wenig, er vermochte nur eine Auflösung sich zu denken, und diese war für den Augenblick mindestens unwahrscheinlich; es war die, daß Seemann sich auch unter den angeseheneren Führern der Demokratie Freunde erwerben wolle, um, falls die Sache der Hofpartei schief ginge, zur Demokratie überspringen zu können.

Unter solchen Gedanken machte sich der Major auf den Weg nach der Roßstraße, um seinen Besuch bei Hugo von Warren abzustatten.

Er war noch nicht bis zum Petriplatz gekommen, als ihm eine junge Dame auffiel, welche tief verschleiert, schnellen Schrittes vor ihm herging, und deren Figur ihm bekannt erschien. Er beschleunigte seine Schritte und schaute ihr trotz der Verschleierung doch so weit unter den Hut, daß er zu seiner größten Freude Klara von Warren erkannte, welche vergeblich bemüht war, ihr Gesicht durch eine Bewegung des Kopfes seinen forschenden Blicken zu entziehen.

„Ei, ei, meine liebe Kleine!" sagte der Major hoch erfreut über dieses ganz seinen Plan entsprechende Zusammen-

treffen, „wohin so eilig, darf ich Sie begleiten? Es ist zu spät für eine junge Dame, um allein auf der Straße zu gehen."

Klara wußte noch immer nicht, ob der Alte sie erkannt hatte, sie murmelte daher einige unverständliche Worte vor sich hin und beschleunigte ihren Schritt.

„Will Klara von Warren ihrem alten Freund Arnow nicht einmal Rede und Antwort stehen?" fragte der Major mit vorwurfsvollem Tone.

„Gewiß, lieber Herr Major," entgegnete Klara schnell gefaßt, „aber ich habe einen eiligen Gang zu einer Freundin und ich möchte gern schnell dort sein, da es schon spät zu werden beginnt."

„Zu einer Freundin — hm — ja!" erwiderte der Major mit einem leichten Anflug von Ironie, „Sie erlauben mir gewiß, daß ich Sie begleite, liebe Klara."

„Ich fürchte," entgegnete Klara verlegen, „es würde Ihnen einen großen Umweg machen, Herr Major, und — —"

„Spatziergänger gehen nie etwas um," entgegnete der Major lachend, aber ich weiß, daß es Ihnen und Ihrer Freundin vielleicht nicht ganz angenehm wäre, wenn ich Sie bis vor das Haus begleitete, deshalb will ich Ihnen einen andern Vorschlag machen: Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen, mein liebes Kind, wichtigere Dinge, als Sie im Augenblick glauben; kehren Sie jetzt nach Hause zurück, geben Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie führen, und unterwegs können wir manches Wort sprechen. Lassen Sie den Besuch bei Ihrer Freundin, deren Namen —" fügte der Major mit leiser Stimme hinzu — „ich recht wohl kenne."

Klara erröthete über das ganze Gesicht. „Sie kennen —"

„Ja — Hugo von Warren ist mein liebster Freund."

Diese wenigen Worte trafen das junge Mädchen wie ein elektrischer Schlag. Ihr ganzes Gesicht war wie mit Blut über-

gossen, sie zitterte und schlug die Augen nieder. Sie war keines Wortes mächtig.

„Sie sehen, mein theures Kind," fuhr der Major mit einer freundlichen Milde fort, welche Klara's Vertrauen erforderte, „Sie sehen, daß ich tief eingeweiht bin in Ihre Herzensgeheimnisse und grade deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen.— Geben Sie mir Ihren Arm, mein Kind und glauben Sie mir, daß Sie mit einem väterlichen Freunde sprechen, der Ihnen nur nach besten Kräften und nach bestem Wissen in der schwierigen Lage rathen wird, in welcher Sie sich im Augenblick befinden."

Und der Major bot Klärchen seinen Arm, welche ihn schüchtern annahm. Dann führte er sie langsamen Schrittes der Wohnung ihres Vaters zu.

Er erzählte ihr, wie sie scharf beobachtet werde und wie sie für den Augenblick jeden Versuch, ihren Freund zu besuchen, unterlassen müsse, so lange wenigstens, bis das Mißtrauen ihrer Umgebung sich gelegt habe, so lange, bis es auch Hugo möglich geworden sei, den Spion zu entdecken, den man ihm an die Seite gestellt habe, bis es ihm möglich geworden sei, sich von demselben zu befreien.

„Aber Herr Major," sagte Klara schüchtern und tiefbetrübt, denn es schnitt ihr in's Herz, daß sie jetzt Hugo vielleicht auf lange Zeit nicht wiedersehen sollte und er war ihr in den wenigen Tagen ihrer Bekanntschaft doch schon so außerordentlich theuer geworden, „wie soll ich, wenn ich Hugo nicht mehr sehen darf, wie soll ich ihm Mittheilungen machen von dem, was ich von den Plänen meines Vaters und des Herrn von Berg erfahre? Ist es nicht für die Sache der Freiheit, für die Demokratie unumgänglich nothwendig, daß die Führer derselben von den Plänen der Gegenpartei unterrichtet werden? Was hätte heut Alles geschehen können, wenn ich nicht gestern Abend noch Hugo die Pläne jenes elenden Doktor Seidler mitgetheilt hätte, zur Vereitelung derselben zu wirken! In un-

serer großen Zeit hat gewiß jeder Mann, hat auch jedes deutsche Mädchen die heilige Pflicht, die eigene Person zu opfern, um der Freiheit und dem Vaterlande zu dienen; auch ich will dies thun, auch ich will nicht Rücksicht nehmen auf meinen Ruf, auf meine Stellung in der Welt, auf mein Leben und Glück, wenn ich nur dem Volke dienen kann!"

Dies war wirklich Klara's Meinung und sie sprach diese Worte mit so beredtem Tone, mit so inniger Begeisterung, daß der alte Mann durch dieselben tief gerührt wurde, wenn er auch freilich durchfühlte, daß, wie der Geist des Mädchens, so auch ihr Herz bei den Zusammenkünften mit Hugo ein wenig betheiligt war.

„Sie denken sehr edel, mein Kind," entgegnete der Major mit einem freundlichen Lächeln, „und ich würde Ihnen niemals anrathen, Ihre Gefühle zu verleugnen. — Sie haben Recht, wir Alle haben die Pflicht, uns für unsere heilige Idee, für das, was uns zur tiefsten Ueberzeugung geworden ist, zu opfern, aber wir haben das Recht zu einem solchen Opfer nur dann, wenn dies Opfer der Idee, welcher wir dienen, zum Nutzen gereichen kann. Jedes vergebliche Opfer ist ein Verlust für die Partei und schadet derselben, deshalb müssen wir uns wohl überlegen, ob wir dazu berechtigt sind — "

„Aber Herr Major — — "

„Lassen Sie mich aussprechen, mein liebes Kind, und glauben Sie mir, daß ich es eben so gut und treu mit Ihnen, als wahrhaft ehrlich mit der Demokratie meine. Sie sollen fortfahren, der Demokratie zu dienen, Sie sollen fortfahren, jene finstern Pläne zu vereiteln, welche man gegen das Wohl des Volkes schmiedet, aber Sie sollen sich nicht nutzlos opfern, Sie sollen nicht dadurch unserer Partei einen empfindlichen Schaden zufügen, indem Sie uns die Quelle, aus der wir manches Wichtige erfahren können, verstopfen. Wenn Sie Ihre

Besuche jetzt bei Hugo fortsetzten, morgen oder übermorgen würde Ihr Vater von denselben benachrichtigt sein und Sie kennen ihn — er würde nicht einen Augenblick zögern, *sein* eigenes Kind zu verstoßen, denn Sie wissen, daß, eine wie große Liebe auch Ihr Vater zu Ihnen hegen mag, er noch eine größere Liebe hegt, für seinen eigenen Ehrgeiz, für seine eigenen Pläne; Sie würden dadurch in Schande und Elend gestürzt werden und die Partei würde Sie verlieren, einen Nutzen aber würde uns Ihr Opfer nicht bringen. Deshalb, mein Kind, müssen Sie abstehen von diesem Plan, wie sehr auch vielleicht Ihr Herz —" fügte der Major mit leiser, vertraulicher Betonung hinzu — „Sie dazu drängt, meinen lieben, theuren Hugo wiederzusehen."

Klara erröthete und schaute zu Boden, aber sie erwiderte Nichts.

Der Major fuhr fort: „Lassen Sie einstweilen den Verdacht Ihres Vaters — und Ihres Bräutigams —"

„Meines Bräutigams?" entgegnete Klara lebhaft, „wen meinen Sie, ich bin nicht verlobt."

„Herr von Berg ist nicht Ihr Bräutigam?"

„Nein, wahrlich nicht, ich werde ihm nie, nie meine Hand geben!"

„Desto besser, mein Kind, ich wußte wohl, daß Sie diesen herz- und gemüthlosen Menschen niemals würden lieben können. Aber wird Ihr Vater nicht darauf bestehen, daß Sie ihm Ihre Hand reichen? So viel ich gehört habe, soll er fest entschlossen sein, daß Herr von Berg zum Lohn für manchen der aristokratischen Partei geleisteten Dienst sein Schwiegersohn werde." —

„Niemals, Herr Major," entgegnete Klara fest, „mein Vater wird mich nicht zwingen können, meine Hand ohne mein Herz zu vergeben."

Der Major lächelte. „Ich glaube Ihren Worten, denn

Sie sind ein kleiner Starrkopf und haben mehr Muth und Unternehmungsgeist, als die meisten Männer. Aber genug, uns beschäftigen jetzt wichtigere Angelegenheiten, als diese Herzenssachen; lassen Sie erst den Verdacht Ihres Vaters und des Herrn von Berg sich etwas legen, gehen Sie einige Wochen so wenig wie möglich aus und besonders — niemalszu Hugo — aber schreiben Sie, wenn etwas Wichtiges vorkommt, an mich oder an Hugo, Sie werden bald genug einen sichern Weg, mir Briefe zukommen zu lassen, erkundschaften. Am sichersten können Sie dies vielleicht thun, wenn Sie ihre Briefe in ein Couvert legten und dasselbe an meine alte Cousine, Frau von Waltersdorf, adressirten, welche, wie Ihnen bekannt sein wird, trotzdem, daß sie bei mir wohnt, die vortrefflichste Reactionärin ist, welche Sie sich irgend wünschen können; jeder Brief, das verspreche ich Ihnen, der an meine Cousine gelangt, soll von mir zur richtigen Stelle gefördert werden, denn einer meiner heißesten Wünsche, mein theures Kind, ist der, Sie und Hugo, den ich trotz unserer kurzen Bekanntschaft, wie meinen eigenen Sohn liebe, glücklich zu sehen.

Der Major hatte die letzten Worte mit einem so tiefen innigen Gefühl gesprochen, daß Klara das festeste Vertrauen zu ihm fassen mußte. Sie dankte ihm mit einem wunderlieblichen Lächeln und der Major war fortan der Herzensvertraute des jungen Mädchens.

Sie ging sofort auf seinen Plan ein. Nichts war leichter für sie, als unbemerkt eine solche Correspondenz zu unterhalten, denn ein alter Diener ihres Vaters, der schon seit ihrer frühesten Kindheit bei demselben in Dienst war, liebte die Tochter seines Herrn wie seine eigene Tochter, und auf seine Verschwiegenheit, auf seine Treue, seinen Diensteifer konnte sich Klara sicher verlassen; durch ihn beschloß sie, dem Major zu jeder Zeit, wenn dies nöthig wäre, Nachrichten zukommen zu lassen und der Major hingegen versprach nochmals, alle etwa

einlaufenden Briefe an Hugo und die Antworten desselben zu befördern.

Unter diesen Gesprächen waren Beide bis in die Gegend der Behrenstraße gelangt. Hier trennte sich der Major von Klara, weil er nicht wünschte, daß ihn vielleicht der Geheimerath mit dem jungen Mädchen zusammen gehen sähe.

Vor dem Abschiede aber mußte er Klara noch einmal das feste Versprechen geben, Hugo so lange, bis sie selbst es erlauben würde, nicht mitzutheilen, daß Klara seine Besucherin gewesen wäre.

Vierunzwanzigstes Kapitel.

Eine Gesellschaft bei dem Geheimenrath.

Bei dem Geheimenrath von Warren war große Gesellschaft. Alle Zimmer strahlten in glänzender Erleuchtung und eleganter Ausstattung; sie waren auf das Geschmackvollste decorirt. Die verschwenderisch erleuchteten Säle, in denen Kronleuchter an Kronleuchter sich drängte, machten auf die an rauschende Feste nicht mehr gewöhnten Mitglieder der Gesellschaft einen gar seltsamen Eindruck.

Seit dem 18. März hatte die vornehme Welt Berlins an Feste zu denken wenig Gelegenheit gehabt; der Ernst der Zeit hatte die Vergnügungen fast gänzlich verdrängt und das Erstaunen der eingeladenen, sämmtlich der höchsten Aristokratie Berlins zugehörenden Gäste war daher nicht gering, als plötzlich, fast in der Mitte des Juni, der Geheimerath Freiherr von Warren zu einer großen Gesellschaft die Einladungskarten umherschickte.

Alles folgte ohne Bedenken der Einladung, denn Jeder-

mann war begierig, zu hören und zu sehen, welchen Grund eigentlich der Geheimerath zu dieser seltsamen Unternehmung habe.

Man kannte diesen Gastgeber zu wohl, als daß man geglaubt hätte, es wäre nur die Lust, einmal wieder eine Gesellschaft zu geben, welche ihn zu dieser ernsten Zeit zu einem so ungewöhnlichen Einfall veranlaßt hätte. Man wußte sehr wohl, daß der Geheimerath überhaupt nicht der Mann der Gesellschaften war. Er führte allerdings ein offenes Haus und gab auch wohl zum Vergnügen seiner einzigen Tochter im Winter einen oder zwei Bälle, sonst aber war er kein Freund von großen Gesellschaften und am wenigsten von solchen mitten im Sommer; man war deshalb in den vornehmen Kreisen fast ganz allgemein der Meinung, daß das Fest beim Geheimerath von Warren einen andern tiefern Grund habe und erwartete, in demselben eine politische Zusammenkunft des höchsten Adels in Berlin vielleicht mit dem höhern Beamtenstande zu finden. Daß irgend ein politischer Zweck hier zu Grunde läge, daran zweifelte Niemand und man war daher äußerst gespannt auf den Verlauf des Festes.

Von 8 Uhr an rollten die Equipagen durch die Behrenstraße. Die seit dem März verschwundene Pracht, der Luxus, welcher sich seit jener Zeit fast ganz verloren oder doch verhüllt hatte, tauchte mit einem Male wieder auf. Man sah wieder die glänzenden Toiletten der eleganten Damenwelt mit ihren schimmernden Brillanten, man sah reiche Uniformen mit glitzernden Ordenssternen und die modernen, feinen Salon-Anzüge der Herren, kurz, man fühlte sich zurückversetzt in die glücklichen Zeiten der haute volée vor dem März. —

Aller jener Luxus, jene Pracht, jener blendende Glanz wogte auf und ab in den geräumigen Salons des Geheimenraths.

In einem Kreise von Damen saß die reizendste, die lieblichste von Allen — Klärchen von Warren. Sie war im höchsten Grade elegant, doch eben so einfach gekleidet — ihr schönster Schmuck war ihre Schönheit.

Klärchen von Warren strahlte aus ihrer Umgebung hervor wie ein leuchtender, seltener Stern, und man konnte es daher dem Herrn von Berg wohl kaum verdenken, wenn er, am Ende des Zimmers an einen Wandpfeiler gelehnt, sich wenig um die übrige Gesellschaft kümmerte, sondern seine Blicke fast einzig auf dem wunderlieblichen Mädchen ruhen ließ und jede ihrer Bewegungen, jeden Blick von ihr mit den Augen verfolgte.

Sichtbare Falten des Aergers lagerten auf der Stirn des Herrn von Berg und diese zogen sich fester und tiefer zusammen, je heiterer, je glücklicher und fröhlicher Klärchen sich zeigte.

Sie war ganz in ihrem Elemente. Mit einer ächt jugendlichen Heiterkeit spielte sie die liebenswürdige Hauswirthin. Sie empfing die ankommenden Damen; jeder derselben wußte sie etwas Angenehmes zu sagen, jeder wußte sie einen Platz in der Nähe einer Freundin, einer Bekanntin zu verschaffen; Klärchen war daher auch der Liebling der ganzen Gesellschaft und selbst die sonst so neidischen Evatöchter, welche eine gefeierte Schönheit und Liebenswürdigkeit stets mit Mißgunst betrachten, mußten sich dieser natürlichen, entzückenden Lieblichkeit unterwerfen.

Mit innerem Grimm hatte, wie schon erwähnt, Herr von Berg jede Bewegung Klärchens verfolgt. Wohl eine halbe Stunde mochte er an derselben Stelle gestanden haben, als der Geheimerath von Warren seine Hand ihm auf die Schulter legte und leise zu ihm sagte:

„Nun, Herr von Berg — Sie stehen so allein? Sie sehen so düster aus — Was fehlt Ihnen?“

„Nichts, Herr Geheimerath,“ erwiderte Berg in fast ärgerlichem Tone, „Nichts, als daß ich ärgerlich und zugleich erstaunt bin.“

„Erstaunt, und worüber?“

„Beobachten Sie nur ihre Tochter einmal, sehen Sie nur, mit welcher Heiterkeit, mit welcher Fröhlichkeit sie ihre Gäste

zu empfangen weiß, die Mitglieder der höchsten Aristokratie — sie, welche dieselben verrathen hat!“

„Herr von Berg!“ entgegnete der Geheimerath ernst und strenge, „ich habe Ihnen bereits mehrfach gesagt, daß Ihr Verdacht ein wahrhaft unsinniger ist, ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich bei meinem Diener, meinem alten treuen Diener erkundigt habe, einem Manne, der seit 40 Jahren in meinem Dienste ist und mir nie eine Unwahrheit gesagt hat; mein alter Wilhelm aber versichert mir, daß meine Tochter an jenem Abende, an welchem Sie dieselbe am Petriplatz getroffen haben wollen, ihr Zimmer gar nicht verlassen habe. An diesem Abend sei die Schneiderin bei meiner Tochter gewesen und habe ihr Maaß genommen, er wisse daher ganz genau, daß Klara ihr Zimmer nicht verlassen habe, da die Schneiderin wohl eine Stunde bei ihr gewesen sei; unmittelbar nachher habe meine Tochter geklingelt und ihn beauftragt, ein Buch von einer Freundin zu holen, welche ganz in unserer Nähe, wenige Häuser von hier, wohnt. Er habe das Buch meiner Tochter überbracht, es nach einer Viertelstunde wieder zur Freundin zurückgetragen und gleich darauf sei meine Tochter unten beim Thee gewesen. — Dies Alles stimmt auf's Genaueste überein mit dem, was meine Tochter mir selbst gesagt hat, als ich sie im Laufe des Gespräches zufällig danach fragte, was sie an den Abenden mache, wenn ich nicht zu Hause sei. Da erzählte sie mir mit der kindlichen Offenheit, welche Sie an ihr kennen, wie sie die Abende hinbringe, und griff als Beispiel drei oder vier der letztvergangenen Tage heraus, unter denen sich auch der des 8. Juni befand, an welchem Sie Klara auf dem Petriplatz begegnet sein wollten.“

Der Lieutenant hörte der Erzählung des Geheimenraths mit ungläubigem Kopfschütteln zu.

„Meine Augen sind gut, Herr Geheimerath, ich irre mich nicht leicht.“

„Und Sie irren sich dennoch, Herr von Berg, die Eifersucht hat Ihnen einen schlimmen Streich gespielt."

„Während Ihnen, ich fürchte sehr, die Vaterliebe einen noch schlimmeren Streich spielt."

„Herr von Berg, Sie werden beleidigend."

„Das will ich nicht, Herr Geheimerath; ich wünsche nur, daß Sie unparteiisch Ihr Fräulein Tochter beobachten."

„Ich glaube, ich kann nicht mehr thun, als ich gethan habe. Sie wissen, daß man sich auf Seemann verlassen kann; er hat seit dem 9. Juni meine Tochter auf das Allerschärfste beobachten lassen, ich selbst habe für dieselbe eine neue Kammerjungfer engagirt, welcher vollständig zu vertrauen ist. Jeder Schritt, jeder Tritt, jede Bewegung meiner Tochter ist beobachtet. Wenn Klara, wie sie glaubten, in jenem Verhältniß mit Hugo stände, so werden Sie mir zugestehen, daß mindestens eine Andeutung seit jenem Tage sich hätte zeigen müssen; aber auch diese hat sich nicht gezeigt. Klara hat denselben unschuldigen Frohsinn, den sie sich seit frühester Kindheit bewahrt hat, auch in dieser Zeit an den Tag gelegt."

„Ich kann mich noch immer nicht überzeugen," sagte Herr von Berg düster.

„Sie sind ein ungläubiger Thomas!" entgegnete der Geheimerath lachend. „Aber um Sie vollkommen zu überzeugen, um Ihnen einen sichern Beweis zu geben, habe ich zu einem Mittel gegriffen, welches Ihnen jedenfalls Ihren unendlichen Irrthum klar machen soll."

„Und dies Mittel wäre?"

„Sie sollen es sogleich sehen; in diesem Augenblick kann ich Sie damit bekannt machen. — Ich habe meinen Neffen, Hugo von Warren, zu unserer heutigen Gesellschaft eingeladen — dort tritt er in den Saal."

„Vortrefflich!" sagte Herr von Berg und eilte mit dem Geheimenrath dem Eintretenden entgegen.

Der Geheimerath bot Hugo freundlich die Hand und bat ihn, für einen Augenblick mit ihm in ein Nebenzimmer zu treten.

„Ich stelle Dir hier den Herrn von Berg, den Bräutigam meiner Tochter vor, mein lieber Hugo!" sagte er mit einer Freundlichkeit, welche der Angeredete kaum begreifen konnte.

Hugo verbeugte sich kalt und vollständig theilnahmlos.

Der Geheimerath warf einen Blick des Einverständnisses auf Herrn von Berg, als wollte er sagen: Sehen Sie, wenn wirklich ein Verhältniß zwischen Hugo und meiner Tochter stattfände, so wäre es doch vollkommen unmöglich, daß Hugo bei der Nachricht von ihrer Verlobung eine solche Theilnahmlosigkeit an den Tag legen könnte.

Der Geheimerath fuhr fort:

„Du wirst Dich wundern, lieber Hugo, daß ich Dich gebeten habe, mich wieder zu besuchen, nachdem wir das letzte Mal in Unfrieden schieden."

„Ich gestehe," entgegnete Hugo mit einer nicht zu verkennenden Kälte im Ton, „ich gestehe, daß ich mit Erstaunen Deine Einladung empfangen habe, ich bin ihr aber, wie Du siehst, mit der größten Bereitwilligkeit gefolgt, weil mir dies schroffe Verhältniß zwischen Verwandten wegen verschiedener politischer Meinung ein höchst unbehagliches und störendes ist„.

„Du hast Recht, Hugo, die Politik soll uns nicht ferner trennen. Ich habe allerdings mit Mißfallen gehört, daß Du Dich tiefer in die politischen Streitfragen unserer Zeit einläßt, als mir dies lieb ist, daß Du Dich sogar selbst betheiligst bei den Tagesbewegungen, aber ich habe auch gehört, daß Du einer von den ruhigeren Führern der Demokratie seiest, und ich will nicht, daß unser Familienleben durch ein unglückseliges Zerwürfniß gestört werde. Ich habe Dich deshalb gebeten, mich zu besuchen, um Dich zugleich Denen meiner Freunde vorzustellen, deren Bekanntschaft auch Dir wünschenswerth sein

wird. — Du findest heute bei mir die Elite der Aristokratie von Berlin."

Hugo konnte ein Lächeln, welches um seinen Mund spielte, nicht unterdrücken.

„Du lächelst," entgegnete der Geheimerath, „nun, ein wie guter Demokrat Du auch sein magst, jedenfalls wird es Dir nicht unangenehm sein, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten im Staate bekannt zu werden. Jetzt aber, Hugo, komm' vor allen Dingen mit mir, ich werde Dich Deiner Cousine, meiner Tochter Klara, vorstellen. — Kommen Sie, Herr von Berg, Sie sollen meinem Neffen einen freundlichen Empfang bei der Cousine bereiten, die er seit so vielen Jahren nicht gesehen hat."

Herr von Berg folgte Hugo auf dem Fuße.

Der Geheimerath führte seinen Neffen durch den Kreis junger Damen. Klara saß mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, zu welcher der Geheimerath mit Hugo und Herrn von Berg in das große Gesellschaftszimmer trat, sie konnte daher den eintretenden Hugo nicht bemerken. Sie war im lebhaftesten Gespräche mit den sie umringenden jungen Damen, als plötzlich der Geheimerath ihr leise auf die Schulter klopfte und zu ihr sagte:

„Klärchen! ich stelle Dir hier Deinen Vetter, Hugo von Warren, vor."

Wie electrisirt sprang Klara von ihrem Stuhl auf, aber in demselben Augenblick erhielt sie auch ihre völlige Fassung wieder. Nicht ein Zug, nicht eine Miene ihres Gesichtes zeigte eine verdächtige Ueberraschung; nur ein außerordentlich freundliches und heiteres Lächeln verbreitete sich über ihr ganzes Gesicht; es war die innigste Freude, welche sich in demselben aussprach — die Freude darüber, daß sie nach so langen Jahren einen Verwandten, der ihr früher theuer gewesen war, wiedersehen konnte.

Auch Hugo war nicht im Geringsten erstaunt oder betre=

ten. Mit einer wahrhaft wunderbaren Fassung verbeugte er sich vor der jungen Dame, welche ihm freundlich die Hand darbot.

Hugo drückte diese reizende, kleine Hand an seine Lippen; nur in diesem, von keinem Auge zu belauschenden Händedruck zeigte er Klärchen, daß er sie erkannt und wie glücklich er sei, daß sie und seine romantische Besucherin ein und dieselbe Person sei.

Herr von Berg war fast versteinert vor Erstaunen über diesen Empfang, den er auch nicht im Entferntesten geahnt hatte. Er wollte seinen Augen nicht trauen, so fest, so sicher war er davon überzeugt gewesen, daß Klärchen von Warren die Besucherin Hugo's gewesen sei. Alle Gründe, welche bisher der Geheimerath ihm entgegengestellt hatte, vermochten nicht, ihn in seinem Glauben wankend zu machen, jetzt aber war er überzeugt, denn diese Verstellung war bei einem so jungen Mädchen durchaus unmöglich. — Kein Blick des Einverständnisses, kein Zucken des Gesichts, keine Ueberraschung hatte sich während der Vorstellung Hugo's, weder bei Klärchen noch bei Hugo gezeigt. Herr von Berg hatte Beide auf das Schärfste beobachtet; er, der sich auf seinen Blick, auf seine Menschenkenntniß verlassen konnte, hatte Nichts bemerkt. — Er bat den Geheimenrath, während Hugo sich noch mit Klärchen unterhielt, neben der eine gefällige Freundin ihm einen Platz eingeräumt hatte, mit ihm wieder zurückzukehren in's Nebenzimmer.

„Sie sagten mir, Herr Geheimerath," fragte Herr von Berg, „daß Ihr Fräulein Tochter keine Ahnung davon habe, daß Sie Hugo von Warren heute eingeladen hätten?" —

„Nicht eine Ahnung, auf mein Ehrenwort! — Ich selbst bin erst heut Morgen auf die Idee gekommen, habe erst heut Mittag Hugo die Einladung übersendet, und habe während dieser ganzen Zeit meine Tochter auf das Schärfste beobachtet. Kein Wort hat weder mein alter Wilhelm, noch irgend Jemand sonst, als die Kammerjungfer Klara's mit derselben sprechen können, ohne

daß ich dabei gewesen wäre, und Beide wußten zumal von der Einladung Hugo's von Warren Nichts, da ich selbst den Brief einem besondern Boten zur Besorgung übergeben habe. Sie sehen also, daß meine Tochter Nichts, auch gar Nichts von der Einladung Hugo's vorher wissen konnte."

„Wunderbar!" entgegnete Herr von Berg sinnend.

„Ich glaube, mein Freund, Sie müssen jetzt überzeugt sein, daß meine Tochter überrascht war, ihren Vetter hier zu sehen, von dessen Anwesenheit in Berlin sie wußte, von dem sie aber auch zu gleicher Zeit wußte, daß ich ihn seiner demokratischen Ideen wegen unter keiner Bedingung in mein Haus bitten wollte; das darf Sie nicht wundern, aber Sie haben selbst gesehen, daß diese Ueberraschung in keiner Weise das Maaß der Freude überschritt, welche Klara äußern mußte, als sie einen lieben Verwandten nach so langer Zeit wiedersah."

„Sie haben Recht, Herr Geheimerath, Sie haben Recht! ich habe mich geirrt und bitte Sie und bitte Fräulein Klara auf das Demüthigste um Entschuldigung."

„Sie haben es nicht nöthig, mein lieber Freund," entgegnete der Geheimerath, freundlich dem Lieutenant die Hände drückend, „ich weiß ja nur zu wohl, welch' quälendes, peinigendes und nicht zu überwindendes Gefühl die Eifersucht ist; ich weiß, daß Sie eifersüchtig waren und daher, wie alle diese Kranke, sich die furchtbarsten Träume, die schrecklichsten Phantasieen in den Kopf setzten. Lassen Sie das jetzt gut sein, lieber Herr von Berg, und danken Sie mir, daß ich, um Ihnen eine Sicherheit zu geben, mich so weit überwunden habe, meinen Neffen Hugo heute in mein Haus zu bitten. Ich muß Ihnen gestehen, ich bin etwas in Verlegenheit, was ich mit dem jungen Mann machen soll." —

„Sie sind in Verlegenheit?"

„Ja, denn Sie sehen selbst ein, daß ich, nachdem ich ihn heute eingeladen habe, ihm nun unmöglich wieder mein Haus

verbieten kann, und doch weiß ich nicht, ob ich Hugo werde fernerhin bei mir empfangen können, da er sich so entschieden der demokratischen Partei angeschlossen hat.“ —

Der Lieutenant lächelte.

„Ich glaube, Herr Geheimerath, Sie können nichts Besseres thun, um Hugo in seiner Partei unwirksam zu machen, als daß Sie ihn einladen, recht fleißig Ihr Haus zu besuchen.“

„In wie fern?“

„Sie wissen so gut, als ich, wie eifersüchtig die Demokratie ist, wie leicht sie Verdächtigungen aussprengt und aufnimmt; wenn Hugo in ihrem Hause aus- und eingeht, hier ein gern gesehener und häufiger Gast ist, so wird es nicht lange dauern, bis man ihn in den Verdacht eines Spions bringt und von diesem Augenblick an ist sein ganzes Wirken vergeblich. Hugo hat dann kein Mittel, das Vertrauen wieder herzustellen, welches man etwa jetzt zu ihm hegt, er hat kein Mittel, auf das Volk zu wirken, denn bei Allem, was er sagt, was er thut, glaubt man, daß er im Interesse unserer Partei spreche und handle. Er mag dann versichern, er mag sein Ehrenwort geben, er mag durch Worte und Thaten beweisen, daß er der treueste Anhänger der Demokratie ist, es ist gleichgültig; sobald einmal das Gerücht sich in seiner Partei verbreitet hat, er sei ein Spion oder auch nur ein verkappter Aristokrat, sobald ist er für die Partei rettungslos verloren.“

Der Geheimerath sann nach. „Sie haben Recht, Herr von Berg, und ich werde Ihren Rathschlägen folgen. Wenige Männer in der demokratischen Partei sind uns so gefährlich, als gerade Hugo es ist, wegen seiner militärischen Kenntnisse, wegen seines scharfen, gediegenen Verstandes überhaupt und ganz besonders auch wegen der Ruhe und Energie, mit welcher er der demokratischen Bewegung anhängt. Ich fürchte, alle jene feurigen Brauseköpfe, welche gegenwärtig an der Spitze der Demokratie stehen, nicht, wohl aber Diejenigen, welche mit

Ruhe die jetzige Bewegung zu leiten entschlossen sind und und welche derselben gar leicht einen gefährlichen Charakter einprägen könnten. — Ich werde Hugo fortan als meinen Neffen mit der größten Freundlichkeit in meinem Hause empfangen."

„Das ist mir lieb," entgegnete Herr von Berg, „aber," fügte er stockend hinzu, „aber — — "

„Nun?"

„Ich möchte Sie doch bitten, Herr Geheimerath, daß Sie — — " Herr von Berg stockte abermals.

„Was wünschen Sie, lieber Freund?"

„Nun, mit einem Worte, ich wünsche, daß Sie Hugo mit Fräulein Klara so wenig als irgend möglich in Berührung brächten."

„Ich bitte Sie, keine Albernheiten, liebster Herr von Berg, ich sollte denken, Sie müßten jetzt eingesehen haben, daß von jenem unwürdigen Verdacht, den sie gegen meine Tochter hegten, auch nicht ein Wort begründet ist, Sie müßten eingesehen haben, daß meine Tochter eine so gute Royalistin ist, als Sie es irgend wünschen können, und Ihr eigenes Selbstgefühl sollte Ihnen daher wohl sagen, daß bei Ihren Ansichten, bei Ihrer Stellung in der Partei, bei Ihrem Aeußern und Ihren Fähigkeiten es vollständig unmöglich ist, daß ein so junger Mann, wie mein Neffe Hugo, der ohne Ansehen in die Welt tritt und nur dem Umstande, daß er mein Neffe ist, es verdankt, in meinem Hause gelitten zu werden, der außerdem sogar Demokrat ist, Sie müssen einsehen, daß ein solcher Mann Ihnen niemals gefährlich werden kann. Ich bitte Sie daher, seien Sie vernünftig und lassen Sie sich nicht beherrschen von einer kleinlichen Eifersüchtelei, welche in der That albern ist."

Herr von Berg biß sich bei dieser Ermahnung des Geheimenraths wüthend auf die Lippen, er erwiderte Nichts, sondern nahm schnell mit einem flüchtigen Händedruck Abschied

von dem Geheimenrath, um in einem andern Theile des Saales einige Bekannte aufzusuchen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Leser eine räthselhafte Person kennen lernt.

Der Geheimerath ging, nachdem er sich von Herrn von Berg getrennt hatte, in den weiten Sälen umher, hier und dort neue Gäste bewillkommnend und mit den Anwesenden sprechend. Er war der freundlichste liebenswürdigste Wirth, den man sich denken konnte, er wußte es seinen Gästen so bequem und angenehm als möglich zu machen und in der Gesellschaft herrschte daher ein so ungenirter, jovialer, und angenehmer Ton, wie wir ihn in den Gesellschaften der hohen Aristokratie in Berlin vielfach finden.

Der Geheimerath hatte in dieser Art wohl ein halbes Stündchen verplaudert, als sich ihm sein alter Diener Wilhelm mit einem geheimnißvollen Gesicht näherte und ihm leise zuflüsterte, daß in einem der Hinterzimmer sich ein Herr befinde, welcher die Hintertreppe heraufgekommen sei und den Geheimenrath sogleich zu sprechen wünsche. —

„Sage dem Herrn," entgegnete der Geheimerath etwas unwillig, „daß ich jetzt keine Zeit hätte. Uebrigens begreife ich nicht, Wilhelm, wie Du mir überhaupt die Meldung eines Mannes machen kannst, der an einem Gesellschaftsabend zur Hintertreppe heraufkommt und daher jedenfalls den Ständen angehört, mit denen ich Umgang nicht wünsche."

„Der gnädige Herr mögen verzeihen," entgegnete Wilhelm demüthig, „aber der Herr sagte mir, als ich ihn von vorn herein abweisen wollte, daß der Herr Geheimerath ihn sicherlich empfangen würden und befahl mir, den gnädigen

Herrn dringend zu bitten, wenn auch nur für einen Augenblick, sich zu ihm zu bemühen."

Der Geheimerath besann sich einen Moment, er dachte daran, daß sehr leicht einer seiner geheimen Agenten ihm etwas Dringendes und Nothwendiges zu sagen haben könnte und daß diese Mittheilung vielleicht keinen Aufschub erleiden dürfe; er gab deshalb dem Wunsche des Fremden nach und folgte Wilhelm in ein kleines Zimmer, welches unmittelbar an die Gesellschaftszimmer stieß, aber einen Ausgang nach dem Hof hatte. Er fand in diesem Zimmer einen hochgewachsenen Herrn von vornehmem Aeußern. Das Gesicht des Fremden hatte etwas stolz Aristokratisches, aber dabei einen durchaus edlen Ausdruck. Man las in diesen Zügen eine gewisse Würde und das Bewußtsein eines hohen Standes. Ein großer blonder Bart beschattete die Oberlippe des Fremden und gab dem Gesicht desselben etwas Militärisches, welchem auch jede seiner Bewegungen entsprach; er trug indessen keine Uniform, sondern elegante Civilkleider. Der Fremde ging mit langsamen Schritten im Zimmer auf und nieder. Als der Geheimerath eintrat, ging er ihm schnell entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich warte schon lange auf Sie, lieber Freiherr von Warren," sagte er, „und kaum ist es mir möglich geworden, Ihren Diener zu bewegen, daß er mich Ihnen melde."

Kaum hatte der Geheimerath dem Fremden in's Gesicht geblickt und dessen Stimme gehört, als sein vorher so stolzes und vornehmes Wesen sich plötzlich im höchsten Grade veränderte. Mit tiefem Staunen blickte er den Fremden fast verlegen an, dann aber machte er eine unendlich tiefe Verbeugung, ergriff mit der Miene des höchsten Respectes die dargebotene Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Welch' hohe Ehre, welch' unendliche Gnade erweisen Euer — —"

„Still, still, lieber Freiherr!" fiel der Fremde dem Ge-

heimenrath schnell in's Wort. „Wenn Ihr alter Freund — der Graf von Wangenheim — Sie besucht, ist es nöthig, Umstände zu machen. Ich kam zu Ihnen, um mit Ihnen eine vertrauliche Unterredung zu haben, zu der Sie vielleicht auch einige Mitglieder Ihres Bundes, die sich gewiß in diesem Augenblick in Ihren Gesellschaftssälen befinden, zuziehen können. Es betrifft den morgenden Tag, der von Wichtigkeit für die Entwicklung unseres Staatslebens werden kann.

Der Geheimerath verbeugte sich und erwiderte mit einem Blick des Einverständnisses: wie der Herr Graf befehlen.

„Nur keine Complimente, lieber Freiherr!" fuhr der Fremde fort, „ich bitte Sie, die Worte: Gnade, befehlen und dergleichen mehr, in unserem Gespräche gänzlich zu vermeiden, um so mehr, als ich nicht wünsche, daß etwa diejenigen Ihrer Freunde, welche mich nicht kennen und welche ich Sie bitte, mir vorzustellen, auch nur eine Ahnung davon haben, wer ich bin. Aber kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, ich muß Ihnen zuvörderst mittheilen, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin." Der Graf nahm bei diesen Worten auf dem Sopha Platz und bedeutete den Geheimerath mit einer freundlichen Handbewegung, sich neben ihm zu setzen. Der Geheimerath folgte dem Wink und ließ sich nieder, obgleich er noch immer zögerte, und sich nur mit Mühe dazu verstehen konnte, einen demüthigen Respect gegen den Fremden zu verläugnen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, lieber Geheimerath," fuhr der Fremde fort, „um Ihren Rath zu hören wegen meines Verhaltens und des Verhaltens der Armee überhaupt bei den Ereignissen, die wir wahrscheinlich morgen erleben werden. Sie haben mir bereits mitgetheilt, daß die Pläne der anarchischen Partei darauf gerichtet sind, am morgenden Tage Ernst zu machen mit den Drohungen, welche sie schon seit längerer Zeit ausgestoßen hat, daß morgen die Aufrührer beabsichtigen, das Zeughaus zu stürmen. Ich konnte mich nicht begnügen mit

Ihrer Mittheilung, ich mußte Sie, ich mußte die Hauptführer des Royalistenbundes selbst sprechen, mußte auf das Genaueste eingeweiht sein in alle die Details, welche Sie kennen, um mir ein sicheres Urtheil zu bilden, welches Verfahren im gegenwärtigen Augenblick das angemessenste sei, und ich werde Sie daher bitten, diejenigen Männer Ihres Bundes, denen Sie das meiste Vertrauen schenken können, welche Sie für die Zuverlässigsten halten, mir heute vorzustellen. — Aber verstehen Sie mich wohl, Sie werden mich nur als einen alten Freund, als einen ganz zuverlässigen Royalisten, als den Grafen von Wangenheim vorstellen. Diejenigen, welche mich kennen, werden mein Incognito zu achten wissen, und für Diejenigen, welche mich etwa nicht kennen, wünsche ich eben nur Graf Wangenheim zu sein. — Jetzt, vor allen Dingen sagen Sie mir, wie stehen die Angelegenheiten des Royalistenbundes? Haben Sie sich verstärkt, ist die Partei der Gutgesinnten stärker im Staate geworden, stehen Ihnen hinlängliche Mittel zu Gebote, sind Sie vollständig eingeweiht in die Pläne der Empörer und haben Sie Mittel in Händen, dieselben zu vereiteln? Beantworten Sie mir zuvörderst diese Fragen ausführlich, ehe Sie mir Ihre Freunde vorstellen."

Der Fremde schwieg, die Antwort des Geheimenraths erwartend, und Dieser erzählte ihm nun, daß in der That der Royalistenbund sich mit jedem Tage mehr Anhänger in Berlin und namentlich auch in den Provinzen verschaffe, daß der reiche Landadel sich zur Mitgliedschaft des Bundes dränge, der im Geheimen segensreich für die Sache des Royalismus wirke und mit jedem Tage an Kraft und Macht zunehme. An Geldmitteln sei kein Mangel, denn alle Mitglieder des Bundes seien nicht nur wohlhabend, sondern sogar reich, und Alle seien entschlossen für die Sache des Bundes, die mit ihrer eigenen Existenz verknüpft sei, Alles zu opfern; der Bund sei deshalb im Stande, keine Kosten zu scheuen, um mit Kraft aufzutreten

und um durch Spione, durch geheime Agenten einzudringen in alle Geheimnisse der Demokratie. Es sei dies überhaupt nicht so gar schwer, denn die demokratische Partei, welche im gegenwärtigen Augenblick zwar die herrschende sei, aber ihre Herrschaft auf sehr unsichern Stützen gebaut habe, sei im Bewußtsein ihrer, einzig auf die große Majorität des Volkes gestützten Macht, so unvorsichtig, daß sie kaum ihre Pläne zu verschleiern trachte. Die Berathungen der demokratischen Führer würden an öffentlichen Orten geführt, und es sei Nichts leichter, als dieselben auszukundschaften, Nichts leichter, als selbst die tiefsten Pläne der Demokratie zu erforschen, und es sei daher auch nicht so gar schwierig, diesen Plänen entgegen zu wirken; im Uebrigen habe der Royalistenbund in den Reihen der demokratischen Führer selbst Verbindungen angeknüpft. Der Geheimerath nannte hier besonders den Doctor Seidler, der als Spion für den Bund gewonnen sei. Außerdem theilte der Geheimerath dem Fremden mit, daß eine vollständige Bundespolizei organisirt sei und daß durch diese Polizei, welche mit einem großen Aufwande von Geldmitteln unterhalten werde, jeder einzelne der demokratischen Führer auf das Strengste überwacht sei, auf Schritt und Tritt verfolgt werde und daß durch dies freilich kostspielige, aber sichere Mittel der Bund sogar in die Privat- und Familienverhältnisse der Demokraten eingeweiht sei. Doch auch hiermit sei der Bund nicht befriedigt gewesen, er habe eingesehen, daß, wie leicht auch die Pläne der Demokratie zu erforschen seien, doch hiermit noch wenig erlangt sei, er habe deshalb zu einer praktischen Agitation im Volke seine Zuflucht genommen, aber diese könne nicht direct von den ersten Führern des Bundes ausgehen, er habe sich deshalb gegliedert und eine große Anzahl tüchtiger Patrioten gewonnen, welche nur die erste Stufe des Bundes ausmachten und zur politischen Parteiagitation für den Bund benutzt würden, um conservative Vereine zu bilden und in den neutralen Bezirks-

vereinen, welche überall in der Stadt entstanden seien, für die Sache des Royalismus zu wirken. Die Männer, welche man auf diesem Wege benutze, ständen indessen nur in einem abhängigen Verhältniß von den tiefer in die Zwecke des Bundes eingeweihten Mitgliedern, welche einen höhern Grad bildeten, von dessen Dasein die Werkzeuge Nichts ahnten. Dieser höhere Grad des Bundes bestehe nur aus den zuverlässigsten, einflußreichsten und begütertsten Patrioten, auf deren Gesinnungstreue man sich vollständig verlassen könne. Er selbst, der Geheimerath, sei von diesem Ausschuß, dem großen Rathe des Bundes, zum Vorsitzenden desselben erwählt und in seine Hand sei die Leitung der Geschäfte gelegt worden.

Der Graf hatte der Erzählung des Geheimenraths mit tiefem Schweigen und höchster Aufmerksamkeit zugehört.

„Vortrefflich!" sagte er, als der Geheimerath geendet hatte, „Sie haben unendlich viel in kurzer Zeit gethan, das Vaterland wird Ihnen Dank wissen für Ihre segensreiche Thätigkeit. Ich selbst habe nicht geahnt, wie weit Sie bereits vorgedrungen sind, um so mehr freue ich mich über die Resultate Ihrer Wirksamkeit. Sie sagen mir, daß der Bund eine große Ausdehnung gewonnen hat, aber dennoch hat es den Anschein, als ob Berlin in seiner Majorität nicht unserer Partei angehörte, als ob besonders der Bürgerstand sich mehr der Partei des Umsturzes zuneige."

„Es ist dies leider nur zu wahr!" entgegnete der Geheimerath, „der kleine Bürgerstand ist mit jedem Tage demokratischer geworden und die Majorität desselben, so wie fast der gesammte Arbeiterstand gehören allerdings der demokratischen Partei an, aber wir haben deshalb Nichts zu besorgen, der Berliner Bürger ist vollständig unthätig, er schließt sich immer derjenigen Partei an, welche gerade im Siege ist, und deshalb hält er es im gegenwärtigen Augenblick mit der demokratischen Partei, sobald aber wir den Sieg erlangt haben, sobald gehört

er uns an. Gefährlich sind nur die Arbeitermassen, auf deren Fäuste es am Ende ankommt, aber auch diese sind zu überwältigen mit dem Heere, wenn dies treu bleibt."

„Dafür kann ich stehen, im Heere herrscht der beste Geist," entgegnete der Graf.

„Dann ist Nichts zu besorgen. Die Arbeiter sind zum Theil unbewaffnet und diejenigen, welche etwa Waffen haben, verstehen nicht, damit umzugehen."

„Aber die Bürgerwehr?" fragte der Fremde ernst. —

„Ist allerdings ein über 20,000 Mann starkes Korps, aber ein Korps, von dem nicht das Geringste zu befürchten ist. Ihrer Gesinnung nach ist freilich auch die Majorität der Bürgerwehr demokratisch, aber nur wenige Mitglieder derselben sind entschlossen, oder auch nur fähig, die Waffen zum Schutz ihrer Gesinnung zu gebrauchen. Die meisten unserer guten Berliner Bürger betrachten ihr Gewehr nur als ein Spielwerk, wie sie das Aufwacheziehen, das Exerciren und dergleichen mehr nur als eine Spielerei ansehen. Im Augenblick eines Confliktes würde die Bürgerwehr vielleicht gegen die unbewaffnete Macht zu gebrauchen sein, man würde sie vielleicht, aber auch dies will ich nicht einmal bestimmt sagen, benutzen können, um gegen die Arbeiter einzuschreiten, von denen sie eine Zerstörung ihres Eigenthums, den Sieg der vollständigsten Anarchie fürchten, welche sie fast noch mehr hassen, als selbst die Wiederkehr der vormärzlichen Zustände. Gegen reguläres Militär, gegen eine gut bewaffnete Truppenmacht mit Zündnadelgewehren und Geschützen würde nur ein höchst kleiner Theil der Bürgerwehr zu benutzen sein; sobald also das Militär treu bleibt, ist von dieser Seite Nichts zu befürchten."

„Das ist allerdings eine bedeutende Chance," entgegnete der Fremde nachdenklich. „Jetzt aber theilen Sie mir mit, was Sie über die Ereignisse wissen, welche wir morgen zu erwarten haben."

„Etwas ganz Positives ist mir leider unmöglich, Ihnen mitzutheilen, Herr Graf. Die Pläne der demokratischen Führer sind selbst in diesem Augenblick noch nicht zur vollkommenen Reife gediehen, die Demokraten halten noch in diesem Augenblick ihre Sitzungen und werden wahrscheinlich erst am morgenden Tage mit sich selbst in's Klare kommen. So viel, als ich weiß, beabsichtigt man morgen das Zeughaus zu stürmen, man wünscht mit den im Zeughause befindlichen Waffen die Arbeiter zu bewaffnen, man hofft, daß die Besatzung des Zeughauses, welche dem 24. Regimente angehört, entweder das Zeughaus vertheidigen und dadurch einen furchtbaren Kampf hervorrufen oder zum Volke übergehen werde. Sodann will man, wie ich höre, das Ministerium absetzen, eine provisorische Regierung ernennen und in Verbindung mit dem eben jetzt in Frankfurt am Main bestehenden demokratischen Congreß, die Republik für Deutschland erklären. Der demokratische Congreß in Frankfurt soll mit der gesammten äußersten Linken des deutschen Parlaments eine Art Vorparlament für Deutschland bilden und aus diesem soll eine provisorische Regierung der jungen deutschen Republik hervorgehen."

Der Graf lachte laut auf. „Vortreffliche Pläne! und so weit konnte es kommen, daß solche Pläne überhaupt entworfen werden können, und daß jene unbedeutende Partei, welche auch nicht einen einzigen Mann in sich enthält, den man einen Staatsmann zu nennen vermöchte, daß jene Partei sich die Macht zutraut, diese Pläne in's Leben zu rufen. Das verdanken wir der Schwäche, die wir in den Märztagen bewiesen haben! — Und was glauben Sie, Herr Geheimerath, was das Schicksal dieser Pläne sein werde?"

„Sie werden zerschellen, Herr Graf, und zu nichte werden an der Unfähigkeit Derer, welche die demokratische Partei in diesem Augenblick leiten. Wir schlagen die Gefahren, welche

uns von dieser Partei drohen, viel zu hoch an, sie ist uns gegenwärtig vollkommen ungefährlich, denn sie ist ohne Führer."

„Ohne Führer?"

„Vollkommen! Sie selbst, Herr Graf, sagten ja, daß jene Partei auch nicht einen Staatsmann in ihrer Mitte zähle und dies ist durchaus wahr. Die demokratischen Führer sind fast alle jugendliche Brauseköpfe, welche voll Enthusiasmus für die Idee sind, doch bei weitem nicht die staatsmännischen Kenntnisse und die Kraft des Charakters besitzen, um eine Partei zu leiten. Zum Theil sind diese Führer sogar Nichts, als elende Spekulanten, welche sich kaufen lassen von unserer Partei, welche nur, weil sie Vortheile innerhalb der Demokratie zu finden hoffen, dieser angehören."

„Sie haben Recht!" entgegnete der Graf sinnend. „Aber wird die große Partei des Centrums, die Partei der früheren Opposition, an deren Spitze Heinrich von Gagern gegenwärtig steht, wird diese Partei in einem Kampfe, in welchem nur die Wahl ist zwischen den früheren gesegneten Zeiten, oder dem Siege der reinen Demokratie, sich nicht zur letzteren schlagen?"

Der Geheimerath lächelte. „Es giebt keine jämmerlichere Partei, keine verächtlichere, als die des Centrums. So sehr diese Männer uns hassen, so sehr fürchten sie andererseits auch wieder den Sieg der demokratischen Partei, und wenn sie auch freilich nicht im Kampfe mit uns stehen werden, so werden sie doch jedenfalls neutral bleiben, sie werden sich unter keiner Bedingung den Demokraten anschließen, vor deren Herrschaft sie sich viel mehr fürchten, als vor der Wiederkehr der alten Zustände. Schon das Wort „rothe Republik", leise geflüstert, reicht hin, diese Menschen ins Hasenpanier zu jagen."

Der Graf strich sich lächelnd den Bart. „Gut, lieber Geheimerath!" sagte er, „Sie haben mich vollständig befriedigt. Ich bitte Sie jetzt, führen Sie die zuverlässigsten Ihrer Freunde zu mir und stellen Sie mir dieselben vor. Es wird gut sein,

wenn wir uns mit ihnen gemeinsam über unser Verhalten für morgen besprechen."

Der Geheimerath folgte augenblicklich der Bitte, welche ihm Befehl war, verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer und kehrte zurück in den Gesellschaftssaal, während der Fremde allein blieb.

Die Gesellschaft in den Salons des Geheimenraths hatte sich mittlerweile sehr vermehrt und fast alle die höchsten Würdenträger des Staas, die höheren Offiziere und Beamten, sowie auch die reichsten Banquiers, welche am Entschiedensten der royalistischen Partei angehörten, waren vereinigt in diesen glänzenden Sälen. Es war die haute volée von Berlin, aber nicht mehr allein die frühere haute volée, denn in diese Kreise, welche früher lediglich für die höchste Geburtsaristokratie zugänglich gewesen waren, zu welchen kaum ein Bürgerlicher Eintritt hatte, welche für den Beamtenstand und die Aristokratie des Geldes geschlossen waren, hatten diese beiden letzteren Klassen jetzt ebenfalls Eingang gefunden. Es war dies ein Zugeständniß, welches die Aristokratie der Revolution zu machen gezwungen worden war. Als der Geheimerath in den Gesellschaftssaal zurückkehrte, durcheilte er denselben schnellen Schrittes. Bald zischelte er hier einem Herrn mit einem großen Ordensstern auf der Brust einige leise Worte in's Ohr, bald sprach er leise flüsternd mit einem andern Herrn in reicher Uniform. So hatte er in Zeit von einer Viertelstunde etwa acht Herren, welche fast Alle den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft angehörten, die Bitte mitgetheilt, daß sie sich in das Hinterzimmer verfügen möchten, sobald er selbst in dasselbe eingetreten sei. Er hatte aber zu gleicher Zeit auch gebeten, daß dies auf eine so unmerkliche Weise wie irgend möglich geschehen möge, damit jedes Aufsehen in der Gesellschaft vermieden werde.

Alle Diejenigen, mit welchen der Geheimerath gesprochen hatte, folgten genau seinem Wunsche. Sie waren sämmtlich

Mitglieder des großen Rathes im Bunde der Royalisten, waren sämmtlich die einflußreichsten Leiter der royalistischen Verschwörung, welche, wie der Leser bereits erfahren hat, innerhalb der Aristokratie gegen die Bewegung der Neuzeit sich gebildet hatte. Der Geheimerath war, nachdem er auch Herrn von Berg noch gebeten hatte, sofort in das Nebenzimmer zu kommen, in dasselbe zurückgekehrt; ihm folgten im Verlauf weniger Minuten alle Diejenigen, welche er eingeladen hatte. Der Geheimerath stellte alle diese Personen dem Grafen von Wangenheim vor. Alle verbeugten sich mit tiefer Ehrfurcht vor dem Freunde des Geheimenraths, aber Niemand verrieth, daß er denselben irgend kenne, wenn auch die Begrüßungen, die Verbeugungen ehrfurchtsvoller waren, als man sie sonst wohl einem Grafen zu Theil werden läßt. —

Sobald die kleine Gesellschaft vollzählig war, bat der Geheimerath die Anwesenden, die verschiedenen Nachrichten mitzutheilen, welche ihnen etwa über die Vorgänge in den Reihen der Demokratie aus den letzten Tagen zugegangen seien. Es kam hierbei zur Sprache, daß die Berathungen der Demokraten in den letzten Tagen ausschließlich der Erstürmung des Zeughauses gegolten hatten, daß von den demokratischen Führern ein Comité gebildet worden sei, in das alle Diejenigen, welche man für die Einflußreichsten, für die Thätigsten und Tüchtigsten hielt, aufgenommen worden wären. Auch einige Mitglieder der äußersten Linken der Nationalversammlung seien zu diesen Berathungen zugezogen worden. Das Comité habe die Aufgabe, die Bewegung zu leiten, und besonders in ein richtiges Gleis zu führen, nachdem das Zeughaus erstürmt worden sei und die Waffen aus demselben in den Händen des Volkes wären. Auch im gegenwärtigen Augenblick halte dies Comité Sitzung und werde man bald alle Verhandlungen desselben auf das Genaueste erfahren.

Der Graf von Wangenheim, welcher sich in eine Sopha-

ecke zurückgelehnt hatte, hörte mit Ruhe und Aufmerksamkeit den verschiedenen Mittheilungen zu. Als endlich alle Anwesenden schwiegen, fragte er: „Und glauben Sie in der That, meine Herren, daß es dem erwählten Comité möglich sein wird, eine Wirksamkeit zu erlangen, wie die, welche ihm zuertheilt ist von den übrigen Führern der Umsturzpartei?"

„Nein, Herr Graf," erwiderte ein ältlicher großer Herr in reicher Uniform mit einer tiefen Verbeugung, „es wird Ihnen dies nicht möglich sein, denn alle jene Männer, welche in das Comité gewählt worden sind, obgleich vielleicht noch die tüchtigsten von den Führern unserer Demokratie, sind doch vollständig unfähig, eine Bewegung, wie die, welche sie beabsichtigen, zu leiten. Es ist kein einziger Militär unter ihnen, und wenn diese Männer auch einigen Einfluß durch ihre Reden auf das Volk haben, so ist dieser doch bei weitem nicht so groß, um die Bewegung des Volkes ordnen und sie nach einem bestimmten Ziele hinausführen zu können."

„Das ist wohl zu bedenken," entgegnete der Graf, „ich glaubte Anfangs, es wäre angemessen, wenn man diesen unsinnigen Zeughaussturm gar nicht zu Stande kommen ließe, wenn man sofort mit Militärmacht gegen die Arbeitermassen, welche auf das Zeughaus eindringen, einschritte und dieselben auseinanderjagte. Was meinen Sie, meine Herren, würde dies rathsam sein, oder erachten Sie es für besser, daß wir diese Leute gewähren lassen? Es scheint mir jedenfalls doch gefährlich, die Waffen, welche im Zeughause sind, den aufgeregten Pöbelmassen zu überlassen."

„Ich glaube nicht, daß die Gefahr groß ist, Herr Graf," entgegnete der Lieutenant von Berg, „die Waffen im Zeughause sind zum größern Theil unbrauchbar für das Volk, da sie aus Zündnadelgewehren bestehen, welche das Volk beim Kampfe mit dem Militär in keiner Weise zu benutzen versteht. Wenn man den Pöbel gewähren und das Zeughaus stürmen läßt, so würde

es möglich sein, außer den Arbeitern, welche nur um Waffen zu erhalten, in das Zeughaus eindringen, auch eine Rotte beutelustigen Gesindels mit denselben in das Haus zu schicken, welche Nichts dort thun wird, als stehlen und Verwirrung unter den Eindringlingen anrichten. Es würde möglich sein, hierdurch die Bürgerschaft selbst gegen den Zeughaussturm einzunehmen und sie dadurch zu trennen von den Arbeitern, mit denen sie gegenwäriig noch Hand in Hand geht. Der Major Bessel, der selbst Major bei der Bürgerwehr ist, wird mir zugestehen, daß es für den Augenblick wenigstens gefährlich wäre, wenn man gleich von vornherein mit Militärmacht gegen die Zeughausstürmer einschritte, daß in diesem Falle wenigstens ein Theil der Bürger mit dem Militär zu kämpfen bereit sein würde. Gewiß würde der Handwerkerverein dies thun, er würde sich viel eher auf die Seite des Volkes, als zum Militär schlagen und bei der geringen Militärmacht, welche man für den Augenblick entfalten könnte, scheint mir dies denn doch gefährlich und bedenklich zu sein.„

„Die Macht, welche wir aufstellen können," entgegnete der Graf von Wangenheim, „ist nicht so gering, als Sie vielleicht glauben. Innerhalb zwei Stunden können vermöge der Eisenbahnen etwa 20,000 Mann Truppen in Berlin sein."

„Wenn die Eisenbahnen nicht aufgerissen werden, Herr Graf," entgegnete der Lieutenant mit einer respectvollen Verbeugung.

„Freilich! aber auch dies würde den Anmarsch nur auf kurze Zeit verzögern. Es ist mir übrigens doch lieb, daß Sie mich darauf aufmerksam machen. — Wie denken Sie über die Bürgerwehr, Herr Major, Sie werden uns über dieselbe die besten Aufschlüsse geben können?„

Der Major Bessel erwiderte lächelnd: „Die Bürgerwehr als solche wird in ihrer großen Majorität weder für noch gegen das Volk kämpfen; wenn indessen die Truppen einschreiten und

von ihren Waffen Gebrauch machen gegen das Volk, wird ein Theil der Bürgerwehr, und gerade der thatkräftigste, energischste Theil derselben, wie zum Beispiel der Handwerkerverein und die Bataillone der Vorstädte sich zum Volke schlagen. Von den übrigen Bataillonen wird der größere Theil seine Waffen fortwerfen, oder sie dem Volke übergeben, weil derselbe fürchten müßte, wenn er energisch gegen das Volk kämpfte, in Folge einer neuen Revolution seine Häuser und Läden ausgeplündert zu sehen. Ich bin deshalb allerdings auch der Meinung des Herrn von Berg, daß es besser sei, das Zeughaus erstürmen zu lassen. Die Bürgerwehr müßte so aufgestellt werden, daß sie in keinem Fall den Zeughaussturm verhindern könnte. Militär müßte man erst dann einschreiten lassen, wennn der Zeughaussturm vollendet ist, und wenn der ins Zeughaus gedrungene Pöbel zeigt, daß es ihm mehr auf den Raub werthvoller Gegenstände, als auf die Selbstbewaffnung ankommmt."

„Sie haben Recht," entgegnete der Graf von Wangenheim, „es wird dies, wie ich selbst glaube, das Beste sein. Ich fürchte indessen nur Eins, es wird die Besatzung des Zeughauses einen Sturm auf dasselbe zurückschlagen, es ist Nichts leichter, als das Zeughaus vor dem Eindringen von Pöbelmassen zu bewahren und da eine Kompagnie vom 24. Regiment in das Zeughaus gelegt ist, um es zu schützen, so glaube ich, wird ein Sturm desselben nicht möglich sein; wenn die Besatzung das Zeughaus tapfer vertheidigt, wird es vielfach Todte und Verwundete geben und gerade das, was Sie vermeiden wollen, daß bei einem Kampfe des Volkes mit dem Militär sich ein Theil der Bürgerwehr mit dem Volke vereinigt, wird geschehen. — Wir hätten dann nicht den Vortheil, den Aufruhr schnell durch gewaltige Militärmassen unterdrücken zu können. Auch können wir ohne einen gehörigen Kampf mit dem Volke noch nicht zu weiteren Maaßregeln greifen, wir können nicht die Nationalversammlung auflösen, können über-

haupt höhere politische Maaßregeln nicht in Ausführung bringen ohne eine gehörige und mit Waffengewalt unterdrückte Revolution."

„Ich fürchte, Herr Graf," entgegnete der Geheimerath, „daß es hierzu auch noch nicht an der Zeit ist. Lassen wir noch einige Monate vergehen, bis die Provinzen gehörig vorbereitet sind auf einen solchen Schlag; bis der Pöbel in Berlin seine vollständige Unfähigkeit gezeigt hat, bis die Anarchie hier zum größten Grade gesteigert ist und bis dadurch alle diejenigen Männer, welche gegenwärtig noch den Freiheitsideen unsrer Tage anhängen, durch das Drohen einer blutig anarchischen Regierung zurückgeschreckt sind. Vorher, fürchte ich, würden wir höchstens auf kurze Zeit zum Siege gelangen, denn im gegenwärtigen Augenblick ist noch der Geist des Volkes zu sehr den Ideen der Neuzeit zugewendet, auch haben wir für jetzt noch nicht Truppen genug, um jede Bewegung in Berlin und in den Provinzen zu gleicher Zeit zu unterdrücken. Gegenwärtig würden sich noch in allen Provinzen Freischaaren erheben, um dem unterdrückten Berlin zu Hülfe zu eilen; wir müssen warten, glaube ich, bis unsere Truppen aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt sind und bis wir daher im Stande sind, jede Regung des Aufruhrs, wo sie sich auch zeigen möge, auf das Kräftigste zu unterdrücken. Das Vortheilhafteste für die Entwicklung des Staates scheint mir im Augenblick das zu sein, daß wir dem Gebahren der Anarchie möglichst Vorschub leisten, daß wir ihr Gelegenheit geben, sich in ihrer höchsten Unfähigkeit zu zeigen und daß wir dadurch alle vernünftigen und gutgesinnten Menschen, welche vielleicht noch schwanken, zu uns herüberziehen."

„Sie mögen Recht haben," entgegnete der Graf, „es ist dies vielleicht ein sicheres, wenn auch langsames Mittel. So mag es denn bei ihren Plänen bleiben, aber sorgen Sie dafür, daß zur morgenden Wache im Zeughause ein Mann gewählt

werde, der energielos genug ist, um das Zeughaus nicht zu vertheidigen."

„Dafür ist schon gesorgt," entgegnete der Geheimerath, „der Hauptmann von Natzmer im 24. Regiment, der, so viel ich von ihm gehört habe, ein Feind von allem Blutvergießen ist, wird die Wache haben. Man könnte, indem man ihm sagen läßt, daß Berlin bereits im Aufstande ist, daß das Militär aus der Stadt geschlagen ist und daß daher jeder Widerstand nur ein nutzloses Blutvergießen herbeiführen würde, ihn bewegen, das Zeughaus zu verlassen."

„Vortrefflich!" sagte der Graf, sich erhebend. Er grüßte flüchtig die Gesellschaft, welche den Gruß mit tiefen Verbeugungen erwiderte, und entfernte sich dann schnell auf demselben Wege, den er gekommen war. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft kehrten zurück in die Salons, um ihr längeres Verbleiben nicht auffällig zu machen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Hugo und Julius.

Hugo hatte, wie der Leser sich erinnern wird, einen Platz neben seiner Cousine, dem reizenden Klärchen, eingenommen. Er unterhielt sich lebhaft und angenehm mit ihr; sie war so freundlich, so liebenswürdig gegen ihn, wie gegen alle andern Gäste, aber auch nur so freundlich. Auch das aufmerksamste, schärfste Auge hätte keinen Unterschied bemerken können in der Art, wie Klärchen Hugo, und wie sie alle andern Gäste ihres Vaters behandelte. Klärchen hatte sehr wohl bemerkt, daß der Lieutenant von Berg schon seit mehreren Tagen fast keinen Blick von ihr abwendete und fortwährend jeden ihrer Gedanken auf das Eifrigste zu erforschen schien. Sie hatte sich deshalb um

so mehr vorgenommen, sich nicht erforschen zu lassen und Klärchen war eine jener undurchdringlichen Frauennaturen, welche ihre Gesichtszüge vollkommen zu beherrschen im Stande, durch Nichts ihre Gefühle zu verrathen gezwungen sind. Sie hatte deshalb schon seit mehreren Tagen gegen Herrn von Berg eine von ihrer früheren Kälte etwas abweichende Freundlichkeit an den Tag gelegt, welche aber doch zu gleicher Zeit mit so vieler Zurückhaltung verbunden war, daß eine Annäherung für Herrn von Berg vollkommen unmöglich blieb. Auch heute fühlte sie — denn sie sah sich wenig nach dem Bräutigam um, den ihr der Wille des Vaters bestimmt hatte — sie fühlte deshalb nur den Blick, des Herrn von Berg, der jede ihrer Bewegungen, jeden Zug ihres Gesichts auf das Schärfste und Aufmerksamste beobachtete und verfolgte. Klärchen wußte sich beobachtet, und das war genug, um ihr die vollkommenste Zurückhaltung aufzuerlegen und möglich zu machen.

Hugo staunte über diese wunderbare Selbstbeherrschung; er bewunderte dies junge Mädchen, das, kaum dem Kindesalter entwachsen, doch schon so sehr ihrer Herrin war, daß sie ihn ganz wie einen Freund zu behandeln vermochte. Wohl ein Viertelstündchen mochte Hugo im freundlichen Gespräch mit Klärchen und den sie umringenden Damen, denn Klärchen wußte mit vielem Geschick auch diese in das Gespräch zu ziehen, zugebracht haben, als ihm seine Cousine mit ein Paar leisen Worten zuflüsterte, er möge jetzt das Gespräch abbrechen und erst dann wieder zu ihr kommen zu einer traulicheren Unterhaltung, wenn sie ihm durch das Fallenlassen des Taschentuches ein Zeichen dazu gebe.

Hugo befolgte sehr bald die Weisung seiner Cousine; er stand auf, um einer Dame, welche eben in Klärchens Nähe kam und von dieser begrüßt wurde, seinen Platz zu überlassen. Er wandelte nun durch die Salons des Geheimenraths, um vielleicht hier und dort einen Bekannten zu suchen; aber sein

Suchen war fast vergeblich. Unter allen diesen eleganten Gestalten kannte Hugo Niemand. Er war seit so langen Jahren aus Berlin entfernt gewesen, daß er keine Bekanntschaften unter den Kreisen des hohen Adels haben konnte. Wenn er sich hier und da mit einem anwesenden Gaste in ein Gespräch einließ, so mußte er doch bald genug dasselbe wieder aufgeben, denn er vermochte mit diesen Leuten keinen Anknüpfungspunkt zu finden. In jener aufgeregten Zeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung immer und immer wieder die Politik und Hugo's Ansichten wichen himmelweit von denen ab, welche fast alle Mitglieder jener Gesellschaft hegten. Hugo hatte daher nur die Wahl entweder zu schweigen und Ansichten aussprechen zu hören, welche sein Gefühle auf das Tiefste verletzten, oder sich in einen politischen Streit mit den Gästen seines Oheims einzulassen, in einen Streit, der dann mit mehr oder weniger Heftigkeit geführt, für einen Gesellschafts-Salon nicht passend erschien. Er brach deshalb die Gespräche, welche er angefangen, immer bald wieder ab und setzte mißmuthig seine Wanderungen durch die Salons des Oheims fort. Am liebsten und am meisten hielt er sich natürlich in dem Zimmer auf, in welchem Klärchen weilte, aber er bemühte sich, dies nicht auffällig zu machen, um keinen Verdacht bei seinem Oheim zu erregen, als ob er ein besonderes Interesse an seiner Cousine nehme.

So mochte wohl wieder eine halbe Stunde vergangen sein, als Hugo, der sich in eine Fensternische gesetzt hatte, um dem Treiben der Gesellschaft zuzusehen, aus seinen Träumereien durch einen leisen Schlag auf die Schulter geweckt wurde. Julius von Lychtendorf, der eben erst gekommen war, war ihm unbemerkt nahe getreten. Er hatte mit Staunen seinen Vetter Hugo in der Gesellschaft des Oheims bemerkt.

„Du hier, Hugo?“ fragte er verwundert. „Ist das möglich, traue ich meinen Augen? — Solltest Du übergegangen sein in unser Lager, solltest Du zum Einsehen gekommen sein,

welche Pflichten Dir, dem Freiherrn von Warren, obliegen, solltest Du jene jämmerlichen Demokraten verlassen haben, um wieder als Freiherr von Warren Dich der Sache des Royalismus anzuschließen?"

Hugo lächelte. „Nein, Julius, ich bin ein so guter Demokrat, als ich jemals gewesen bin, und als ich sicherlich ewig bleiben werde."

„Und dennoch bist Du hier?"

„Wie Du siehst."

„Aber in der That ich begreife nicht — —."

„Ich bin wie jeder andere Gast, durch den Onkel Warren eingeladen worden."

„Der Onkel hat Dich eingeladen, trotzdem daß Du sogar in letzter Zeit Dich mehr und mehr als demokratischer Führer gezeigt hast?"

„Ja!"

„Nun, ich muß gestehen, das ist ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag."

„Der Onkel wird wohl eingesehen haben," entgegnete Hugo mild, „daß es eine Thorheit ist, die Familienbande durch die Verschiedenheit der politischen Meinung zerreißen zu lassen. Der Zorn, welchen er am ersten Tage unseres Zusammentreffens gegen mich fühlte, als er ganz wider Erwarten erfuhr, daß ich ein Anhänger der Demokratie sei, wird sich wohl nach und nach gelegt und der ruhigen Ueberzeugung Platz gemacht haben, daß ich, welche politische Ansicht ich auch vertrete, dennoch ein Ehrenmann bin."

Julius schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. „Du kennst den Onkel Warren nicht."

„Freilich nicht, aber den besten Beweis für meine Ansicht habe ich doch dadurch erhalten, daß er mich eingeladen hat, ihn heute zu besuchen; und nicht nur heute, sondern auch fernerhin, und daß er mich auf's Freundlichste empfangen hat."

„Das ist mir vollständig unbegreiflich!“ erwiderte Julius nachdenklich.

Hugo entgegnete lächelnd: „Du wunderst Dich darüber lieber Julius und doch redest auch Du mich zuerst an, so schroff wir auch in politischer Beziehung uns entgegenstehen, so schroff wir uns sogar, du erinnerst Dich dessen, erst vor wenigen Tagen gegenüber getreten sind.“

Eine dunkle Röthe überflog das ganze Gesicht des Barons von Lychtendorf. „Schweig!“ entgegnete er ärgerlich, „erinnere mich nicht daran, ich habe mich mißbrauchen lassen zum Werkzeug von Plänen, welche ich verabscheue. Ich bin ein eifriger Royalist, aber die Pläne, in welche man mich zu verstricken gewußt hat, verabscheue ich dennoch.“

„Ich glaube es,“ erwiderte Hugo, „ich sah es Dir an jenem Tage an, wie furchtbar es Dir war, eine Rolle in dem grausigen Drama zu spielen, welches Deine Partei am 9. Juni in's Leben zu rufen bemüht war. Ich sah es Dir an, und deshalb empfing ich Dich heute so freundlich. — Laß uns die Vergangenheit vergessen, Julius, laß auch uns vergessen, daß wir politisch verschiedener Meinung sind und laß nie die leidige Politik das Band zerreißen, welches Verwandte an einander knüpfen soll — laß uns Freunde sein und bleiben, wie weit auch unsere Ansichten auseinander gehen mögen.“ — Und Hugo reichte Julius die Hand, welche dieser mit Wärme nahm und freundlich drückte. —

Julius war sich in diesem Augenblick sich selbst überlassen, kein böser Genius stand ihm in der Gestalt des Oheims oder eines andern Mannes, von dessen Geist der junge Mann sich beherrscht fühlte, zur Seite, er folgte daher nur seinem eigenen natürlichen und edlen Gefühle. Die beiden Vettern setzten sich nun vertraulich in eine tiefe Fensternische und unterhielten sich lange Zeit. Julius wurde vollständig hingerissen von dem offnen freundlichen Wesen Hugo's, er unterlag ganz

dem Zauber, den Hugo über alle diejenigen ausübte, mit denen er näher bekannt wurde und als Beide sich trennten, weil Julius noch einige Bekannte in der Gesellschaft aufsuchen mußte, geschah es mit einem herzlichen Händedruck und mit dem festen gegenseitigen Versprechen, daß nie wieder die Politik sie trennen sollte. — Wir werden bald genug sehen, in wiefern Julius dies Versprechen hielt.

Hugo blieb, als Julius ihn verlassen hatte, in seiner Fensternische sitzen und kümmerte sich wenig um die übrige Gesellschaft, in der er keine Anknüpfungspunkte zu einer angenehmen Unterhaltung zu finden wußte. Er schaute fast theilnahmlos dem lebendigen Treiben zu, nur hin und wieder fiel sein Blick mit gespannter Erwartung auf seine reizende Cousine, indem er in jedem Augenblick hoffte, daß das Taschentuch, welches ihn zu ihr führen sollte, zu Boden sinken würde. So bemerkte er es kaum, daß sein Oheim mit mehreren anderen Gästen sich entfernt hatte; aber wenn er dies auch nicht bemerkte, so hatte es Klärchen Warren doch um so besser beachtet, und kaum hatte Herr von Berg das Zimmer verlassen, um sich nach dem, dem Leser bekannten Hinterzimmer zu begeben, als Klärchen's Taschentuch zu Boden fiel. Hugo trat bald darauf hinter ihren Stuhl, und Klärchen wußte es so einzurichten, daß es Hugo möglich wurde, sich einen Sessel neben den ihrigen zu stellen, und um endlich unbelauscht, unbeobachtet durch die forschenden Blicke des Herrn von Berg, mit ihr eine vertrauliche Unterhaltung zu beginnen.

„Um Gotteswillen, Hugo," fragte Klärchen mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit, „wie war es möglich, daß der Vater Sie, den er so sehr zu hassen und zu verabscheuen scheint, auf heute einlud? ich wäre fast in die Erde gesunken vor Schreck, als ich Sie so plötzlich sah und ich bedurfte aller meiner Kraft, um mich zu fassen, um nicht laut aufzuschreien vor Schreck und Staunen. Wußten Sie, daß Sie mich hier finden würden?

und Sie mußten es wissen, Sie hätten mich sonst unmöglich so gleichgültig bewillkommnen können, wer aber hat es Ihnen gesagt?"

„Mein alter Freund, der Major von Arnow," erwiderte Hugo lächelnd.

„Der Major? oh, dies ist schändlich! er hatte mir ja versprochen — — "

„Beschuldigen Sie den Major nicht so ungerechter Weise, theures Klärchen," entgegnete Hugo vorwurfsvoll, „ich erhielt heute die Einladung des Oheims und ging mit derselben sofort voll Staunen und Verwunderung zu meinem Freunde Arnow, um diesem die seltsame Einladung mitzutheilen und seinen Rath zu hören, ob ich derselben folgen sollte oder nicht. Der Major war nicht weniger erstaunt, als ich selbst, er rieth mir indessen, der Einladung zu folgen, weil ich nicht wissen konnte, was der Onkel mit mir beabsichtigte. Daß irgend ein anderer Zweck, als nur der, mich zu sehen und mich in seinem Hause zu empfangen, den Oheim geleitet habe, davon war der Major eben so sehr überzeugt, als ich selbst; aber gerade deshalb mußte ich, wie er sagte, der Einladung folgen, um mich selbst zu überzeugen, welches wohl die Absicht des Oheims sein möge. Zugleich theilte mir der Major mit, daß Sie, theures Klärchen, die geheimnißvolle Besucherin wären, welche mir so manche genußreiche Stunde in dem trüben Leben, welches ich jetzt zu führen gezwungen bin, bereitet hatte. Er theilte mir dies mit, weil er wußte, daß ich mein Staunen Sie, gerade Sie hier zu finden und als die Tochter meines Oheims, als meine Cousine, zu finden, nicht würde unterdrücken können; daß ich mich verrathen haben würde, wenn ich nicht vorher von ihm benachrichtigt worden wäre. Diese Mittheilung geschah daher nur in Ihrem und in meinem Interesse. Ihr Geheimniß konnte nicht länger bewahrt werden — es mußte ja in dem Augenblick, wo ich Sie sah, sich von selbst verrathen und der Major glaubte

daher sicherlich mit Recht, daß er die Pflicht habe, die Pflicht gegen Sie und gegen mich, seinem Worte untreu zu werden. Schelten Sie ihn deshalb nicht. —"

„Er hatte Recht," entgegnete Klärchen nachdenklich, „vollkommen Recht, ich bin ihm dankbar dafür. Auch ich würde mich verrathen, würde nicht so schnell meine Fassung wiedergewonnen haben, wenn ich nicht Ihre eisige Kälte gesehen und mir deshalb im Augenblick gesagt hätte, auch Du mußt Dich beherrschen. — Aber was glauben Sie, daß mein Vater beabsichtigt, indem er Sie in unser Haus einladet?"

„Der Major hat mir Aufschluß darüber gegeben und ich glaube, daß er Recht hat."

„Und was sagt er?"

„Er glaubt, daß Ihr Vater eine Ahnung von Ihren Besuchen bei mir habe."

„Das ist leider nur zu wahr," entgegnete Klärchen seufzend, „oder vielmehr er hatte eine Ahnung, ist aber gegenwärtig schon vollkommen davon überzeugt, daß er sich getäuscht habe."

„Der Major," fuhr Hugo fort, „glaubt, daß ihr Vater gerade den Eindruck sehen wollte, den unser unvermuthetes Zusammentreffen hier auf uns beiderseits machen würde, um dadurch zu einer Ueberzeugung zu gelangen, ob seine früheren Vermuthungen begründet oder unbegründet seien."

„Das ist mehr als wahrscheinlich," entgegnete Klärchen, „und jetzt freue ich mich doppelt, daß der Major Sie bereits unterrichtet hatte, und daß wir beiderseits uns so vollständig in der Gewalt hatten, nicht die Gefühle zu verrathen, welche uns bei diesem plötzlichen Wiedersehen durchdringen mußten." — Klärchen erröthete bei diesen Worten, denn ein tiefer Blick Hugo's sagte ihr, daß er sie verstanden, und daß auch er vollkommen die Gefühle theile, welche das junge Mädchen beseelen, nicht nur das Gefühl der Begeisterung für die Freiheit,

welches Klärchen veranlaßt hatte jede Rücksicht aus den Augen zu setzen, um ihren Cousin von den finsteren Plänen ihres Vaters zu unterrichten, sondern auch das süßere Gefühl, welches erst die nähere Bekanntschaft mit Hugo in Klärchens Seele erweckt hatte.

„Ich bin glücklich, bin überglücklich, mein theures Klärchen!“ flüsterte Hugo leise, „jetzt darf ich Sie wiedersehen, darf Sie ungescheut wiedersehen und ich werde diese Gelegenheit benutzen, werde öfter das Haus meines Oheims besuchen, wie sehr auch andere Gründe mich vielleicht von diesen Besuchen abhalten sollten.“

Nachdenklich schaute Klärchen zu Boden. „Ich weiß nicht,“ sagte sie trübe, „ob ich Ihnen rathen soll, dies zu thun, ich weiß nicht, ob es nicht besser wäre, wenn Sie jede Bekanntschaft, jede Annäherung an meinen Vater vermeiden.“

„Weshalb das?“

„Ich fürchte, mein Vater hat noch andere Pläne mit Ihnen; ich kenne ihn zu wohl, ich weiß, daß das Gefühl der Verwandtschaft ihn nicht hindern würde, Sie zu verderben, wenn Sie seinen Plänen widerstehen. Ich weiß — daß er Sie haßt, weil Sie ein Führer der Demokratie sind, und ich weiß, daß er nicht ohne bestimmte Gründe seinen Haß gegen Sie unterdrückt und Sie in unser Haus einführt. Ich kenne seine Pläne mit Ihnen nicht, aber gerade deshalb fürchte ich sie.“

„Aber was könnte der Oheim beabsichtigen? Er kann doch unmöglich glauben, daß er mich zu seiner Partei hinüberzuziehen im Stande wäre? Darüber, sollte ich denken, müßte ihn mein erstes Auftreten bereits belehrt haben. Was sollte er also von mir wollen, wenn er nicht eben die vertrauliche Annäherung im Familienkreise beabsichtigt?„

Klärchen schüttelte bedenklich den Kopf. „Das Alles ist meinem Vater gleichgültig. Eine seiner Absichten hat der Major bereits errathen, aber das ist es nicht allein. Mein

Vater würde Sie in diesem Falle heut eingeladen, dann aber eine Gelegenheit gesucht haben, um noch heute mit Ihnen zu brechen. Er nimmt keine Rücksichten irgend einer Art, als die seines Parteiinteresses; da er Sie so freundlich empfangen, da er so liebevoll mit Ihnen gesprochen hat, so hegt er noch andere Absichten mit Ihnen und ich fürchte, er will Sie in irgend einer Art für seine Zwecke benutzen, entweder, indem er darauf hofft, daß er durch Ihre Offenheit eingeweiht werde in die Pläne der Demokratie — "

„Niemals!" rief Hugo aus, „ich würde niemals meine Partei verrathen!"

„Das glaube ich, und das weiß auch mein Vater gewiß, aber er hofft vielleicht durch Andeutungen von Ihnen manches über die Demokratie zu erfahren."

„Ich werde mich in Acht zu nehmen wissen."

„Thun Sie das ja; mein Vater kennt die Verhältnisse der Demokratie so genau, daß auch die leiseste Andeutung ihm leicht einen Schlüssel selbst in die geheimsten Pläne Ihrer Freunde geben kann, um so mehr, als er, wie Sie wissen, durch seine thätigen Spione in den Stand gesetzt ist, auch von andern Seiten Vieles zu erfahren. Doch genug hiervon; ich muß Ihnen schnell noch einige andere Mittheilungen machen, welche für Sie von Interesse sein werden. Sie haben vielleicht bemerkt, daß mein Vater seit einiger Zeit nicht mehr im Saale ist; ebenso haben auch mehrere seiner Freunde, die ich als die thätigsten Mitglieder der royalistischen Partei kenne, die Gesellschaftszimmer verlassen, und ich schließe daraus, daß eine geheime Berathung in irgend einem Hinterzimmer stattfindet. Ich warne Sie deshalb, Hugo, die royalistische Partei beabsichtigt jedenfalls wieder in der nächsten Zukunft irgend einen Gewaltstreich, denn niemals hat sie lebhafter verhandelt, als gerade jetzt.

„Und ahnen Sie gar nicht, was man wohl will?" —

„Ich habe noch Nichts darüber erfahren können; indessen weiß ich so viel, daß es zu den Ideen meines Vaters und der übrigen Mitglieder der royalistischen Partei gehört, weniger selbst thätig aufzutreten, als die Pläne und die Fehler der Demokratie zu ihrem Vortheil zu benutzen. Ich bin überzeugt, daß, was auch immer in den nächsten Tagen von der Demokratie vorgenommen werde, die royalistische Partei ihre Hand dabei im Spiele hat, daß sie auf das Genaueste von Allem unterrichtet ist, was in den Reihen der demokratischen Führer geschieht."

„Diese Verrätherei ist schändlich!"

„Sie haben leider nur zu sehr Recht. Aber genug, lassen Sie uns jetzt unser Gespräch abbrechen; es möchte auffällig werden, und ich wünsche nicht, daß, wenn mein Vater zurückkömmt, er uns beisammen sähe. Leben Sie wohl, Hugo." —

Hugo verabschiedete sich mit einem freundlichen Blick von Klärchen und verließ dieselbe dann. Er blieb nur noch kurze Zeit in der Gesellschaft, denn er hatte kein Interesse mehr an derselben, da er sich nicht mehr mit Klärchen Warren unterhalten konnte. Die übrigen Persönlichkeiten waren ihm zu fremd, standen ihm ihrer Gesinnung nach zu schroff entgegen, als daß er Anknüpfungspunkte bei ihnen hätte finden können. Er verließ deshalb bald den Saal, um nach Hause zu eilen.

Kurze Zeit, nachdem Hugo die Gesellschaft verlassen, kehrte der Geheimerath von Warren in dieselbe zurück. Sein erster Blick fiel auf seine Tochter, der zweite suchte nach Hugo, und er fühlte sich sehr beruhigt, als er Klara in der heitersten Unterhaltung mit den sie umgebenden Damen sitzen sah und als er bemerkte, daß Hugo bereits die Gesellschaft verlassen habe. Er theilte dies Herrn von Berg mit, aber der Lieutenant schüttelte bedenklich mit dem Kopf; er war nicht vollkommen

zufrieden gestellt, der Verdacht, den er gehegt gegen Klärchen und Hugo, war noch nicht geschwunden.

„Sie sind ein Thor!" sagte der Geheimerath lächelnd, „aber ich denke, wie besorglich Sie auch jetzt den Kopf schütteln, Sie werden endlich doch zur Vernunft kommen. Ein so grundloser Verdacht, wie der Ihrige, wird sich mit der Zeit legen, Sie werden zu der Ueberzeugung kommen, wie unsinnig dieser Verdacht ist, Sie werden es um so mehr, wenn Sie bemerken, wie auch die schärfste Beobachtung meiner Tochter und Hugo Warren's nicht das geringste Einverständniß zwischen Beiden kund giebt."

„Ich hoffe es, Herr Geheimerath, und glaube überzeugt sein zu dürfen, daß Sie mir die Resultate dieser Beobachtung auf das Genaueste mittheilen."

„Sie können sich darauf verlassen, Herr von Berg. Ich würde lieber meine Tochter, als die Sache des Royalismus opfern, und ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß wenn Klara im Einverständniß mit Hugo betroffen wird, wenn ich die schreckliche Entdeckung mache, daß sie eine Verrätherin ist an unserer Partei, daß ich sie dann von mir stoße für immer, daß ich vergesse, wie sehr ich sie als mein Kind geliebt habe, Doch das ist ein unmöglicher Fall. Verscheuchen Sie die trüben Sorgen von Ihrer Stirne, wir haben so viel Ernstes, so viel Trauriges und Besorgliches in der gegenwärtigen Zeit zu erfahren, die Wirklichkeit ist so trübe, daß wir uns nicht mit eingebildeten Sorgen quälen dürfen." —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Unruhige Auftritte.

Hugo saß am Morgen des 14. Juni in seinem einsamen Zimmerchen und arbeitete fleißig an seinem Werke, als plötzlich

die Thür aufgerissen wurde und ein junger Mann von kaum 20 Jahren heftig in's Zimmer stürzte. Der Eintretende war ein Jüngling von kräftiger schöner Gestalt und edlem kühnen Gesicht. Er war gekleidet in die Tracht der bewaffneten Berliner Studentenschaft und der schwarze Kalabreserhut mit der herabwallenden brennend rothen Feder stand dem jungen schönen Gesicht vortrefflich. Hugo erkannte in dem stürmischen Ankömmling einen der tüchtigsten jungen Demokraten, einen Studenten Namens Wander, der sich durch seine glühende Beredsamkeit, durch sein kühnes und energisches Auftreten und durch seine über jeden Zweifel erhabene Redlichkeit in kurzer Zeit einen Namen in der demokratischen Partei gemacht und sich auch die Achtung Hugo's mehr wie die meisten andern Demokraten Berlins erworben hatte.

„Was seh' ich Warren!" rief Wander aus, „Sie sitzen hier in aller Gemüthlichkeit, während der Sturm in jedem Augenblick losbrechen kann; wissen Sie nicht, was vorgeht, wissen Sie nicht, daß heute der Zeughaussturm vor sich gehen wird? Schnell! antworten Sie mir jetzt weiter nicht, sondern ziehen Sie sich an und folgen Sie mir."

Hugo war im höchsten Grade erstaunt über die Mittheilung, die ihm so eben gemacht wurde. Er wußte allerdings, daß in der Demokratie beschlossen worden war, das Zeughaus zu stürmen, aber er hatte sich schon seit einigen Tagen, weil seine Arbeit ihn drängte, ein wenig von den Berathungen der Comitee's zurückgezogen und daher nicht in Erfahrung gebracht, daß der Zeughaussturm so bald beabsichtigt werde. Er sprang auf, kleidete sich schnell an, um Wander zu begleiten. Während der Zeit erzählte ihm dieser, daß in einer Versammlung der Comité's der verschiedenen revolutionären Klubs der Beschluß gefaßt sei, unter jeder Bedingung, und sei es auch mit Gewalt, sich aus dem Zeughause Waffen zu verschaffen. Hugo schüttelte über diesen Beschluß bedenklich den Kopf.

„Ist man in den Comité's schon ganz entschieden darüber, daß heute der Zeughaussturm stattfinden soll und muß?" fragte er.

„Ganz entschieden," erwiederte Wander, „alle Vorbereitungen sind getroffen; das Volk muß Waffen haben! Vor den Thoren Berlins steht der Prinz von Preußen mit der Armee, in jedem Augenblick bereit, einzudringen in die Stadt, die Nationalversammlung auseinanderzujagen und wiederum den Absolutismus zu proklamiren. Unsere Bürgerwehr, das einzige bewaffnete Korps des Berliner Volks, ist zu schwach, zu selbstsüchtig, zu feige, um auf sie rechnen zu können. Sie würde im Fall eines Kampfes die Waffen strecken und die Proletarier würden gezwungen sein, wieder, wie am 18. März, unbewaffnet hinter die Barrikaden zu treten und sich nur zur Zielscheibe der Soldateska herzugeben. Das Volk muß Waffen haben, wenn es seine Freiheit vertheidigen soll, und wir können diese Waffen nicht anders erlangen. Alle Versuche, auf gütlichem Wege die Bewaffnung des Volkes zu erringen, sind gescheitert, jetzt bleibt uns daher nur die Gewalt übrig; wir müssen diesen Weg einschlagen, denn die Volksbewaffnung ist zur dringenden Nothwendigkeit geworden, und wir werden ihn einschlagen, denn es ist von den sämmtlichen Führern der demokrattischen Partei Berlins fast einstimmig der Beschluß gefaßt worden, daß dies geschehe. Man hat es Ihnen übel genommen, Warren, daß Sie in den letzten Tagen in unseren Sitzungen so viel gefehlt haben, bei denen Sie gerade nothwendig waren. In einer so wichtigen Zeit sollte Niemand fehlen!"

„Man hat mich nicht benachrichtigt," sagte Hugo etwas verstimmt, weder mich noch den Major Arnow."

„Freilich den Major nicht!" entgegnete Wander lachend. „Wo wollen Sie auch hin! den alten Major, der stets zur Vorsicht räth, der niemals den Muth zu einer That besitzt, der

fortwährend im Widerspruch steht mit fast allen Stimmen im Comité und dem man außerdem seiner alten aristokratischen Bekanntschaften wegen nicht ganz traut, den freilich haben wir in einer so sturmbewegten Zeit zu den Comitésitzungen nicht eingeladen, aber Sie —"

„Auch mich nicht."

„Seidler hat es aber doch ganz bestimmt versprochen, Sie einzuladen."

„Er wird wahrscheinlich seine Gründe gehabt haben, dies nicht zu thun," erwiederte Hugo mit einem bittern Lächeln.

„Ich begreife dies nicht, er versicherte noch gestern Abend, daß Sie ihm versprochen hätten, zu kommen, aber nicht gekommen seien."

„Er hat mir kein Wort von einer Sitzung am gestrigen Abend gesagt und ich konnte daher von einer solchen nichts wissen."

„Wander schwieg nachdenklich. Endlich sagte er: „Das ist ja eine Perfidie! was sollte Seidler für Gründe gehabt haben, um Sie nicht einzuladen? ich begreife das nicht!"

„Ich begreife das wohl," entgegnete Hugo, „Seidler hat dieselben Gründe mich nicht einzuladen, als die, den Major von Arnow, einen unserer zuverlässigsten, tüchtigsten Demokraten in den Augen unserer Partei zu verdächtigen, denn ich wette, daß von Seidler der Beschluß ausgeht, den Major nicht ferner zu den Sitzungen des Comité's zuzuziehen."

„Freilich!" erwiederte Wander zögernd.

„Nun, Sie sehen wohl," fuhr Hugo fort, „daß ich Recht habe. Auch mich hat Seidler nicht eingeladen, weil er wußte, daß ich mit aller Kraft im gegenwärtigen Augenblicke gegen den Zeughaussturm sprechen würde, so lange bis unsere Partei in Berlin einigermaßen organisirt ist. Aber genug, wir werden darüber heute noch Gelegenheit haben, zu sprechen; jetzt sagen

Sie mir, wozu sie mich abholen, was wir beginnen wollen, ich bin bereit mit Ihnen zu gehen."

Hugo hatte sich mittlerweile vollständig angezogen und fertig gemacht, Wandern zu folgen.

„Kommen Sie," sagte Wander, „zuerst nach dem Zeughause! lassen Sie uns dort sehen wie die Sachen stehen und dann lassen Sie uns nach dem Hôtel * * eilen, wo das Comité in Permanenz sitzt, um die Vorbereitungen zum Zeughaussturme zu treffen, um während desselben die Bewegung zu regeln und um nach derselben die Früchte aus der errungenen Volksbewaffnung zu ziehen."

„Wander schritt Hugo voran, Beide gingen dann Arm in Arm über den Schloßplatz nach dem Zeughause. Auf ihrem Wege zeigte es sich, daß in Berlin wiederum eine gewaltige Aufregung herrsche. Die Straßenecken von Berlin waren im Sommer des Jahres 1848 die Thermometer des politischen Horizonts. An gewöhnlichen Tagen, wo man nichts erwartete, waren die Straßen so belebt, wie sie es in großen Städten immer sind. Hier und da standen wohl einige einzelne Personen zusammen und besprachen sich über die Tagesereignisse, aber diese kleinen Zusammenkünfte hatten keine Bedeutsamkeit und die Vorübergehenden blieben kaum einen Moment stehen, um zu horchen, was in solchen Gruppen besprochen wurde, dann gingen sie ohne besondere Theilnahme weiter. Ganz anders war es am heutigen Tage. An allen Staßenecken hatten sich bedeutende Aufläufe gebildet, überall standen 50, 60 und mehr Leute zusammen, in deren Mitte irgend Jemand aus dem Volke den Sprecher machte und den Umstehenden die Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung auseinandersetzte. Hatte ein Sprecher geendet und es zeigte sich kein neuer, so gingen die Gruppen langsam auseinander, um sich wenige Schritte weiter wieder auf's Neue zusammen zu ballen und zu sammeln um einen andern Redner:

Auf dem Schloßplatz war ein wogendes Menschengewühl, ebenso auf der Schloßfreiheit, dem Lustgarten und ganz besonders auf dem Platze vor dem Zeughause. Ueberall standen Menschengruppen, überall hörte man sprechen von Volksbewaffnung, überall von den Gerüchten, welche wieder die ganze Stadt durchzuckten, daß der Prinz von Preußen an der Spitze einer Armee vor den Thoren Berlins stehe und beabsichtige die Stadt mit Waffengewalt einzunehmen. Geflissentlich wurde das Gericht in der Stadt verbreitet und mit jedem Tage, mit jeder Stunde vergrößert. Die Nationalversammlung hatte noch nicht begonnen und nur einzelne Deputirte gingen nach der Singakademie, hier und dort stehenbleibend, um mit Staunen auf die gewaltige Bewegung im Volke zu schauen, welche sich so plötzlich wieder kund gab, ohne daß eine äußere Veranlassung dazu sichtbar geworden wäre. Das Volk sah den Deputirten nach, ohne eine besondere Aufmerksamkeit auf sie zu wenden; nur hier und da, wenn ein besonders beliebter Deputirter der Linken durch die Reihen schritt, wurde er mit einem jubelnden Lebehoch empfangen und bis zur Nationalversammlung begleitet. Reichenbach, D'Ester, Berends und Andere wurden so im Triumpf dem Eingange der Singakademie zugeführt.

Hugo blickte gedankenvoll auf die wild durcheinander fluthenden Volksmassen, welche ordnungslos sich umhertrieben, ohne für ihren Willen eine bestimmte Richtung zu haben. „Was soll hieraus werden?" sagte er traurig zu seinem Begleiter. „Sehen Sie diese Menschen an, welche zum größten Theil nur aus Vergnügen am Skandal, ohne ein bestimmtes Prinzip zu haben, nur weil sie hoffen, daß der heutige Tag ein amüsanter für sie sein werde, hierhergekommen sind. Sehen Sie sich diese Menschen an, und glauben Sie dann wirklich, daß wir im gegenwärtigen Augenblick etwas Ernsthaftes unternehmen können?"

„Weshalb nicht?" fragte Wander erstaunt.

„Nein, nein!" entgegnete Hugo mit ernstem Kopfschütteln, „für jetzt ist hier nichts zu thun! mit diesen Leuten wird es nicht einmal möglich sein, das Zeughaus zu stürmen, wenn es nur irgend von der Besatzung vertheidigt werden sollte. Diese Leute werden sich zurückziehen bei dem ersten Angriff des Militairs, oder bei der ersten ernsthaften Attaque der Bürgerwehr.

„Die Bürgerwehr wird nicht angreifen."

„Vielleicht! aber wenn auch das Militär nur einigermaßen sich wehrt, so werden die Leute, die wir hier sehen, wahrlich nicht den Muth haben, nicht die Energie, um einen Angriff auf das Zeughaus zu wagen. Zu einem solchen Unternehmen gehört eine Leitung; ein ordnungsloser Haufen, wie der, den Sie hier versammelt sehen, kann ein solches Unternehmen nicht beginnen und wenn er es beginnt, und wenn es gelingt durch Zufälligkeiten, so kann er niemals ein so großartiges Werk segensreich zu Ende führen. Wie wollen Sie unter den Leuten, die Sie hier sehen, eine Vertheilung der Waffen auf ordnungsmäßigem Wege bewirken, wie wollen Sie die Volksbewaffnung dadurch zur Wahrheit machen, daß Sie das Zeughaus erstürmen, wenn Sie nicht eine Regelung der Bewaffnuug eintreten lassen wollen?

„Oh, das wird sich Alles machen!" entgegnete ihm Wander sorglos. „Sprechen Sie diese Zweifel nur nachher im Comité aus, man wird dann schon dafür sorgen, daß die Ordnung hergestellt werde."

Hugo schüttelte bedenklich den Kopf, aber er sah ein, daß es zu nichts führe, der leichtsinnigen Sorglosigkeit seines jungen Freundes gegenüber, die Zweifel anzuregen, welche ihn selbst bewegten. Er nahm sich vor, dies im Comite zu thun, wo er auf eine etwas größere Theilnahme rechnen zu können glaubte.

Während Hugo mit Wander durch die Gruppen am Zeug=

hause ging und hier und dort bei einer derselben stehen blieb, um die Gespräche zu belauschen, welche innerhalb der einzelnen Gruppen geführt wurden, sah er unter andern in mitten eines der größten Volkshaufen einen großen, breitschultrigen, schwarzhaarigen Menschen mit wilden Gebärden, welcher als Redner für die Volksbewaffnung aufgetreten war. Er kannte diesen Menschen, er mußte ihn erst vor wenigen Tagen gesehen haben und doch wußte er nicht recht, wo er ihn hinthun sollte, bis ihm plötzlich einfiel, daß es eben jener Mensch war, welcher am 9. Juni vor der Singakademie von dem Major ihm als das Werkzeug des Doktor Seidler bezeichnet worden war. Es war in der That Barthold, der hier inmitten eines Volkshaufens eine wüthende Rede für die Volksbewaffnung hielt und die Arbeiter, welche ihn umgaben, darauf aufmerksam machte, daß heute oder niemals der Zeitpunkt gekommen sei, sich das Recht der Bewaffnung zu verschaffen und dadurch Kraft zu erlangen gegen die tyrannischen Unterdrückungsmaßregeln, welche die Regierung gegenwärtig beabsichtige.

Barthold war eben im besten Flusse der Rede, als sich ein blasser junger Mann in ziemlich eleganter Kleidung durch die Volksmenge drängte und zu ihm, dessen riesiger Körper über alle Umstehenden hinausragte, herantrat. Er flüsterte ihm leise einige Worte zu; Hugo verstand von diesen nichts, obgleich er Barthold ziemlich nahe stand, nur als dieser eine leise Entgegnung murmelte, hörte er aus derselben das Wort „Seidler“ heraus und augenblicklich durchzuckte ihn der Verdacht, daß Barthold hier abermals im Namen und Auftrage des Doktor Seidler handle; seine Neugier wurde dadurch natürlich nur gestärkt und er beschloß, ehe er in das Comité ging, wenigstens noch einige Zeit abzuwarten, was hier vielleicht noch geschehen werde. Er sollte bald genug Gelegenheit haben dies zu sehen. Barthold nickte, nach noch einigen vertraulichen Worten mit dem jungen Manne, als derselbe schon im Fort-

eilen war, ihm freundlich zu und sagte: „gleich, gleich!“ Dann wendete er sich wieder an die ihn umgebende Volksmasse und sprach wo möglich nur noch aufregender, noch heftiger und kraftvoller, als vorher. Er schilderte mit energischen Worten, wenn auch in einer wenig gebildeten Sprache, aber mit großem Feuer und darum vielleicht eben für das Volk, welches in ihm Einen seines Gleichen sah, um so wirksamer, die Unterdrückungsmaßregeln der Regierung und forderte das Volk auf, jetzt endlich die feige Ruhe abzuwerfen und abermals aufzustehen, um den Gewaltstreichen entgegenzutreten.

„Seht Freunde!“ rief Berthold plötzlich: „dort nach dem Schlosse! Seit ich weiß nicht wieviel Hundert Jahren waren die Schloßthore offen, man konnte ruhig durch dieselben gehen, Niemand fürchtete Etwas davon. Heut hat man große eiserne Gitter vor die Thore gemacht, die Regierung will inmitten der Stadt Berlin sich eine Festung gründen, sie will Kanonen oben auf das Schloß fahren und von da aus die Stadt in Grund und Boden schießen!“ *) „Sie will das Schloß mit Soldaten besetzen und damit man nicht hinein kann, läßt sie eiserne Gitter vor die Thore pflanzen! Aber wir wollen dies nicht leiden, wir brauchen das nicht zu leiden! wir haben das Recht durch das Schloß gehen! wir wollen keine eisernen Gitter! Mir nach, Freunde! Kommt mit nach dem Schlosse!

---

*) Der Leser wolle verzeihen, wenn wir bei dieser Gelegenheit das unsinnige Gerücht, welches eine Zeit lang im Volke wirklich einigen Glauben fand, anführen. Wir erinnern uns sehr wohl, daß es zu der Zeit des Zeughaussturmes wirklich im Volke von Berlin aufgetaucht, und vielfach geglaubt wurde. Es erschien uns besonders charakteristisch für die Mittel, durch welche in jener Zeit die leichtgläubige Menge aufgeregt wurde, um in kleinlichen Emeuten ihre Kraft zu brechen und sie unfähig zu machen zu einem gewaltigen großartigen Widerstand gegen die Maßregeln, welche die Regierung erst in späterer Zeit auszuführen beabsichtigte.

Heraus mit den eisernen Gittern! Fort mit ihnen! Reißt sie ab, wir wollen keine Festung mitten in Berlin haben!"

Ein donnernder Jubelruf folgte den Worten Barthold's und im nächsten Augenblicke erschallte tausendfach das Geschrei: „Nach dem Schlosse! Nach dem Schlosse! Heraus mit den eisernen Gittern!" auf dem Platze vor dem Zeughause und pflanzte sich fort mit reißender Schnelligkeit, bis hin nach dem Schloßplatze. — Die Gruppen ballten sich augenblicklich zu einem wilden Zuge zusammen, der schnellen Schrittes dem Schlosse zueilte. — Die eisernen Gitter, welche erst vor einigen Tagen an den Schloßportalen befestigt waren, wurden mit einer wahrhaft wunderbaren, fast übermenschlichen Kraft aus ihren Angeln gerissen und von gigantischen Arbeitergestalten in die Höhe gehoben. Auf den Schultern wurden sie fortgetragen und eins derselben von der langen Brücke aus unter dem unendlichsten Jubelruf der Tausende in die Spree geworfen, die andern wurden, von der unzähligen Menge begleitet, nach dem Heiligthume des Volkes, nach der Aula gebracht und den Studenten, jenen jugendlichen Vorkämpfern der Freiheit — als solche wenigstens betrachteten die Berliner Arbeiter die Studenten — zur Bewachung übergeben.

Die Aufregung hatte sich durch diesen kleinen Zwischenfall ein wenig gekühlt. Es wurde von Niemandem beabsichtigt, im Schlosse selbst irgend einen Unfug zu begehen, sobald daher die Gitter ausgerissen waren, zogen sich die Volksmassen sogleich wieder zurück und überließen die Portale der bewachenden Bürgerwehr, welche zu schwach gewesen war, dem Ausreißen der Gitter irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, vielleicht auch dies, ihren Befehlen folgend, gar nicht beabsichtigt hatte. — Ohne weiteren Exceß wälzten sich daher die Massen weiter der Singakademie zu und verdichteten sich hier mit jedem Augenblick mehr und mehr.

Hugo war ein unthätiger Zuschauer des ganzen Ereignis-

ses gewesen; er war mit den Massen fortgedrängt worden bis an die Portale des Schlosses und hatte dem ganzen Vorfall beigewohnt, ohne sich im Geringsten bei diesem Scandale zu betheiligen, der ihn tief und schmerzlich berührte. Von Wander war er durch den Strom der Bewegung getrennt worden, nur ab und zu hatte er die brennend rothe Feder seines Freundes aus dem Menschengewühl hervorschimmern sehen; er hatte nicht wahrnehmen können, ob Wander sich selbst bei dem Ausreißen der Gitter betheiligt und ob er das Volk hierzu angeführt habe. Erst in der Nähe des Zeughauses traf er ihn wieder und seine erhitzten Wangen, seine glänzenden, strahlenden Augen, sagten Hugo augenblicklich daß Wander in einer gewaltigen Aufregung sei, wahrscheinlich hervorgebracht durch einige Theilnahme an jenem Vorfall.

„Was sagen Sie zu diesem Unsinn?" sagte Hugo ärgerlich zu Wander.

„Unsinn!" entgegnete Wander verletzt, „ich begreife Sie nicht; wollen wir es leiden, daß man eine Festung mitten in Berlin gegen das Volk aufbaue, um von ihr aus bei einem etwaigen Straßenkampf agiren zu können?"

„Ich bitte Sie," entgegnete Hugo, ohne ein verächtliches Lächeln unterdrücken zu können, „ich bitte Sie Wander, Sie werden doch nicht an einen solchen Wahnsinn, wie das Befahren des Schlosses mit Kanonen, glauben?"

„Weshalb nicht? die Reaktion ist zu Allem fähig."

„Aber nicht dazu, unbemerkt eine Anzahl Geschütze 100 Fuß hoch in die Höhe zu winden. Ich glaube es wird noch Zeit sein dagegen einzuschreiten, wenn man die nöthigen Gerüste, um ein solches Unternehmen zu beginnen, im Schlosse aufführt. Aber lassen Sie uns jetzt nicht weiter über diesen Scandal sprechen, der vielleicht der größte Unsinn an dem heutigen unsinnigen Tage ist, kommen Sie, wir wollen nach dem Hotel * * gehen, um uns dort mit unsern Freunden zu be-

sprechen, was zu thun ist, denn ich fürchte, wir werden alle unsere Kraft zusammen nehmen müssen, um die Bewegung, welche heut sich des Volkes bemächtigt hat, in eine Bahn zu lenken, die der Demokratie fördersam, nicht schädlich ist. Kommen Sie Wander, Sie sind außer sich, Sie sind aufgeregt und taugen in diesem Augenblick nichts unter den Volksmassen." — Und Hugo ergriff Wander beim Arm und führte den jungen Mann gewaltsam mit sich fort nach dem Comité der demokratischen Führer.

In einem abgelegenen Zimmer des Hotel * * hatten sich schon vom Morgen des 14. Juni an die einflußreichsten Führer der Demokratie Berlins versammelt, um hier in Permanenz zu bleiben, zu berathen und von hier aus die Bewegung des Tages zu leiten, um von hier aus vielleicht die Geschicke Preußens zu entscheiden. Die Versammlung war natürlicherweise eine geheime und nur die zuverlässigsten, anerkanntesten und tüchtigsten Mitglieder der Demokratie, nur Diejenigen, welche sich eines Einflusses auf die Volksmassen rühmen konnten, hatten Zutritt bei dieser Versammlung. Man hatte auch den Versammlungsort verlegt, man war nicht in dem Hartmannschen Lokale zusammengekommen, weil dasselbe zu weit entfernt war von dem Schauplatze der Ereignisse, in deren Nähe man sein mußte, um fortwährend auf das Beste unterrichtet zu sein.

Als Hugo in das dunkle Zimmer trat, brannte schon Licht in demselben, obgleich es kaum 2 Uhr Mittags war. Das Zimmer war nach dem Hof hinaus gelegen und eine hohe Wand versperrte das Fenster dermaßen, daß kaum einige Strahlen des Tageslichtes durch dasselbe einzudringen vermochten. An einem großen Tisch fand Hugo die meisten der demokratischen Führer versammelt. Nur wenige fehlten, aber gerade diese wenigen waren Diejenigen, welche Hugo am meisten achtete, von denen er am meisten überzeugt war, daß sie mit Ruhe, mit gediegener Ueberlegung die Sache der Demokratie vertheidigten, von

denen Hugo wußte, daß sie ohne allen Eigennutz, ohne allen Ehegeiz für die Demokratie wirkten. Er fand in dem Zimmer hauptsächlich alle diejenigen Führer, welche der exaltirtesten Richtung angehörten, und welche schon vielfach sich bei Straßenkrawallen und andern ähnlichen Ereignissen betheiligt und compromittirt hatten, diejenigen Männer, welche der Demokratie des Jahres 1848 so viel Vorwürfe zugezogen, welche ihr den Stempel der Krawallsucht aufgedrückt haben.

Ein malerisches Bild bot sich den Augen Hugo's dar, als er in's Zimmer trat. Das Zimmer war von einer Ampel, in welcher Gas brannte, hell erleuchtet; unter der Ampel stand ein langer Tisch, um den die Führer der Demokratie theils standen, theils saßen. Alle diese Männer, mit ihren jugendlich kräftigen Gesichtern, ihren nervigen Gestalten, hatten sich heute für einen Kampf vorbereitet. Sie waren theils mit Büchsen, theils mit Säbeln bewaffnet, man sah verschiedene Kalabreser mit langen, rothen, wallenden Federn auf den Köpfen der Anwesenden. In der Mitte des Tisches lagen nebeneinander aufgeschichtet Patronen, Kugeln und ein Haufen Pulver; neben dem Pulver stand ein brennendes Licht, bestimmt zum Fidibusanstecken, denn der Fidibusbecher stand dicht daneben und wurde häufig gebraucht für die vielen Cigarren, welche fortwährend im Gange waren.

So ordnungslos und unvorsichtig, wie dieser einzelne kleine Zug, wie diese Staffage des Ganzen war die Versammlung selbst. Der Doktor Seidler saß in der Mitte des Tisches auf dem Sopha und präsidirte. Er leitete die Versammlung, das läßt sich nicht leugnen, mit vielem Geschick, und wußte die wildesten Debatten trefflich immer wieder in das gerade Gleis zu bringen, eine Aufgabe, welche große Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erforderte, denn niemals hatten die Debatten eine größere Neigung zur Wildheit, zur vollständigsten Ordnungslosigkeit, als an jenem Tage, an welchem alle Theilnehmenden

in jedem Augenblick gewärtig waren, aus dem Zimmer hinaus in das Gewühl des Kampfes zu treten.

Als Hugo und Wander in's Zimmer traten, verzog sich Seidler's Gesicht, seine Stirn runzelte sich. Er hatte eben eine kleine Pause in den Debatten eintreten lassen und war in einem Privatgespräch mit seinem Nachbar begriffen. Er stockte in dem Augenblick, als er Hugo sah, ermannte sich jedoch gleich wieder und rief demselben freundlich entgegen: „Willkommen, Freund Warren! es ist mir lieb, daß Sie endlich kommen; ich hatte, da Sie meinen vielfachen Aufforderungen nicht Folge leisteten, schon fast die Hoffnung aufgegeben, daß Sie an unsern Berathungen Theil nehmen würden und doch ist gerade heute Ihre Gegenwart wichtiger, denn jemals, heut müssen Sie uns mit Ihren militärischen Kenntnissen nützen." Seidler streckte bei diesen Worten Hugo die Hand entgegen, aber Hugo that, als sähe er es nicht; er nickte Seidler kalt zu und erwiederte, indem er bei ihm vorbei ging, um sich an einige andere Bekannte zu wenden, welche auf einer andern Seite des Tisches saßen: „Wenn ich gewartet hätte, um hierher zu kommen, bis auf Ihre Aufforderung, Herr Doktor Seidler, so würde ich wahrscheinlich nicht hier sein. Ich habe nichts von diesen Zusammenkünften gewußt, erst Wander hat mir dieselben mitgetheilt. Kommen Sie, Wander," fügte er zu diesem gewendet hinzu, „ich habe mit Ihnen und mit B., S. und M. Wichtiges zu besprechen." Er zog mit diesen Worten Wander und einige andere von jenen demokratischen Führern, welchen er am meisten vertraute, in eine Ecke des Zimmers, wo sie unbelauscht sich unterhalten konnten, ehe der Wiederbeginn der Debatte ihnen das Gespräch unmöglich machte.

„Was wollen Sie," fragte Wander verwundert, „wir haben, dächt' ich, heute Zeit genug gehabt zum Sprechen, als wir den ganzen Vormittag zusammen auf der Straße waren."

„Ich wollte warten," entgegnete Hugo, „bis ich das, was ich Sie zu fragen habe, in Gegenwart Anderer fragen kann. Ich muß Ihnen gestehen, meine Herren," fuhr er leiser fort, „ich bin auf das Höchste erstaunt und entrüstet, in dieser Versammlung, in der so außerordentlich wichtige Gegenstände verhandelt werden sollen, in dieser Versammlung, welche alle Theilnehmer, wenn sie verrathen wird, auf die Festung bringen kann, den Doktor Seidler präsidiren zu sehen, von dessen Verrätherei ich Ihnen die wichtigsten Andeutungen gegeben habe."

Ein ungläubiges Lächeln spielte um den Mund Wander's und derselbe Zug war auch auf den Gesichtern der übrigen Demokraten bemerkbar.

„Sie sind zu vorsichtig," entgegnete Wander nachlässig, „Sie sind zu mißtrauisch."

„Ich sage Ihnen, daß ich fast Beweise für Seidler's Verrätherei habe."

„Theilen Sie uns dieselben mit."

„Ich kann das nicht, ohne andere Personen zu compromittiren!"

„Es ist immer dasselbe Gerede," erwiederte Wander fast ärgerlich, „die zuverlässigsten Leute werden verdächtigt ohne allen Grund, aber frägt man nach Beweisen, so sind dieselben nicht herbeizuschaffen oder nicht zu veröffentlichen, damit nicht andere Personen compromittirt werden sollen. — Schaffen Sie mir Beweise, Warren, dann will ich Ihnen glauben, eher nicht. Ich halte Seidler für den Zuverlässigsten vielleicht in dieser ganzen Gesellschaft."

„Aber ich glaube, Wander," entgegnete Hugo ernst und vorwurfsvoll, „Sie werden mich nicht für so leichtsinnig halten, daß ich mich mit solcher Bestimmtheit gegen einen Mann wie Seidler, der an der Spitze der Partei steht, aussprechen würde, daß ich Ihnen sagen würde, ich habe Beweise seiner Verräthe-

rei in der Hand, wenn ich nicht in der That solche Beweise hätte. Sie werden nicht glauben können, daß ich absichtlich und ohne Grund einen solchen Mann zu verdächtigen bestrebt sei."

„Sie nicht, lieber Warren," entgegnete Wander leicht, „aber Gott weiß, wo Sie etwas Ungünstiges über Seidler gehört haben, welche falsche Mittheilungen man Ihnen gemacht hat und wie Sie selbst getäuscht worden sind." —

„Ich bin nicht getäuscht worden, ich versichere es Ihnen!"

„Lassen Sie das, Sie werden meinen Glauben nicht wankend machen. Diese ewigen Verdächtigungen, die gegen unsere reinsten und tüchtigsten, gegen die anerkanntesten und bewährtesten Demokraten täglich wiederholt werden, müssen endlich aufhören."

Und Wander drückte Hugo die Hand und entfernte sich. Er kehrte zu einigen andern Bekannten, welche ihn eben gerufen hatten, zurück. Vergeblich stellte Hugo auch den übrigen mit ihm näher bekannten demokratischen Führern seine Zweifel gegen Seidler noch einmal vor, er gab ihnen sogar Andeutungen über das, was er von Seidler wußte, aber es gelang ihm nicht, auch nur den geringsten Zweifel in seinen Freunden zu erwecken, auch diese zuckten nur mit den Achseln und versicherten, daß Seidler viel zu bewährt dastehe, als daß man an ihm zweifeln dürfe. Hugo war tief gekränkt durch das Mißtrauen, welches man gegen ihn selbst offenbart hatte, indem man seinen Worten keinen Glauben schenkte, und er fürchtete die schlimmsten Folgen von der Theilnahme des Doktor Seidler, wie an den Comitésitzungen überhaupt, so ganz besonders an der gegenwärtigen, welche von einer so hohen Wichtigkeit werden sollte. Er konnte jedoch nichts weiter thun, sondern mußte ruhig den Verfolg der Sache abwarten, welcher ihm vielleicht Gelegenheit geben konnte, seine Ansicht auszu-

sprechen. Nachdem er noch einige Zeit in Privatgesprächen mit einigen seiner Bekannten zugebracht hatte, setzte er sich bei der Wiedereröffnung der Debatten mit an den Tisch und zwar setzte er sich Seidler gerade gegenüber, um diesen während der ganzen Zeit zu beobachten.

Seidler hatte, um besser an der Discussion selbst Theil nehmen zu können, das Präsidium einem andern Mitgliede der Versammlung übergeben. Eine wunderbare Debatte entspann sich jetzt, eine Debatte, wie sie wohl selten in einer Versammlung gehalten worden sein mag. Man berieth über die Maßregeln, welche am Abend genommen werden sollten, man debattirte nicht darüber, ob das Zeughaus erstürmt werden, sondern w i e es erstürmt werden sollte, nicht darüber, ob eine Volksbewaffnung stattfinden, sondern w i e dieselbe in's Leben gerufen werden sollte. — Die Redner sprachen sämmtlich höchst kaltblütig, die sonderbarsten, kühnsten Pläne, die überschwenglichsten Ideen wurden aufgetischt. Ein Plan war immer unpraktischer, immer thörichter, immer phantastischer, als der andere. Die jugendlichen, feurigen, enthusiastischen Männer, welche hier versammelt waren, vergaßen fortwährend die Wirklichkeit und überließen sich ganz ihrer ungezügelten Phantasie, so daß wahrhaft romantische, an's Mährchenhafte streifende und vollständig unausführbare Pläne zur Sprache kamen.

Das große Wort führten die Häupter der Straßendemokratie, jene Männer, welche in jedem Augenblick bereit waren, entweder auf der Tribüne vor den Zelten ihr Donnerwort dem Volke zuzurufen, oder auch in den Straßen den nächsten besten Eckstein als Rednertribüne zu benutzen, um das Volk aufzufordern zu Sturmpetitionen und andern scandalvollen Auftritten. Diese Männer waren es, welche am heutigen Tage am meisten und mit dem größten Beifall sprachen. Ließ sich ja einmal, und dies kam höchst selten vor, die Stimme eines ruhigeren Demokraten vernehmen, die mit einiger Lebensanschauung

den vorgebrachten Unsinn enthüllte, so erregte dieselbe nur Mißfallen. Die Versammlung hatte sich selbst in eine solche Extase, in einen solchen Enthusiasmus hineingearbeitet, daß ein ruhiges, vernünftiges Wort bei ihr keine Stätte mehr finden konnte. Das Zeughaus mußte gestürmt werden, darüber waren fast Alle einig, und nur Einige waren in der Versammlung, welche bedenklich darüber den Kopf schüttelten; das Zeughaus mußte gestürmt werden, denn das Volk mußte bewaffnet werden. Aber das war ja auch nur der erste Schritt, den man thun wollte — der zweite Schritt war der Sturz des Ministeriums, jenes unglücklichen, halben Ministeriums, welches eben so sehr gehaßt und verachtet wurde von der extremen Demokratie, als es den Haß und die Verachtung der entgegengesetzten Partei auf seine Schultern geladen hatte; jenes Ministeriums, dem nur die schwache und thatenlose Mittelklasse ihre Achtung zollte. Das Ministerium mußte gestürzt werden, an seine Stelle mußte ein anderes treten, ein energisches Volksministerium, bestehend aus Männern der That, aus Männern der energischen Demokratie, ein Ministerium, welches die Revolution in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu erhalten und fortzupflanzen im Stande war. Mit einem solchen Ministerium und einem vollständig bewaffneten Volke glaubte man eine Sicherheit für die Ausdehnung der demokratischen Freiheiten zu gewinnen.

Hugo hörte eine lange Zeit den Debatten, welche bald vom Zeughaussturm zum Sturz des Ministeriums und von diesem wieder auf jenen überschritten und sich regellos ins Blaue hinein verloren, welche höchstens abwechselten mit unausführbaren Vorschlägen, aufmerksam zu, ohne sich selbst in dieselben zu mischen; er hielt es indessen endlich für seine Pflicht, auch seine Meinung zu sagen, obgleich er im Voraus wußte, daß dieselbe hier in dieser exaltirten Versammlung wenig oder gar keinen Anklang finden würde. Er meldete sich zum Wort und erhielt dasselbe. — In feuriger Rede setzte er jetzt der Ver-

sammlung aus einander, daß auch er sowohl die allgemeine Volksbewaffnung, als den Sturz des schwachen Ministeriums Camphausen für durchaus nothwendig halte, wenn die Demokratie in Preußen erblühen, wenn sie zum Staatsprinzip werden solle. Auch er theile also im Grunde die Prinzipien vollständig, von denen die Ansichten aller Versammelten ausgingen, aber in den Mitteln weiche er himmelweit von dem ab, was hier vorgeschlagen sei. Er bat die Versammelten, sich doch nicht gänzlich jenen exaltirten Träumereien zu überlassen, denen sie sich vollständig hingegeben zu haben schienen; er bat sie, ein wenig hineinzuschauen in die Wirklichkeit und sich dann selbst zu sagen, wie unmöglich, wie vollkommen unausführbar alle jene Pläne seien, welche sie besprochen hätten. Sie wollten das Zeughaus erstürmen; das freilich sei möglich, wenn nämlich das Zeughaus nicht vertheidigt werde, aber eine Compagnie Militair, wie solche im Zeughause stehe, sei vollkommen hinreichend, das Haus gegen die regellose Masse, welche es von außen belagere, zu vertheidigen, gegen die Masse, welche, wie Hugo sich ja selbst überzeugt hatte, zum allergrößten Theile nur aus kaum erwachsenen Knaben bestand, in der er, ganz im Gegensatze zu sonstigen Versammlungen des Volkes und der demokratischen Partei, fast nur den Abschaum der Demokratie, jenes Gesindel der Hauptstadt bemerkt hatte, welches nur, wenn es einen Scandal auszuüben giebt, hervorkriecht aus seinen abgelegenen Schlupfwinkeln. Mit solchem Gesindel sei weder eine Revolution zu machen, noch könne, selbst im Falle eines gelungenen Zeughaussturmes, mit demselben eine Volksbewaffnung vorgenommen werden; nur eine Bewaffnung dieses Auswurfs, welcher weder fähig noch würdig sei, die Waffen zu tragen, sei dann möglich. — Die Bürgerwehr werde, dies glaubte Hugo, vielleicht zum Theil mit dem Volke gemeinschaftliche Sache machen, zum Theil aber werde sie dies gewiß nicht thun, sondern sich den Absichten der Masse auf das Zeughaus

widersetzen. Es werde ein Kampf in den Straßen Berlins entstehen zwischen Volk und Bürgerwehr und — zwischen Bürgerwehr und Bürgerwehr, ein blutiger Kampf, der gerade jetzt von den traurigsten Folgen sein könne, wenn er benutzt werde von der entgegengesetzten Partei. Um Berlin lagerten die Truppen des Prinzen von Preußen und dies werde als ein Grund angegeben, weshalb das Zeughaus erstürmt und das Volk bewaffnet werden sollte. Sei dies wahr, und Hugo zweifelte nicht daran, so sei es gerade ein Grund mehr, jetzt um jeden Preis dergleichen unsinnige Unternehmungen zu unterlassen, jeden Anlaß, der einen Zwiespalt im Volke hervorrufen könne und werde, und der der Regierung einen Scheingrund geben könne, die Truppenmacht zu Hülfe zu rufen und einen Theil des Volkes zu sich herüberzuziehen, zu vermeiden. Ein solches Unternehmen sei aber gerade der Zeughaussturm und am allermeisten gerade jetzt, wo sich noch immer die Aufregung der Bürgerschaft über die Vorfälle am 9. Juni vor der Singakademie und die dadurch hervorgerufene Abneigung derselben gegen die Demokratie nicht gelegt hatte. Ehe nicht eine vollständige Versöhnung eingetreten sei zwischen Bürgerschaft und Arbeitern, eher dürfe man um so weniger zu solchen Gewaltmitteln greifen. — Hugo erklärte sich deshalb vollständig gegen den Zeughaussturm, er hielt denselben für die unglückseligste Maßregel, welche die Demokratie in diesem Augenblick ergreifen könne, er glaubte, daß vielleicht in späterer Zeit ein solcher Streich, wohl angelegt und ausgeführt, nützlich und nothwendig werden könnte, daß er aber gegenwärtig vollständig verfehlt sein werde. — Hugo theilte außerdem der Versammlung mit, daß er ihr authentische Nachricht geben könne, daß die Reaction von ihren Plänen für den heutigen Tag auf das Genaueste unterrichtet sei und daß sie alle Maßregeln getroffen habe, um aus diesem Zeughaussturme den möglichsten Nutzen zu ziehen. Er wisse freilich nicht, ob die Reaction den Zeughaussturm zu

verhindern die Absicht habe, er wisse nicht, ob es nicht in ihre Pläne passe, ihn ruhig vor sich gehen zu lassen, wohl aber wisse er, daß sie vollständig organisirt sei und alle Vorbereitungen getroffen habe, um den Zeughaussturm in ihrem Interesse auszubeuten. — Mit bedeutungsvollen Worten versicherte endlich Hugo der Versammlung, daß die Reaction ihre genauen und umfassenden Nachrichten über den Zeughaussturm aus den Reihen der demokratischen Führer selbst empfangen habe.

Ein leises Murren folgte den Worten Hugo's. Die Führer der Demokratie kannten Hugo als einen zuverlässigen und ruhigen Mann, sie vertrauten ihm, aber dessen ungeachtet fanden seine Worte zu so aufgeregter Stunde nicht den geringsten Anklang. Man glaubte, sie entsprängen aus einer gewissen Furchtsamkeit, welche sich scheute, zu so energischen Mitteln, wie der Sturm des Zeughauses war, zu greifen. Auf Seidlers Stirn hatten sich während Hugo's Rede tiefe Falten zusammengezogen, kaum hatte Hugo geendet, als er das Wort erbat.

„Herr Baron von Warren!“ sagte er, und er betonte den aristokratischen Titel in so eigenthümlicher Art, daß Hugo die Röthe des Zorns in die Wangen stieg und daß unwillkürlich in den übrigen Mitgliedern der Versammlung ein Zweifel gegen das Demokratenthum Hugo's, mindestens eine Vergleichung des aristokratischen Ranges mit der demokratischen Gesinnung angeregt werden mußte.

„Herr Baron von Warren!“ sagte Seidler, „Sie sind sehr freundlich, sehr gütig, uns mitzutheilen, was in den Reihen der Reaction vorgeht; es wäre vielleicht wünschenswerth, wenn Sie uns mittheilten, wie Sie zu der genauen Kenntniß der Pläne der Aristokratie gekommen sind, zu welcher Kenntniß Sie doch nur gelangen konnten durch einen sehr vertrauten Umgang mit den Führern der Reaction selbst.“

Hugo wurde dunkelroth vor Zorn und innerer Aufregung, aber er bezwang sich und antwortete sehr ruhig: „Herr Doktor

Seidler vergißt, wie es scheint, daß ich ein Verwandter des Geheimenraths von Warren bin — den wohl Herr Seidler selbst sehr gut als einen der Führer der Reaction kennen wird — Herr Doktor Seidler vergißt ferner — daß Julius von Lychtendorf — den Herr Seidler ebenfalls selbst auf das Genaueste als einen Führer der Reaction kennt — mein nächster Vetter ist, und daß ich daher wohl einen Blick in die Parteiumtriebe unserer politischen Gegner zu thun vermochte."

Ein höhnisches Lächeln umspielte bei Hugo's Worten, deren Anspielungen er sehr gut verstand, die Lippen Seidler's; er kümmerte sich nicht um die Beschuldigung, welche in denselben lag, er war entschlossen, mit Hugo den Kampf auszukämpfen von dem Augenblick an, wo er einsah, daß dieser um seine Geheimnisse wisse.

„Ich weiß allerdings," entgegnete Seidler ruhig, „daß die genannten Herren Führer der Reactionspartei sind und ich habe auch in Erfahrung gebracht, daß Herr von Warren mit seinen Verwandten, mit denen er eine Zeit lang entzweit gewesen war seiner demokratischen Gesinnung wegen, jetzt wieder auf dem besten Fuße lebt, daß er sogar gestern in Gesellschaft bei dem Geheimerath von Warren war."

Ein allgemeines Staunen zeigte sich in der Versammlung bei diesen Worten Seidlers. Man blickte mit Mißtrauen auf Hugo, dessen Zorn bei dieser indirekten Anschuldigung sich mit jedem Augenblick vermehrte.

„Ist das wahr, Herr von Warren?" fragte Wander Hugo mit ernstem Ton, „ist das wahr, was Herr Doktor Seidler uns hier sagt?"

„Ja!" entgegnete Hugo ruhig, es ist allerdings wahr. Ich hatte mit meinem Oheim in keiner Verbindung gestanden, denn als ich hierher nach Berlin kam, wurde ich meiner Gesinnung wegen von ihm zurückgestoßen. Gestern erhielt ich plötzlich eine Einladung in sein Haus, deren Freundlichkeit ich mir zu

erklären nicht im Stande war. Ich weiß bis zu diesem Augenblick nicht, wie mein Oheim auf die Idee gekommen sein mag, mich einzuladen, nur so viel weiß ich, daß er es gethan hat und mit der größten Freundlichkeit gethan hat."

Ein spöttisches Lächeln zuckte um Seidler's Mundwinkel. „Ich mache Herrn von Warren keinen Vorwurf daraus," sagte er, „daß er mit seinen Verwandten in der Reaktion Verbindungen unterhält, es ist dies vielleicht sehr nützlich für die Demokratie. — Noch eine Frage erlaube ich mir jetzt an Herrn von Warren, das ist die, ob er nach seiner Rede sich unter keiner Bedingung beim Zeughaussturm betheiligen will, oder ob er nur gegen denselben spricht, um sich nachher der Majorität unserer Versammlung zu unterwerfen und ob er sich, wenn diese dennoch den Zeughaussturm beschließt, den Befehlen fügen will, welche die Versammlung ihm geben wird, ob er bereit ist, das Commando einer Arbeiter-Abtheilung bei dieser Gelegenheit zu übernehmen; kurzum, ich frage Herrn von Warren, ob er, als ein wahrer Demokrat, sich unseren Beschlüssen fügen, oder ob er auf seinem Kopf bestehen will?

„Ich werde mich immer den Beschlüssen der Partei fügen," entgegnete Hugo ruhig, „aber ich erkenne in dieser Versammlung allerdings nur eine Conferenz einiger Parteiführer, welche ich keinesweges als eine Parteiversammlung anerkennen kann, da gerade diejenigen der Parteiführer in unserer Mitte fehlen, auf deren Urtheil ich am meisten gebe, deren ruhige Besonnenheit bei einer so höchst wichtigen Angelegenheit am dringendsten nothwendig ist."

„Dann," entgegnete ihm Doktor Seidler, „wenn Herr von Warren unsre Versammlung aus diesem Lichte betrachtet, begreife ich nicht, weshalb er überhaupt sich noch in unserer Mitte befindet. Ich bin der Ueberzeugung, daß eine Versammlung, wie die unsrige, nur solche Mitglieder in sich aufnehmen darf, welche vollkommen entschlossen sind, sich den Beschlüssen

der Majorität zu fügen; Herr von Warren will dies nicht thun, Herr von Warren betrachtet unsere Versammlung nicht als eine für die Demokratie beschlußfähige, Herr von Warren will auf seine eigene Hand handeln, es ist also auch nicht nöthig, daß er tiefer eingeweiht werde in unsere Pläne. Ich überlasse es jetzt ganz und gar dem Ehrgefühl des Herrn von Warren selbst, ob er auf eine fernere Theilnahme an unserer Versammlung verzichten will."

Hugo erröthete tief; er konnte nicht umhin, sich zu sagen, daß Seidler eigentlich Recht habe, obgleich er sehr wohl wußte, aus welchen Gründen Seidler gerade in diesem Augenblick eine solche Meinung kund gab, weshalb er gerade jetzt die Ausschließung Hugo's aus dem Comité wollte, aber Hugo konnte nicht umhin, dem Wunsche Seidler's nachzukommen; er besaß zu viel Ehrgefühl, um sich ferner in einer Gesellschaft bewegen zu können, in der er doch eigentlich nur geduldet wurde. Er nahm deshalb schnell seinen Hut und verließ die Gesellschaft, ohne daß er von irgend einem der Mitglieder, selbst Wander nicht ausgenommen, der doch so viel auf ihn gab, aufgefordert wurde, zu bleiben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Unruhen.

Hugo verließ mit trüben Gedanken, mit schwerem Herzen die Versammlung im Hotel **. Er war durch die Beweise des Mißtrauens, welche er so eben erhalten hatte, sehr betrübt und niedergedrückt. Es ist ein furchtbares Gefühl, sich beargwohnt zu sehen in einer Zeit der politischen Bewegung, in welcher der Verdacht der Verrätherei ein nur zu natürlicher, oft zu sehr berechtigter ist. Hugo war sich der äußersten Reinheit seiner Gesinnungen so sehr bewußt, er fühlte so sehr, daß

kein Ehrgeiz, keine Eitelkeit, keine Selbstsucht, sondern nur die Liebe für die Freiheit ihn in die Reihen der Demokraten geführt hatte, er fühlte so sehr, daß er jeder Aufopferung für die gute Sache fähig sei, daß ihn der Verdacht, welcher gegen ihn erhoben worden war und welcher, wie er gesehen hatte, vollständigen Glauben fand, um so tiefer schmerzte. Er ging von dem Hotel ** unwillkürlich dem Zeughause zu. Es war schon hoch am Nachmittage, denn die Verhandlungen in dem Hotel hatten sich etwas in die Länge gezogen.

Der Platz vor dem Zeughause unter den Linden, fast bis zum Schlosse hin, war von Tausenden und abermals Tausenden angefüllt. Ueberall standen theils kleinere, theils größere Gruppen zusammen im eifrigsten Gespräch. Besonders dicht gedrängt war die Menge im Kastanienwald. Die Nationalversammlung war schon geschlossen. Die Deputirten hatten ruhig das Sitzungs-Lokal verlassen können; nur den Abgeordneten der äußersten Linken hatte das Volk abermals durch donnernde Lebehochs seine Sympathien bewiesen.

Hugo drängte sich durch die Menge nach dem Kastanienwäldchen, wo die Menschenmasse am dichtesten gedrängt stand, um zu hören, wie die Stimmung daselbst sei. Er kam gerade zur rechten Zeit, um einer Art Volksversammlung beizuwohnen, welche sich im Kastanienwald um einige der beliebteren Volksredner geschaart hatte. Das Postament der Kanonen vor dem Zeughause wurde als Rednertribüne benutzt, und von hier aus sprachen mehrere bekannte Straßendemokraten zum Volke, mehrere der Leute, deren Stimme bei allen Straßenbewegungen sich hören ließ, welche dadurch dem Volke bekannt und bei ihm beliebt geworden waren. Der Thierarzt Urban, ein großer Mann mit langem schwarzem Bart, einem ehrwürdigen, ausdrucksvollen Gesicht, dessen mystische Redeweise das Volk anzog, sprach neben dem jugendlichen und feurigen Korn, einem schönen jungen Mann von kaum 30 Jahren. Auch der Ma-

schinenbauer Sigrist, ein kräftiger Mann im besten Mannesalter, dessen donnernde Stimme weithin über die bewegten Volksmassen schallte und der durch den Ruf, daß er einer der kühnsten Märzkämpfer gewesen sei, einen gewaltigen Einfluß auf das Volk ausübte, sprach mit Feuer und Energie zur Menge.

Fast alle diese und andere Redner zeigtendem Volke mit glühenden Worten, daß es zur Bewaffnung berechtigt sei und daß es, wenn ihm der Staat die versprochenen Waffen nicht gutwillig gäbe, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht habe, sich diese Waffen zu holen aus der Waffenkammer des Staates, dem Zeughause. Auch andere begütigende Stimmen fanden zuerst beim Volke Anklang. Sie forderten, man möge eine Deputation abschicken zum Commandeur der Bürgerwehr, dem Major B., um von diesem die Bewaffnung des Volkes zu fordern. Dieser Vorschlag fand die Zustimmung der versammelten Menge; es wurde in der That eine Deputation ernannt, welche dem Major B. die Wünsche des Volkes überbringen sollte. An der Spitze derselben stand ein junger Russe, Namens Feenburg, der sich durch seine feurigen Reden im demokratischen Klub ausgezeichnet und einen beliebten Namen im Volke erworben hatte. Feenburg war erst seit einigen Tagen aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt, wo er als Officier bei einem Freikorps tapfer gegen die Dänen gekämpft hatte. Als er es übernahm, die Deputation zu führen, wurde dies mit Jubel vom Volke aufgenommen und große Massen begleiteten die Deputirten nach dem Commando der Bürgerwehr, während indessen die Hauptmasse des Volkes am Zeughause zurückblieb. Auch Hugo blieb da, weil er ahnte, daß diese Deputation nur eine Scheinmaßregel sei, von der selbst Diejenigen, welche sie angerathen hatten, keinen Erfolg hofften. Man wollte nur die Sache etwas in die Länge ziehen, um erst noch größere Volksmassen beim Zeughause versammelt zu sehen und um mit diesen einen Angriff auf dasselbe unternehmen zu können.

Während Hugo noch umher schlenderte, sich aber immer in der Nähe des Zeughauses hielt, begegnete er seinem alten Freunde, dem Major von Arnow.

„Ei, ei, Verehrtester," sagte der Major, „Sie auch hier? Wie kommt es, daß Sie nicht im Hotel ** bei den liebenswürdigen Führern unserer liebenswürdigen Demokratie sind?"

„Ich war dort," entgegnete Hugo, „man hat mich ausgewiesen."

„Was Teufel! Was sagen Sie da?" rief der Major erstaunt und zog Hugo's Arm in den seinigen, um mit ihm sich etwas zurückzuziehen aus dem Volksgewühl und um besser einige Worte plaudern zu können. „Sie hat man ausgewiesen, Verehrtester, und aus welchem Grunde?

„Man mißtraut mir."

„Ihnen?!"

„Ja, Herr Major; es scheint, man hält mich für einen Verräther.„

„Nun, das muß ich gestehen!" entgegnete der Major entrüstet, „ich habe unsere liebenswürdigen Demokraten immer für toll wie die Märzhasen gehalten, aber für so kreuzverrückt hielt ich sie doch nicht! — Und aus welchem Grunde mißtraut man Ihnen?"

„Weil ich gestern im Hause meines Oheims zur Gesellschaft war — und weil ich mich entschieden aussprach gegen den Zeughaussturm und auseinander zu setzen suchte, daß derselbe nur ein verunglücktes Unternehmen werden würde."

„Sehen Sie, Verehrtester!" entgegnete der Major, „das eben ist das Unglück unserer Demokratie, daß ihre Führer kein Ohr für ein vernünftiges Wort haben; wer Vernunft predigt, wird verdächtigt, nur wer mit dem Kopf geradewegs durch die Wand laufen will, wird für einen energischen, entschiedenen und redlichen Mann gehalten. Aber trösten Sie sich, Verehrtester, die Sache ist nicht so schlimm, als sie aussieht. Jung

Vieh will Muth haben und die Fohlen schlagen hinten aus. Unsere Demokraten sind ja sämmtlich noch Kinder in der Politik. Im März geboren, können sie eben im Juni noch keinen besondern Verstand haben; es wird sich Alles finden."

„Ja, wenn es zu spät ist," entgegnete Hugo düster.

„Für die Freiheit ist es niemals zu spät."

„Man wird aber eben die Freiheit durch diese unsinnigen Maßregeln verderben, man wird den Despotismus, der jetzt besiegt zu sein scheint, wieder ins Leben rufen und alles Blut, alle Thränen, welche vergossen worden sind in den Märztagen, werden vergeblich vergossen worden sein."

„Sie irren, Freund, weder Blut noch Thränen sind vergeblich vergossen, denn sie haben den Keim gelegt zur Freiheit in das Gemüth des Volkes. Und wenn auch jetzt die Demokratie durch falsche Maßregeln, durch Unerfahrenheit und Leichtsinn sich selbst für den Augenblick ruinirt, so ist der göttliche Funke in den Lehren der Demokratie doch bei Weitem zu mächtig, als daß er durch einige unsinnige Unternehmungen der Führer ausgelöscht werden könnte. Freilich beschwört man den Absolutismus wieder herauf am politischen Horizont, freilich arbeitet man, ohne es zu wollen, der Reaktion in die Hände und giebt ihr die Macht, sich täglich zu verstärken, sich immer kühner wieder zu erheben. Aber es thut das nichts, unsere Demokratie ist noch nicht reif zur Herrschaft, sie muß erst wieder ein Stadium der Unterdrückung durchmachen, sie muß erst die Schlacken von sich abstreifen, den Schmutz, der ihr im gegenwärtigen Augenblicke noch anklebt. Andere Männer, als die, welche jetzt das große Wort in den Klubs führen und als der Gährungsschaum der Bewegung obenauf gestiegen sind, müssen das Volk leiten und die Demokratie vertreten, ehe sie segensreich zu wirken vermag. — Ob auch Jahre darüber vergehen, Verehrtester, es ist ja gleichgültig — was sind denn Jahre in der Weltgeschichte?"

„Sie hoffen also noch immer?" fragte Hugo trübsinnig, „Sie hoffen, trotzdem, daß Sie in diesem Augenblick hinschauen auf diese Volksmenge, die mit wüstem Geschrei jenen Männern dort zujauchzt, jenen Männern, die mit hohlen Phrasen das Volk auffordern zum Scandal?"

„Es wäre ein Unglück," erwiderte der Major ernst, „wenn ich nicht mehr hoffen wollte; ich würde mich selbst verachten, wenn ich den Muth verlieren wollte, weil ich sehe, daß eine Idee, für die Jahre erforderlich sind, um sie zur Geltung zu bringen, nicht in Tagen zur Herrschaft gelangen kann; wenn ich sehe, daß ein Volk, welches 30 Jahre unter den Sclavenketten geseufzt hat, sich nicht in Wochen von den alten Angewohnheiten loszureißen und der neuen Freiheit würdig zu machen versteht. Sie sind noch jung, mein verehrtester Freund, und Ihrem ungezügelten Feuereifer mag die Aussicht traurig erscheinen, daß erst in einer Reihe von Jahren die Religion des neunzehnten Jahrhunderts, die Demokratie, die herrschende Volksreligion werden wird; Ihnen mag es traurig erscheinen, daß wir, ehe wir zur vollen Freiheit gelangen können, ein Stadium der abermaligen Knechtschaft und Unterdrückung durchleben müssen, ich aber betrachte dies als eine historische Nothwendigkeit, gegen welche anzukämpfen ich für eine Thorheit halte, denn es ist klar, daß unsere Revolution keine vollendete war und die alte Regel, daß der Mensch nur klug wird durch den eigenen Schaden, muß sich auch an uns erst bewähren. — Lassen Sie das Volk, lassen Sie seine Führer jetzt nur austoben, die Folgen ihrer Thaten kommen auf ihr Haupt; die Idee wird nicht unterdrückt werden, wenn auch ihre Herrschaft verspätet wird. — Aber kommen Sie jetzt, Freund, ich sehe, wie dort plötzlich die Massen nach dem Brandenburger Thore hinstürmen, lassen Sie uns sehen, was dort geschieht."

Der Major schloß Hugo's Arm fester in den seinen und führte ihn vorwärts, indem in der That sich ein Strom von

Menschen nach dem Brandenburger Thore hin ergoß. Schon unterwegs begegnete ein entfernt Bekannter den beiden Vorwärtseilenden. Er kam gerade von dem Brandenburger Thore und erzählte ihnen, daß dort ein kleiner Kampf zwischen Bürgerwehr und Arbeitern stattgefunden habe. Ein Arbeiterhaufen war durch den Thiergarten nach dem Krollschen Etablissement gezogen und hatte dort unter stürmischen Drohungen von dem Besitzer die Leihung einiger Fahnen verlangt. Sie wurden gegeben, denn es war nicht möglich, zu widerstehen, und zwar eine dreifarbige deutsche und eine rothe Fahne. Auf die letztere hatten die Arbeiter ein weißes Feld mit der Inschrift: „Brod- und obdachslose Arbeiter" befestigt, und waren mit diesen Fahnen dem Brandenburger Thore zugezogen, um sich den unruhigen Massen vor dem Zeughause anzuschließen. Das Thor war mit Bürgerwehr besetzt und diese hatte die heranziehenden Arbeiter zurückgewiesen, ihnen sogar den Befehl ertheilt, die Fahnen abzuliefern. Die Arbeiter verweigerten dies und machten endlich, als die Bürgerwehr sie unter keiner Bedingung in die Stadt lassen wollte, einen Angriff mit Steinwürfen auf die Thorwache. Ein kurzer Kampf entspann sich, bei dem einige nicht unbedeutende Verwundungen auf beiden Seiten vorkamen; aber die Arbeiter wurden zurückgeworfen und einige von ihnen arretirt, die Uebrigen mußten sich unverrichteter Sache zurückziehen.

„Das wird nicht das einzige Blut sein, welches heute fließt," sagte der Major, als sein Bekannter die Erzählung beendet hatte, „ich fürchte, daß wir für heute Abend noch bedauerlichen Scenen entgegen gehen. Lassen Sie uns zurückkehren zum Zeughause, Hugo, um dort die Ereignisse abzuwarten, welche vielleicht die nächsten Stunden uns bringen werden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen der Royalisten zum Zeughaussturm.

In den Zimmern des Barons von Lychtendorf in der Burgstraße hatte sich am Nachmittage des 14. Juni eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden. Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren nach und nach zusammengekommen, indem sie sich bemüht hatten, jedes Aufsehen zu vermeiden. Sie waren alle einzeln in das Haus getreten und schnell die Treppe hinaufgeeilt, ohne sich auch nur im Geringsten im Hause selbst oder in der Nähe desselben auf der Straße zu verweilen. So hatte denn, Dank der genommenen Vorsicht, das Versammeln einer Gesellschaft von mindestens zehn Personen bei dem Baron, im Hause auch nicht das kleinste Aufsehen veranlaßt, selbst Meister Neumann hatte nichts davon bemerkt, daß sein Miether eine zahlreiche Gesellschaft habe.

Die Versammlung, welche sich bei Julius von Lychtendorf zusammengefunden, hatte das Hinterzimmer in Beschlag genommen, während der Bediente des Barons in dem Vorderzimmer blieb. Wir müssen den Leser bitten, uns zu folgen, um mit uns die Gespräche jener Versammlung zu belauschen, welche uns übrigens zum größeren Theile schon bekannt sind, denn wir finden in ihr ganz dieselben Männer wieder, welche wir schon auf dem Balle des Geheimenraths von Warren in dem Hinterzimmer gesehen haben und welche der Geheimerath dem Grafen von Wangenheim als die Leiter der patriotischen Conspiration vorgestellt hatte. Wir finden den Lieutenant von Berg, den Geheimenrath von Warren, den Major Bessel und alle jene andern Herren, welche an jenem Abend dort versammelt gewesen waren. Aber außer ihnen war auch der Justiz-Commissarius Seemann von dem Geheimenrath der Gesellschaft zugeführt worden. Man war in der eifrigsten Berathung; fast

alle Viertelstunden jedoch wurde diese Berathung unterbrochen, indem bald eins bald das andere der Mitglieder das Zimmer verließ, um sich persönlich von dem Fortgange der Ereignisse vor dem Zeughause zu überzeugen, oder indem Boten ankamen, welche von verschiedenen Mitgliedern der Versammlung in dem Vorderzimmer ausgehorcht wurden über die Vorgänge in der Stadt. — Es war schon hoch am Nachmittage, die Versammlung war schon einige Stunden zusammen, als ein Bote derselben meldete, daß die Bewegung vor dem Zeughause mit jedem Augenblick gewachsen wäre, daß die beliebtesten Volksredner aufgetreten wären, um für die gewaltsame Volksbewaffnung zu sprechen und daß man nun eben im Begriff sei, eine Deputation an den Commandanten der Berliner Bürgerwehr zu senden, welche noch einmal versuchen sollte, von diesem auf gütlichem Wege Waffen zu erlangen.

Der Major Bessel sprang, als dieses gemeldet wurde, schnell auf, um sich zu entfernen; ehe er indessen das Zimmer verließ, wendete er sich noch einmal zur Versammlung und sagte: „Nun, meine Herren, es scheint, daß Alles auf das Vortrefflichste geht, ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß ich meine Maßregeln treffen werde, die Bataillone der Bürgerwehr heut Abend so aufzustellen, daß, falls es zu einem Kampfe der Arbeiter mit der Bürgerwehr kommen sollte, diese so gut als gar nicht operiren kann. Sollte dieser Kampf erbitterter werden und es möglich und gerathen machen, die Truppen in die Stadt zu ziehen, so wird bei der Aufstellung der Bürgerwehr-Bataillone auch darauf Rücksicht genommen werden, daß den einrückenden Truppen von Seiten der Bürgerwehr nicht das geringste Hinderniß in den Weg gestellt werden kann; verlassen Sie sich in dieser Beziehung ganz und gar auf mich. Ich fürchte, daß die dringendsten Geschäfte mich verhindern werden, heute noch einmal in Ihre Mitte zurückzukehren, doch bin ich von Ihrer Thätigkeit überzeugt, daß Sie die geeigneten

Mittel finden werden, den Zeughaussturm in's Leben zu rufen und damit einen Kampf zwischen Arbeitern und Bürgerwehr zu veranlassen. Vor allen Dingen wird es nothwendig sein, mit der größten Sicherheit dafür zu sorgen, daß die Waffen, welche aus dem Zeughause entnommen werden, nicht in die Hände der eigentlichen tüchtigen Arbeiter fallen, sondern daß unter die Stürmenden jenes Raubgesindel sich einschleiche, mit dem wir bereits durch Barthold in Verbindung getreten sind. Wie gesagt, ich verlasse mich ganz auf Ihre Thätigkeit, wie Sie sich auf meine Maßregeln verlassen können." Major Bessel drückte bei diesen Worten dem Geheimenrath Warren herzlich die Hand und verließ dann schnell das Zimmer und Haus, um sich möglichst unbemerkt nach dem Bürgerwehr-Commando zu begeben. Die übrige Gesellschaft blieb in eifriger Berathung zurück.

Der Major hatte sich kaum entfernt, als ein leises Klopfen an der Thür die Ankunft eines neuen Boten meldete. Julius wurde in das Vorzimmer geschickt, um denselben zu vernehmen und traf den schwarzen Barthold, der durch den Doktor Seidler zu ihm beschieden war.

„Der Herr Baron haben befohlen —" sagte Barthold mit einer respectvollen Verbeugung.

„Ja, Barthold," entgegnete Julius mit einer erzwungenen Freundlichkeit, die er nur ungern diesem Menschen gegenüber an den Tag legte, zu der er sich aber doch gerade in diesem Augenblicke, wo er Barthold so nothwendig gebrauchte, veranlaßt sah; „obgleich Sie am 9. Juni Ihre Versprechungen nicht gehalten haben, hat mir doch Doktor Seidler versichert, daß dies nur die Folge eines Zufalls gewesen sei."

„Gewiß, Herr Baron," entgegnete Barthold mit einem verlegenen Gesicht, „ich begreife selbst nicht, wie das gekommen ist, aber gerade in dem Augenblick, als ich die That begehen wollte, als ich mich herandrängte an den einen Abgeordneten,

gerade da faßte mich ein Fremder und sagte mir auf den Kopf zu, was ich thun wolle und daß Alles verrathen sei. Ich bekam dadurch einen solchen Schreck, daß ich, ich muß es gestehen, mich so schnell flüchtete, als ich irgend konnte."

„Lassen Sie das, die Sache ist abgemacht;" entgegnete Julius, „jetzt zu Ihrer heutigen Aufgabe! Hat Seidler bereits mit Ihnen gesprochen?"

„Der Doktor Seidler sagte mir, daß der Herr Baron ein Corps von 50 bis 60 bestraften Verbrechern in Bereitschaft zu sehen wünschten und mit mir vorher, ehe irgend Etwas unternommen würde, noch über die Art sprechen wollten, wie dieselben angewendet werden sollen."

„Ganz recht, das ist mein Wille gewesen. Haben Sie eine gehörige Anzahl dergleichen Leute in Bereitschaft?"

„Ja, Herr Baron, 67 Männer stehen zu Ihrer Disposition, von dem jeder mindestens schon seine 3 bis 10 Jahre über dem Berg*) gewesen ist. Sämmtlich Kerle, die Alles thun, was Sie ihnen auch befehlen mögen; Sie haben jetzt nur zu bestimmen."

„Gut!" entgegnete Julius, „warten Sie hier, in einigen Minuten werde ich Ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle geben."-

Julius kehrte in das Hinterzimmer zurück und theilte den Versammelten die Nachrichten mit, welche er so eben von Barthold empfangen hatte. Er erhielt nach kurzer Debatte von der Versammlung den Auftrag, Barthold den Befehl zu ertheilen, daß er unter jeder Bedingung darauf hinzuwirken suche, daß in der That ein Sturm des Zeughauses vorgenommen werde, wo möglich, indem dabei ein blutiger Conflict mit der Bürgerwehr stattfinde. Julius wollte eben seinen Auftrag ausführen,

---

*) Ueber dem Berg gewesen sein, ein gewöhnlicher Berliner Ausdruck für „auf dem Zuchthaus in Spandow gesessen haben."

als der Lieutenant von Berg, der in einer so vortrefflichen Verkleidung in der Gesellschaft gegenwärtig war, daß auch Julius, wenn er nicht von ihm selbst seinen Namen gehört hätte, ihn nicht erkannt haben würde, ihn zurückhielt und bat, es ihm zu erlauben, Barthold die nöthigen Befehle zu geben. Julius that dies außerordentlich gern, denn ihm war jede Verhandlung mit Barthold höchst unangenehm, und er that es um so lieber, als auch der Geheimerath von Warren, der kurz vorher sich längere Zeit heimlich mit Herrn von Berg unterhalten hatte, diesem beistimmte, daß er selbst mit Barthold sprechen sollte.

Herr von Berg verließ das Zimmer. Er fand den schwarzen Barthold im Vorzimmer am Fenster stehend und ungeduldig mit dem Knöchel des Zeigefingers gegen die Scheiben trommelnd. — Barthold bemerkte den in's Zimmer Tretenden nicht gleich und Herr von Berg hatte daher Gelegenheit mit forschenden Blicken den Proletarier eine Zeit lang zu betrachten. Er wurde vollkommen durch das Resultat seiner Forschungen befriedigt, denn Barthold's kühnes, wildes Gesicht entsprach ganz den Erwartungen und Anforderungen, welche er an diesen Mann gestellt hatte.

„Sind Sie Herr Barthold?" fragte endlich Herr von Berg, den Verbrecher in seinen Betrachtungen störend.

„Ja!" entgegnete dieser kurz und rauh, „was wünschen Sie?"

„Ich bin vom Herrn Baron beauftragt, Ihnen die Verhaltungsbefehle für heute zu geben."

„Ich stehe ganz zu Diensten."

„Sie haben 67 thatkräftige Männer zu Ihrer Disposition?"

„Ja."

„Und Sie können sich auf dieselben in jeder Beziehung vollkommen verlassen?"

„Vollkommen."

„Sie sind überzeugt, daß, was Sie ihnen auch befehlen mögen, ausgeführt werde."

„Ich weiß ganz gewiß, daß dies geschehen wird, wenn der Mann, wie mir der Doktor Seidler versprochen hat, zwei Thaler für heut Abend bekommt."

„Sie sollen sich darüber nicht zu beklagen haben; Ihr Lohn wird sogar ein höherer sein, wenn Sie unsern Erwartungen entsprechen."

„Sie können sich auf mein Wort verlassen," entgegnete Barthold mit einem sehr freundlichen Gesicht, denn das Versprechen des Lieutenants übertraf seine Erwartungen.

„Gut," fuhr Berg fort, „dann hören Sie, was wir von Ihnen verlangen: Sie werden zuvörderst wo möglich einen Kampf des Volkes mit der Bürgerwehr zu veranlassen suchen."

„Das wird schwer sein, mein Herr," erwiderte Barthold nachsinnend, „denn die Bürgerwehr hat gar keine Lust zum Kämpfen; ich habe mir die Leutchen, die jetzt da am Zeughause stehen, angesehen, bin aber überzeugt, daß dieselben trotz ihrer Kuhfüße ausreißen, sobald es zu irgend etwas Ernstem kommt. Kämpfen thun sie ganz gewiß nicht."

„Aber dennoch muß es zu einem Kampfe kommen."

„Wäre es nicht genug," sagte Barthold wieder, „wenn nur ein kurzes Blutvergießen bewirkt würde, wenn etwa Einer oder der Andere todtgeschossen würde? das ließe sich vielleicht machen. Ich weiß, daß sich heut einige Leute haben in der Bürgerwehr aufnehmen lassen, welche wohl, wenn sie gereizt werden, dazu zu bewegen sein würden, auf das Volk zu schießen, die übrige Bürgerwehr aber reißt ganz gewiß aus."

Der Lieutenant lachte. „Wenn es nicht anders ist, und wenn unsere tapfere Bürgerwehr zu einem Kampf sich durchaus nicht verstehen will, so würde das vielleicht genügen."

„Nun, dafür will ich schon sorgen."

„Das wäre also abgemacht. Jetzt hören Sie, was Sie

weiter zu thun haben: Sobald der Kampf mit der Bürgerwehr vorbei ist und diese, wie es sich voraussetzen läßt, sich zurückgezogen hat, werden Sie sofort mit Ihren Leuten in das Zeughaus eindringen. Sie haben dann die Aufgabe, nicht sowohl Waffen, wenigstens brauchbare Waffen aus dem Zeughause zu nehmen, als vielmehr alle diejenigen Gegenstände, welche Werth haben. Schneiden Sie zum Beispiel die silbernen Troddeln von den Fahnen ab, nehmen Sie diejenigen alten Waffen, welche mit Gold oder Edelsteinen verziert sind und suchen Sie überhaupt dem ganzen Einfall in das Zeughaus so viel als möglich den Charakter eines gewaltsamen Raubes zu geben."

„Das wird mir nicht schwer werden," entgegnete Barthold mit einem rohen Gelächter, „meine Leute würden sich viel schwieriger dazu bewegen lassen, daß sie nicht stehlen, als dazu, daß sie stehlen; für das Erstere könnte ich nicht stehen, das Zweite verbürge ich Ihnen!"

„Vortrefflich! das ist Alles was ich in dieser Beziehung verlangen kann. Aber noch Eins: Läßt es sich vielleicht machen, — daß außer dem Sturme des Zeughauses noch irgend ein anderer Scandal vorgenommen würde, daß Sie vielleicht irgend eine Privatwohnung demoliren und berauben könnten; ließe sich das nicht nebenbei veranstalten?"

„Nichts leichter als das! Meine Schäfchen sind zu Allem zu gebrauchen; ich werde dafür sorgen, wenn Sie es wünschen. Es wäre ja nur nöthig, daß man in die Wohnung irgend eines bekannten Reaktionärs eindränge und dort Volksjustiz übte; das wird sich schon machen lassen:"

„Gut, aber Sie müßten auch dafür sorgen, daß wenn dies geschieht, Ihre Leute vorsichtig genug sind, sich nicht dabei fangen zu lassen, damit unter keiner Bedingung von unserer Verabredung das Geringste bekannt werde."

„Seien Sie darüber ganz außer Sorge, meine Leute sind Alle gewiegte Jungen, die mehr als einmal nach Spandau ge-

wandert sind; die ziehen sich zurück, sobald sie ihre Aufgabe vollendet haben und überlassen es den müßigen Gaffern und Schreiern, welche bei einer solchen Expedition überall mitlaufen, den Brei auszufressen, den sie ihnen eingebrockt haben. Sie können sich darauf verlassen, daß Sie gut bedient werden."

„Und Sie können sich in diesem Falle darauf verlassen, daß Sie gut bezahlt werden, Herr Barthold. Nach Ihrer Arbeit soll Ihr Lohn sich richten. Gehen Sie jetzt und handeln Sie den Befehlen gemäß, die Sie empfangen haben. Vor allen Dingen suchen Sie aber den Doktor Seidler auf und sagen Sie ihm, daß wir ihn hier, wenn auch nur für einen Moment zu sprechen wünschen, er soll unter jeder Bedingung auf einige Minuten hierher kommen."

Der Lieutenant kehrte nach diesem Gespräch wieder zur Versammlung zurück und Barthold entfernte sich schnell, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Schon in der Nähe des Schlosses begegnete er Seidler, welcher eben im Begriff war, aus dem Hotel ** nach dem Zeughause zu eilen, um sich persönlich von dem Stand der Dinge daselbst zu überzeugen. Er theilte diesem mit, daß man ihn in der Burgstraße zu sprechen wünsche und Seidler eilte sofort in die Wohnung des Barons von Lychtendorf, um dort seine Befehle entgegen zu nehmen. Auch er wurde nicht in das große Versammlungszimmer eingeführt, sondern ebenfalls von Herrn von Berg empfangen. Er besprach sich lange mit diesem und erhielt unter Anderm die Weisung, unter jeder Bedingung, wenn das Zeughaus erstürmt sein sollte, dafür zu sorgen, daß der in demselben kommandirende Offizier das Haus wo möglich ohne Widerstand übergäbe, damit auf diese Weise dem Pöbel um so mehr Gelegenheit gegeben werde, ungestört zu rauben und zu plündern.

Seidler schüttelte bei diesem Verlangen bedenklich den Kopf. „Ich glaube nicht, mein Herr," sagte er, „daß es mir möglich sein wird, diesen Befehl auszuführen. Wenn man auch in den

untern Raum des Zeughauses eindringen könnte, so weiß ich doch, daß es ganz unmöglich sein würde, die obere Etage desselben zu nehmen, ohne einen bedeutenden Kampf. Der kommandirende Offizier hat den bestimmten Befehl, wie ich mit Sicherheit weiß, unter jeder Bedingung die obere Etage des Zeughauses zu halten, und nichts ist leichter, als dies, da es dem Volke an jedem Mittel fehlt, dieselbe zu nehmen. Ich glaube nicht, daß es möglich sein wird, den Offizier zu bewegen, die oberen Räume zu verlassen, zumal, da derselbe fortwährend im Stande sein wird, mit den Militärbehörden zu correspondiren und von diesen auf's Neue Befehle hierüber einzuholen."

„Sie irren sich," entgegnete der Lieutenant von Berg, „dies wird nicht der Fall sein. Im Zeughaus commandirt der Hauptmann von Natzmer vom 24. Regiment, ein Mann, welcher ein Feind ist jedes unnützen Blutvergießens und den Sie leicht werden bewegen können, das Zeughaus mit seinem Militair zu verlassen, wenn Sie ihm vorstellen, daß bereits ganz Berlin im Aufstande sei, und besonders, wenn Sie ihm sagen, daß nur dadurch ein blutiger Kampf, der vielleicht den Thron zu erschüttern vermöchte, vermieden werde. Ich bin überzeugt, daß der Hauptmann von Natzmer, wenn man ihm dies nur gehörig vorstellt, sich bereitwillig finden lassen wird, das Zeughaus zu übergeben."

„Ich kenne den Herrn von Natzmer nicht," entgegnete Seidler, „und es wäre das wohl möglich, aber unmöglich ist es, zu verhindern, daß Herr von Natzmer mit den Militairbehörden in steter Verbindung bleibt. Er wird sich leicht davon überzeugen können, daß in der That am heutigen Abend gar keine so gewaltige Erhebung stattfindet, er wird leicht Befehle von den Militärbehörden einholen können."

„Dafür wird gesorgt sein, Herr von Natzmer wird nicht die geringsten Verhaltungsmaßregeln empfangen, er wird sich ganz selbst überlassen bleiben und es wird ihm dadurch Ihre

Angabe, daß bereits ganz Berlin in Revolution und vielleicht, was noch besser wäre, daß auch der König bereits aus Potsdam geflüchtet sei, wenn Sie dieselbe sonst mit einiger Wahrscheinlichkeit vortragen, um so mehr begründet erscheinen."

Seidler war noch immer bedenklich. — „Ich selbst kann dies unmöglich thun," entgegnete er endlich, „ich würde mich zu sehr compromittiren, aber ich will sehen, was ich thun kann. Unsere Demokratie ist in diesem Augenblick so enthusiasmirt und glaubt so fest, daß der heutige Tag in der That einen Wendepunkt bilden werde in unserer Geschichte, daß es mir vielleicht möglich sein wird, einige unserer zuverlässigen und exaltirten Demokraten zu bewegen, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Ich werde mein Möglichstes thun und hoffe wohl, daß es mir gelingen wird, für Ihre Pläne zu wirken."

„Ich muß Sie dringend bitten, dies zu thun," entgegnete Herr von Berg ernst, „bedenken Sie wohl, Herr Doktor Seidler, daß es in Ihrem Interesse liegt, uns zu dienen, bedenken Sie wohl, daß wir vollständig die Mittel in der Hand haben, Sie, wenn Sie uns nicht auf das Treueste dienen, zu ruiniren und glauben Sie mir, wir werden von den Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, Gebrauch machen. — Ich sage Ihnen daher, Herr Doctor Seidler, daß wenn Herr von Natzmer heute Abend nicht das Zeughaus ohne Widerstand übergiebt, daß wenn Sie nicht die Mittel finden, Herrn von Natzmer davon zu überzeugen, daß dies nothwendig sei zum Besten des Königthums selbst, daß dann Ihre Verbindung mit der Aristokratie einigen zuverlässigen Demokraten mit solchen Beweisen verrathen werden wird, daß Ihr Einfluß in der Demokratie für immer erschüttert und damit Ihre ganze Existenz vernichtet sein wird, denn Sie können sich wohl denken, daß auch wir uns von Ihnen in demselben Augenblick lossagen, wo Sie uns nicht mehr dienen können."

Seidler biß sich wüthend auf die Lippen. Er sah die

Wahrheit dessen, was ihm Herr von Berg sagte, sehr wohl ein, er sah ein, daß er in einem Netze gefangen war, aus dem herauszukommen zur vollständigen Unmöglichkeit geworden war, er sah ein, daß er sich jetzt vollkommen zum Werkzeuge für die Pläne der Aristokratie hergeben müsse, daß er keinen Ausweg mehr habe, für sich zu handeln und er versprach daher, nach seinen besten Kräften für die Erfüllung jener Zwecke, die ihm angedeutet worden waren, zu wirken. Nachdem Herr von Berg Seidler noch einige andere Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, entließ er denselben und kehrte dann selbst in die Versammlung zurück, um dieser die Maßregeln mitzutheilen, welche er so eben getroffen hatte und welche den höchsten Beifall der ganzen Versammlung erhielten. —

Dreizigstes Kapitel.

Die verhängnißvollen Schüsse.

Wir verlassen abermals die Führer der royalistischen Partei, wir lassen sie ungestört im Geheimen über ihren finstern Plänen brüten und kehren zurück zum Schauplatz der Ereignisse des 14. Juni, zum Zeughause. Dort waren mittlerweile die Menschenmassen mit jedem Augenblick gewachsen, mit jeder Minute hatten sie einen finsterern, unheimlicheren und gefährlicheren Anschein gewonnen. Die Deputation, welche, wie wir in einem der früheren Kapitel schon erzählt haben, vom Volke an das Commando der Bürgerwehr gesendet worden war, um von diesem Waffen für das Volk zu fordern, hatte Nichts erreicht. Der Commandeur der Bürgerwehr hatte die Deputation empfangen und sich von dieser die Wünsche des Volkes mittheilen lassen, ihr aber mit einem Achselzucken erwiedert, daß er Nichts für die Wünsche des Volkes thun könne, indem es nur dem

Kriegsminister zustände, solche Forderungen zu befriedigen. Mit diesem Bescheide, der nur Oel ins Feuer goß, der schlimmer war, als eine abschlägliche Antwort, hatte die Deputation sich zurückziehen müssen. Sie beschloß aber, in Gegenwart der Volksmenge, welche vor der Commandantur wartete, sofort zum Kriegsminister zu ziehen, um diesem die Wünsche und Forderungen des Volks vorzutragen und deren Bewilligung, wenn es nicht anders ginge, zu ertrotzen. Ein donnernder Jubelruf des Volkes zeigte, wie sehr dasselbe mit dem Beschluß seiner Deputirten einverstanden sei.

Als die Deputation beim Kriegsministerium ankam, fand sie die Thür des Gebäudes verschlossen. Es wurde heftig an der Klingel gerissen und Einlaß gefordert. Der Portier weigerte sich indessen, denselben zu gewähren und erst als er sah, daß die Thür gestürmt werden würde, wenn er nicht aufmachte, öffnete er sie und ließ die Deputation, an deren Spitze sich der junge Feenburg befand, in das Ministerium, indem er fortwährend versicherte, der Kriegsminister sei nicht zu Hause. — „Wir werden auf ihn warten!“ war die trotzige Antwort der Deputirten, in welche das Volk mit Jubel einstimmte. Es hatte sich vor dem Kriegsministerium eine gewaltige Menschenmasse versammelt, welche laut und öffentlich ihren Willen aussprach, eine günstige Antwort des Kriegsministers unter jeder Bedingung zu ertrotzen. Der Portier hatte sich dadurch veranlaßt gesehen, heimlich einen vertrauten Boten nach dem Potsdamer Thor zu senden, um die dort stehende Bürgerwehr von der Gefahr zu benachrichtigen, in welcher das Kriegsministerium sich befinde.

Eine Compagnie Bürgerwehr eilte sofort zur Hülfe, mit gefälltem Bajonett rückte sie die Leipziger Straße entlang, der Volksmenge entgegen, welche waffenlos ihr gegenüber stand und sich daher zum Weichen genöthigt sah. Das Volk floh auseinander und auch die Mehrzahl der im Kriegsministerium be-

findlichen Deputation schloß sich der Flucht an, nur Feenburg blieb mit zweien seiner Begleiter und wurde mit ihnen verhaftet, aber bald wieder freigegeben. Das fliehende Volk sammelte sich indessen bald wieder und gab dadurch der Bürgerwehr Veranlassung, auf's Neue einzuschreiten. Ein dreimaliger Trommelwirbel ertönte als das Zeichen zum Angriff der Bürgerwehr. Das Volk wich nicht, sondern empfing sogar die Bürgerwehr, als diese einen Bajonett=Angriff auf die Massen machte, um dieselben auseinander zu treiben, mit Steinwürfen. Jetzt wurde die Wuth des Volkes furchtbar.

„Barrikaden! Barrikaden!" so ertönte es aus dem Munde der rüstigen Proletarier. Ein Möbelwagen wurde umgeworfen, Brückenbohlen wurden aufgerissen und aus diesem Material wurde schnell eine schwache Barrikade gebaut, hinter welcher sich wieder die Massen sammelten und mit Steinen auf die Bürgerwehr warfen, die zu schwach war, um die Barrikade zu nehmen und die versammelte Volksmenge auseinander zu treiben. Erst als noch eine Compagnie Bürgerwehr zur Hülfe heraneilte, konnte die Barrikade genommen und die Menge auseinander getrieben werden.

Dies war der erste Conflikt an jenem Abend zwischen Volk und Bürgerwehr, wenn wir den am Brandenburger Thor, welcher nur einzelne Arbeiter betraf, ausnehmen wollen. Aber dieser Scandal sollte nicht der letzte sein, er sollte nur ein Vorspiel werden zu ernsteren Auftritten. Vor dem Zeughause hatte sich die Volksmenge mit jedem Augenblick mehr und mehr verdichtet. Tausende und immer neue Tausende von Menschen waren hinzugeströmt und diesen ungeheuren Massen gegenüber stand die Bürgerwehr in so geringer Anzahl aufgestellt, daß sie von einem einzigen Angriff der Volksmassen hätte erdrückt werden können. Die Bürgerwehr verhielt sich den wachsenden Menschenhaufen gegenüber ruhig; sie hatte keine Befehle bekommen und wußte nicht, was sie thun solle. Sie sah sich

nicht unterstützt von der übrigen Bürgerwehr in der Stadt und sah wohl ein, daß der gewaltigen Menge gegenüber jedes Einschreiten nur gefährlich werden könnte und ohne Nutzen bleiben müsse. Auch das Volk verhielt sich ruhig, es war noch kaum geneigt, zu größeren Excessen zu schreiten.

Hugo und der Major bemühten sich, unter den Volksmassen umherzugehen und dieselben durch gütliches Zureden zu beruhigen. Sie fanden meistens williges Gehör, nur von einzelnen zerlumpten Proletariern, welche stark angetrunken waren, wurden sie mit Hohn zurückgewiesen und der Major bemerkte zu seinem Staunen, daß die meisten dieser Männer, welche scheinbar absichtlich einen gewaltigen Lärm machten, zusammen gehörten, indem sie bald sich zu fünf uud sechs hier und da vereinigten, bald sich wieder zerstreuten. Der Major bemerkte außerdem — und dies gab ihm einen Schlüssel zur Enträthselung der Umtriebe, welche hier gesponnen wurden, — daß der schwarze Barthold bald mit diesem, bald mit jenem dieser Männer ein heimliches Wort sprach und sich dann schnell wieder in die Volksmassen zurückzog, indem er geflissentlich dem Major, den er noch immer mit scheuen Blicken betrachtete — er mochte sich seiner wohl vom 9. Juni her erinnern — auszuweichen suchte.

Je mehr Barthold sich bemühte, dem Major auszuweichen, um so mehr bemühte sich natürlicher Weise der Major, der mit Hugo Arm in Arm ging, Barthold zu verfolgen und ihn auf jedem seiner Schritte zu beobachten. Es gelang dies nicht vollständig, denn Barthold wußte mit großer Geschicklichkeit den Nachforschungen des Majors sich oft zu entziehen, indem er sich mit kräftigen Armen durch die Volksmassen drängte. Er nahm außerdem zu einem andern Mittel seine Zuflucht; er sprach nämlich heimlich mit einer Anzahl der Leute, mit denen er offenbar in Verbindung stand, und jetzt sah der Major, wie sich diese ihm fortwährend absichtlich in den Weg stellten

und seine Versuche, in Barthold's Nähe zu kommen, vereitelten.

Der Major sah ein, daß es vergeblich sein würde, auf diese Weise danach zu streben, Barthold zu verfolgen, er bat deshalb Hugo, sich von ihm zu trennen und jetzt selbst auf Barthold zu achten. Auf diese Weise schien es ihm leichter, den Plänen des Diebes auf die Spur zu kommen, denn der Major war mit sich vollkommen darüber im Klaren, daß Barthold, wie am 9. Juni, so auch heute beauftragt sei, in dieser Volksmenge eine wichtige Rolle zu spielen, deren Inhalt er freilich für den Augenblick noch zu errathen außer Stande war. Hugo ging gern in den Plan des Majors ein und ihm gelang es meistens, sich in Barthold's Nähe zu halten, der auf ihn nicht achtete, indem seine ganze Aufmerksamkeit dem Major zugewendet war und er sich nur bemühte, diesem auszuweichen. So bemerkte denn Hugo, daß Barthold von einer der zahlreichen Gruppen, welche sich dicht zusammendrängten, zur andern sich wendete, daß er überall sich nach Kräften bemühte, das Volk darauf aufmerksam zu machen, daß heute endlich der Tag gekommen sei, an welchem es sich unter jeder Bedingung bewaffnen müsse. Barthold ließ dabei nie unerwähnt, daß die Bürgerwehr dem Volke feindlich gegenüber stehe und daß sie es hauptsächlich sei, welche der Volksbewaffnung entgegen arbeite; die Bürger wollten die Waffen in den Händen behalten, um mit ihnen gegen das Volk zu kämpfen, um mit ihnen die Arbeiter zu unterdrücken; sie wollten die Revolution vom 18. März ausbeuten, ohne die segensreichen Folgen derselben dem Volke zukommen zu lassen.

Barthold sprach mit einer wilden Beredsamkeit, welche bei dem Volke einen um so größeren Anklang fand, als derjenige, welcher sprach, seiner ganzen Kleidung, seinen Worten und seinem Wesen nach selbst zur Arbeiterklasse gehörte. Barthold's Worte machten hierdurch einen um so tieferen Eindruck und

die Stimmung in den Volksmassen wurde mit jedem Augenblick erregter. Vergeblich bemühte sich Hugo, vergeblich bemühten sich mehrere andere Führer der Demokratie, welche ebensowenig, wie Hugo selbst, eingeweiht waren in die Pläne, welche im Hotel ** gesponnen waren, beruhigend auf die Menge einzuwirken; es gelang ihnen nicht, das Volk wurde von Minute zu Minute mehr zu Gewaltthätigkeiten geneigt.

Hugo verfolgte Barthold mit unausgesetzter Aufmerksamkeit; so bemerkte er denn plötzlich, daß Barthold ganz in der Nähe der aufgestellten Bürgerwehr, welche vollständig ruhig dastand, in den Massen das Gerücht aussprengte, die Bürgerwehr habe scharf geladen und beabsichtige, auf das Volk zu schießen. Dies erregte eine furchtbare Wuth und Entrüstung; schon hörte man die heftigsten Aeußerungen, man müsse die Bürgerwehr angreifen, ihr die Gewehre nehmen, müsse auf sie selbst schießen, da sie auf das Volk zu schießen beabsichtige, als Hugo mit einigen andern Demokraten noch zur rechten Zeit dem Volke begreiflich machte, daß es doch erst eines Beweises bedürfe, ob die Bürgerwehr wirklich scharf geladen habe.

Hugo wendete sich deshalb an den commandirenden Major und theilte diesem mit, welches Gerücht sich im Volke verbreitet hatte. Der Major versicherte ihm auf sein Ehrenwort, daß dies Gerücht vollständig grundlos sei, daß sein Bataillon wenigstens nicht geladen habe. Hugo theilte diese Versicherung dem Volke mit, aber dies beruhigte sich dabei nicht.

„Sie lügen!“ schrie Barthold ihm entgegen, und seine Worte fanden mehr Glauben, als die Hugo's, die Menge wurde immer wilder. Da bat Hugo dem Major, ihm zu erlauben, daß er dem Volke einen augenscheinlichen Beweis gäbe, daß in der That die Gewehre nicht geladen seien. Der Major schwankte, aber er gestattete endlich, daß Hugo selbst mit dem Ladestock die Gewehre visitire und es zeigte sich jetzt, daß die Versicherung des Bürgerwehr-Majors vollständig begründet war, denn

von der großen Anzahl untersuchter Gewehre war auch nicht ein einziges geladen.

Das war überzeugend, das Volk begann sich zu beruhigen und hier und da hörte man sogar ein Hoch auf die Bürgerwehr. Dies mußte natürlich in Barthold die höchste Wuth erregen, indem er fürchten mußte, auf diese Weise seine ganzen Pläne umgeworfen zu sehen; er verfiel sogleich auf eine andere Idee: „Sie haben nicht geladen!“ schrie er, „freilich! aber sie haben sämmtlich scharfe Patronen bei sich nnd sind bereit, diese in jedem Augenblick gegen die Arbeiter zu gebrauchen. In solchen Augenblicken der Aufregung, wie am Abend des 14. Juni findet jedes Gerücht schnellen Glauben, so fand denn auch Barthold's Voraussetzung sogleich Glauben im Volke und die kaum bewirkte Beruhigung desselben verschwand im Augenblick. Aber Hugo hatte sich vorgenommen, jedem Conflict wenn irgend möglich vorzubeugen, er bat deshalb noch einmal den Bürgerwehr-Major dringend, auch über dies neue Gerücht das Volk zu beruhigen. Er erhielt abermals die Versicherung, daß das Bürgerwehr-Bataillon ohne scharfe Patronen ausgerückt sei und nach langem Bitten erlaubte ihm der Major sogar auch die Patrontaschen der Bürgerwehrmänner zu untersuchen, um dadurch das Volk zu überführen, daß das eben verbreitete Gerücht ganz so grundlos sei als das früher schon widerlegte.

Mit mehreren Arbeitern, welche sich ihm anschlossen vereinigt, untersuchte Hugo die Patrontaschen der meisten Bürgerwehrmänner, welche sich auch der guten Absicht wegen dagegen nicht sträubten, und es fand sich, daß in denselben keine scharfe Patronen seien. Ein Jubelgeschrei des Voikes zeigte die Befriedigung desselben über das Resultat dieser Untersuchung. Schon schien es, als wolle das Vertrauen zwischen Volk und Bürgerwehr sich wieder herstellen, als wolle das Volk abstehen von den beabsichtigten Gewaltmaßregeln; da bemerkte Hugo,

wie Barthold, umringt von einer Anzahl derjenigen Leute, mit denen er am ganzen Abend verkehrt hatte, sich in die enge Gasse hineindrängte, welche zwischen dem Zeughause und dem Gießhause liegt. Im nächsten Augenblick sah er, wie Barthold in die Tasche fuhr, ein Pistol aus derselben herauszog und einen Schuß in die Luft feuerte. Ein Wuthgeschrei des Volkes, welches glaubte, daß dieser Schuß von der Bürgerwehr abgefeuert worden sei, antwortete demselben. Alles drängte gewaltsam der Stelle zu, von wo aus der Schuß gehört worden war und in demselben Augenblick fielen abermals einige Schüsse und zwar wirklich aus den Reihen der Bürgerwehr, welche in der Gasse aufgestellt war und welche bei dem Herandrängen des Volkes einen Angriff desselben befürchtete.

Die beiden Schüsse hatten eine furchtbare Wirkung. Zwei Männer aus dem Volke, zwei Arbeiter wurden todt zu Boden gestreckt, mehrere verwundet. Eine lautlose Stille folgte für einen Moment den Schüssen. Entsetzt wich die Menge zurück, dann aber brach sie in ein lautes furchtbares Rachegeschrei aus. Man stürzte sich über die Todten, tauchte weiße Taschentücher in das über das Steinpflaster rinnende Blut derselben und befestigte die vom Blute gerötheten Tücher als rothe Fahnen an Stöcke. Dann zerstreute sich die Menge und durch alle Straßen Berlins liefen Männer, welche mit lauter furchtbarer Stimme „Verrath! Verrath! zu den Waffen! zu den Waffen!" schrieen.

Das Gerücht, die Soldaten aus dem Zeughause hätten auf das Volk geschossen, sie seien mit der Bürgerwehr vereinigt, beim Zeughause finde bereits ein heftiger Kampf statt, durcheilte mit Windesschnelle die ganze Stadt und rief in allen Theilen derselben die furchtbarste Aufregung hervor. Es wurde Generalmarsch geschlagen, die Bürgerwehr-Bataillone sammelten sich, aber sie erhielten nur zum Theil bestimmte Befehle vom Bürgerwehr-Commando. Der größte Theil der Bürger-

wehr mußte unthätig auf den Sammelplätzen des Bataillons stehen bleiben, ohne die geringsten Verhaltungsbefehle von dem Commando zu bekommen. Und diejenigen Bataillone, welche bestimmte Befehle erhielten, wurden so seltsam aufgestellt, daß es ihnen vollkommen unmöglich war, etwas gegen den beginnenden Aufstand zu thun.

So plan- und zwecklos als der Aufstand selbst, so rath- und thatlos war die Bürgerwehr an jenem Abend. Wie leicht hätte sich mit 20,000 Mann Bürgerwehr das Zeughaus vertheidigen lassen, wie leicht hätte jeder Versuch unterdrückt werden können, dasselbe zu stürmen! Aber es geschah Nichts — die ungeheure Menge der Bürgerwehr blieb fast vollkommen unthätig und nur einzelne Bataillone handelten auf ihre eigene Hand, weil sie sich von ihren Commandirenden durchaus verlassen sahen.

Während so der Generalmarsch durch die Straßen Berlins wirbelte, während der ganzen Stadt sich die furchtbarste Aufregung bemächtigte, während in den verschiedenen Straßen Barrikaden gebaut wurden, um die sich das Volk sammelte, blieben die Führer der Demokratie, welche im Hotel * * ihre Berathungen gehabt hatten, nicht unthätig. Nach dem Hotel war natürlicher Weise die Nachricht gebracht worden, daß der Aufstand im vollen Gange sei und daß es jetzt nur darauf ankäme, die Bewegung zu leiten, ihr eine bestimmte Richtung zu geben. Eben so übertriebene Berichte als unter dem Volke selbst verbreitet waren, erhielten auch jene Männer, deren Aufgabe es war, eine Partei zu repräsentiren. Es wäre die Pflicht derselben gewesen, mit Kraft und Energie die Leitung der Bewegung zu übernehmen und wenn die Elemente zu einer neuen Revolution im Volke vorhanden waren, diese zu benutzen, um die Ansichten der Demokratie zur Geltung zu bringen. Aber diese schwierige Aufgabe bedurfte anderer Kräfte, als diejenigen

waren, welche an der Spitze der Partei standen. Die Leitung der Bewegung, welche jene Führer in die Hand nahmen, bestand darin, daß nach einzelnen Gegenden der Stadt Emissäre gesendet wurden, welche die Anführung des Volkes übernehmen sollten, welche aber Nichts thaten und Nichts thun konnten, weil sie kein Vertrauen im eigentlichen Volke hatten und weil die ganze Bewegung des 14. Juni überhaupt kaum etwas Anderes, als ein vollkommen plan- und zweckloser Krawall war.

Die rothe Fahne des demokratischen Klubs wurde von einigen jugendlichen Enthusiasten unter den Jubelrufen einer Heerde Gassenbuben durch die Straßen getragen; die Republik wurde dabei proklamirt — in einer Stadt, in der zehn Eilftheile der Bevölkerung und vielleicht sogar der demokratischen Bevölkerung an Nichts weniger dachten, als daran, eine Republik zu proklamiren. Der Erfolg dieser Maaßregeln zeigte sich denn auch bald genug. Die rothe Fahne, das Sinnbild der Republik, fand so wenigen Beifall, daß sich um sie nicht, wie man gehofft hatte, das Volk schaarte, sondern daß nur, wie wir bereits mittheilten, eine Heerde Gassenbuben ihr nachlief. Eine Abtheilung der Bürgerwehr machte diesem lächerlichen Scandal bald genug ein Ende, indem sie die Fahne den Trägern derselben abnahm und den kleinen Haufen, welcher dieselbe begleitete, auseinander jagte.

Eben so jammervoll war das Ende der Bewegung an denjenigen Orten, wo in der Stadt Barrikaden gebaut wurden. Diese wurden entweder gar nicht angegriffen und blieben bis zum andern Morgen stehen, wo sie wieder auseinander gerissen wurden, oder sie wurden ohne Widerstand von Denjenigen, welche sie erbaut hatten, verlassen. Nur an einigen Orten der Stadt kam es zu ernsteren Auftritten. Hier und dort wurde ein Waffenladen gestürmt; aber auch dies war bedeutungslos, denn die Stürmenden wußten nicht, welchen Gebrauch sie von den Waffen machen sollten. Sie irrten planlos

in der Stadt umher, ohne Anführung und ohne daher etwas mit den Waffen durchsetzen zu können.

Während dieser ganzen Vorgänge war Barthold nicht unthätig gewesen. Er war auf's Aeußerste bemüht, den Aufträgen, welche er erhalten hatte, nachzukommen, und er sollte dies mit dem glücklichsten Erfolge thun. Kaum waren die Schüsse aus der engen Gasse beim Zeughause gefallen, kaum waren die Opfer derselben zu Boden gestreckt, als Barthold es war, der am lautesten „Verrath!" schrie und der am meisten dazu beitrug, die Aufregung, welche sich in Folge jenes unglückseligen Vorfalles zeigte, zu verbreiten und zu vermehren. Um ihn sammelte sich ein bedeutender Haufe von Menschen, der zum großen Theile aus seinen sauberen Genossen bestand. Plötzlich rief Barthold mit lauter donnernder Stimme: „Laßt uns Volksjustiz üben an dem Major Benda! Er hat unsere Brüder morden lassen, er hat auf uns schießen lassen, obgleich er uns versicherte, daß die Gewehre der Bürgerwehr nicht geladen seien!"

Ein wüthendes Geheul der auf das Furchtbarste erregten und erbitterten Volksmasse war die Antwort. Sofort wälzte sich ein ungeheurer Menschenhaufen nach dem Monbijou-Platz, wo der Major Benda wohnte. Barthold hatte hiermit seinen Zweck erreicht; er begleitete diesen Haufen nicht, sondern gab nur einigen der ihn umringenden Arbeiter heimliche Verhaltungsbefehle. Dann wendete er sich wieder nach dem Platz vor dem Zeughause, um dort weiter für die Pläne Derer zu wirken, welche ihn besoldeten. Der Volkshaufen aber wälzte sich, angeführt durch einige von Barthold's Gefährten, fortwährend ein wildes, wüstes Geheul ausstoßend, wie eine Lawine anschwellend, nach dem Monbijou-Platz und demolirte die Wohnung des Major Benda, Alles das mit vandalischer Lust ruinirend, was sich in derselben von werthvollen Gegenständen darbot. —

Vergeblich bemühten sich einige ruhige Männer, und unter ihnen auch der Major Arnow, die Massen von diesem Unternehmen abzuhalten; es war nicht möglich, die Wuth war zu einer so grenzenlosen Höhe gewachsen, daß sie einen Ausweg haben mußte. Der Major Arnow sah daher, daß alle seine Bemühungen vergeblich, alle seine Anstrengungen nutzlos wären, und auch er überließ deshalb diesen Haufen seinem Schicksal, indem er zurückkehrte nach dem Zeughause, um hier Zeuge bedeutender Ereignisse zu sein*).

Hatte sich unmittelbar nach den unglücklichen Schüssen die Volksmenge ein wenig verlaufen, um die Nachricht von dem Blutvergießen hineinzuverbreiten in die Stadt, so war dies doch nur auf kurze Zeit geschehen. Die Massen sammelten sich sogleich wieder und mit erhöhter Wuth vor dem Zeughause.

---

*) Bei einer spätern Untersuchung der Ereignisse vor dem Zeughause hat es sich herausgestellt, daß die Schüsse, welche von Seiten der Bürgerwehr auf das Volk gefallen sind, ohne alles Commando von einigen Männern abgeschossen wurden, welche nicht einmal zur Bürgerwehr gehörten; es hatten sich dieselben nur für diesen Abend in die Reihen derselben gestellt. Sie glaubten sich durch das Volk angegriffen und machten den Gebrauch von ihren Waffen, welcher eine so furchtbare Folge haben und eine Veranlassung der traurigen Ereignisse des 14. Juni werden sollte. — Der Major Benda, der übrigens beim Volke als Reaktionär stets sehr verhaßt gewesen war, wurde bei dieser Gelegenheit von der Rache des Volkes vollkommen unschuldig betroffen. Er hatte nicht nur kein Commando zum Schießen gegeben, sondern sogar an jenem Abend sich nach Möglichkeit bemüht, dem Conflikte zwischen Bürgerwehr und Volk vorzubeugen. Die Schüsse waren übrigens nicht aus der von dem Major Benda kommandirten Abtheilung, sondern aus der Compagnie eines Hauptmanns Bender gefallen, und es lag somit gar keine Veranlassung dazu vor, einen Akt der Volksjustiz an dem Major Benda auszuüben. — Wir glaubten diese Anmerkung dem Major Benda schuldig zu sein, der ohne Grund an jenem Abend einen so bedeutenden Schaden erleiden mußte.

Wir haben wohl kaum nöthig, bei dieser Gelegenheit noch einmal, wie schon in der Vorrede, dem Leser in Erinnerung zu bringen, daß, wenn wir auch natürlich der Tendenz unsers Romans gemäß, hier die Ereignisse des Sommers 1848 im romantischen Gewande schildern und dabei vielfach die Dichtung mit der Wahrheit verschmelzen, wir doch im Allgemeinen so viel als irgend möglich bemüht sind, die denkwürdigen Ereignisse jener Zeit sachgetreu darzustellen. D. V.

Einzelne der Volksführer, welche sich unter der Menge umhertrieben und welche meistens der Versammlung im Hotel * * angehörten, bemühten sich nach Kräften, diese Aufregung zu fördern und das Volk zu einer That anzuspornen. Gerade das Blut, welches von den bewaffneten Bürgern der unbewaffneten Volksmenge gegenüber vergossen worden war, gab ihnen Veranlassung, noch energischer die Forderung nach Waffen für das Volk auszusprechen und die aufgeregten Massen darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt oder niemals der Zeitpunkt gekommen sei, wo das Volk die Pflicht habe, sich mit Gewalt die Waffen zu erkämpfen, zu deren Führung es berechtigt sei und die ihm dennoch vorenthalten würden.

Solche Reden fanden in der wild aufgeregten Menge einen jubelnden Anklang. Das Volk drängte immer stürmischer dem Zeughause zu. Einige Knaben von 15 bis 16 Jahren sprangen auf die Brüstungen der Fenster und schlugen dieselben ein. Eine Schaar von Arbeitern ergriff eine Brückenbohle und rannte mit derselben die Zeughausthüren ein. Das Thor war, erbrochen und im nächsten Augenblick strömte die gesammte Volksmenge in die untern Räume des Zeughauses, welche sie von der bewachenden Compagnie Militair verlassen fand. Der kommandirende Offizier, Hauptmann von Natzmer, welcher vergeblich sich bemüht hatte, Verhaltungsbefehle seiner Oberen zu erhalten, welcher sich der ungeheuren Volksmenge gegenüber vollständig isolirt sah und von den Ereignissen in Berlin nichts kannte, als den furchtbaren Tumult, welcher vor dem Zeughause herrschte, als die Machtlosigkeit, welche eine kleine Abtheilung Bürgerwehr, und der vor dem Zeughause aufgestellte Handwerker-Verein gegen die unabsehbare Volksmenge zeigte, welcher nichts hörte, als das wüthende tobende Geschrei der Volkshaufen, untermischt mit den Allarmhörnern der Bürgerwehr, die aus den fernen Straßen nach dem Zeughause hinüber tönten, mußte glauben, daß in Berlin eine ernsthafte

Erhebung des Volkes stattgefunden habe und daß er von den Militärbehörden vollkommen verlassen worden sei. Der Hauptmann von Natzmer hatte sich daher mit seinen Truppen in die obere Etage des Zeughauses zurückgezogen und die Treppen zu derselben so viel als möglich abgebrochen, sich so eine Festung bildend, welche von der Volksmenge kaum erobert werden konnte.

In den untern Räumen des Zeughauses entwickelte sich jetzt eine furchtbare Scene des Raubes und der Plünderung. Das Volk zog mit brennenden Fackeln im Hause umher und erbrach die Kisten, welche mit Gewehren und ohne die geringste Vorsicht auch die, welche mit Munition angefüllt waren. Es suchte überall nach Waffen, und nahm alle diejenigen, welche irgend zu benutzen waren. — Der Zweck der Volksführer wurde indessen bei dieser Gelegenheit nur schlecht erfüllt, indem die zahlreichen Gewehrkisten, welche unten im Zeughause standen, meistens nur solche Gewehre enthielten, deren Tauglichkeit auf der Einrichtung besonders construirter Patronen beruhte, welche ein Staatsgeheimniß war. Die meisten Kisten waren angefüllt mit sogenannten Zündnadel-Gewehren, welche vollkommen unbrauchbar für die große Mehrzahl der Arbeiter waren, da dieselben mit ihnen nicht umzugehen verstanden.

Die Unfähigkeit derjenigen Führer, welche den Zeughaussturm angeordnet oder doch wenigstens befördert hatten, zeigte sich bei der nun eintretenden Plünderung auf das Deutlichste, indem dieselben in keiner Weise vermochten, irgend eine Ordnung, irgend ein System der Bewaffnung in die regellosen Haufen zu bringen, welche in das Zeughaus hineingestürmt waren und sich der daselbst befindlichen Waffen bemächtigten. — Hätte der Zeughaussturm als eine politische Maßregel von der demokratischen Partei benutzt werden sollen, so war es vor allen Dingen nothwendig, demselben den Charakter eines Raubzuges zu nehmen; es mußten die im Zeughause befindlichen

Waffen regelrecht unter die Arbeiter vertheilt werden; es mußte die strengste Ordnung in den innern Räumen des Zeughauses aufrecht erhalten werden und die demokratischen Führer hätten dies bei der Willfährigkeit, welche die Arbeiter für die Befehle derselben meistens zeigten, wohl vermocht, wenn sie überhaupt die Fähigkeit gehabt hätten, eine Bewegung zu leiten. Aber eben diese ging ihnen vollkommen ab, es fehlte ihnen das revolutionäre Talent der Organisation einer Revolution durchaus, sie vermochten wohl anzuregen, anzufeuern, aber nicht zu leiten und zu ordnen.

So blieb denn die Volksmenge sich ganz und gar selbst überlassen, sie wogte wild und wirr in den großen Räumen des Zeughauses durcheinander, Jeder handelte auf seine eigene Faust, Jeder suchte sich Waffen zu verschaffen, so viel er konnte, und dieselben zu nehmen, woher er konnte. Kleine Buben von 12 bis 14 Jahren durchstreiften mit mächtigen Fackeln in den Händen die Räume, die erbrochenen Gewehrkisten wurden übereinandergeworfen, noch ehe sie vollkommen geleert waren. Die ganze Scene bot ein Bild der grausesten Verwirrung dar. Anfangs war es in der That noch der Zweck der Menge, sich Waffen zu verschaffen. Die in das Zeughaus eingedrungenen Massen bestanden zum größeren Theile aus Arbeitern, tüchtigen energischen Menschen, die leicht hätten geleitet werden können, wenn leicht eine organisirende Kraft vorhanden gewesen wäre; aber sie waren sich gänzlich selbst überlassen, es wurde ihnen keine Gelegenheit geboten, sich zu ordnen, und den Zeughaussturm auszunützen. Sie verließen daher, sobald sie sich bewaffnet hatten, das Haus, um die eroberten Waffen in Sicherheit zu bringen, und im Hause zurück blieb jener wilde, raublustige Pöbel, welcher jede Gelegenheit des Scandals auszubeuten bemüht ist und welcher hier vollkommen ungestört seine Absichten ausführen konnte. — Unter Anführung Bartholds und einiger anderer Menschen desselben Gelichters über-

ließ diese Rotte sich ganz und gar ihrer vandalischen Lust; sie raubte was ihr irgend von Werth in die Hände fiel und zerstörte, was sie nicht mitnehmen konnte. Waffen, welche mit Silber beschlagen oder anderweitig verziert waren, welche aber zu einem Kampf in keiner Weise gebraucht werden konnten, wurden von diesen Menschen gestohlen und sogar von einigen Fahnen die silbernen Troddeln abgeschnitten.

Der Major und Hugo waren mit in das Zeughaus gekommen, sie hatten sich am Eingange desselben wieder gefunden und schauten mit trüben Blicken auf die wilde Scene der Verwirrung und des Raubes, welche sich vor ihren Augen entwickelte.

„Es ist gräßlich!" sagte Hugo in tiefer Entrüstung zum Major, „diesem gräulichen Unwesen zuzuschauen. Welche furchtbare Folgen wird dieser Tag für die Demokratie Berlins haben! Sehen Sie nur, Herr Major, welche Ordnungslosigkeit, welche wilde Zerstörungssucht hat sich dieser Massen bemächtigt. Anstatt die Waffenschätze, welche jetzt dem Volke zugänglich sind, zu benutzen, anstatt sie ordnungsmäßig zu vertheilen und dadurch zur Vertheidigung der Demokratie brauchbar zu machen, überläßt man sie gänzlich der Willkühr der Einzelnen. Was soll aus dieser ganzen abscheulichen Scene entsprießen?"

„Nichts, Verehrtester!" entgegnete der Major, mürrisch in den Bart brummend, „als eine abermalige niederträchtige Verdächtigung der Demokratie! Sehen Sie nur jene Buben dort, wie sie die schönen Fahnen schänden, an deren Eroberung mancher Blutstropfen klebt! Teufel nicht noch mal! mir siedet das Blut in den Adern! Ich möchte aufhören Demokrat zu sein, wenn ich diese Nichtswürdigkeit, diesen Scandal mit ansehe!"

„Aber so lassen Sie uns wenigstens zum Volke sprechen, vielleicht — —"

„Wird man uns aufhängen," entgegnete der Major mit einem bitteren Lächeln. „Halten Sie denn dieses Gesindel,

welches gegenwärtig hier im Zeughause zurückgeblieben ist, für das Volk? Sehen Sie doch nur diese Galgenphysiognomieen! das ist die Hefe, das Diebsgesindel, welches durch Gott weiß welche Kunst in diesem Augenblick heraufbeschworen ist, um dieser thörichten politischen Maßregel der Demokratie ganz den Charakter eines niederträchtigen Raubzuges zu geben. Sehen Sie doch die veränderten Physiognomieen der Volkshaufen! Beim Anfang des Sturmes waren ganz andere Leute hier als jetzt; jene haben sich nach Erreichung ihres Zweckes, nachdem sie sich bewaffnet hatten, zurückgezogen. Der Zweck dieser hier ist erst dann erreicht, wenn sie die Taschen voll Gold oder Goldeswerth haben! Kommen Sie, Verehrtester, ich mag dieser Nichtswürdigkeit nicht länger zuschauen, ich mag nicht länger Zeuge dieser ekelhaften Plünderung sein, mich erstickt die Luft, welche ich mit diesem Gesindel zusammen einathmen muß. Lassen Sie uns ins Freie eilen!" — Und der Major zog Hugo beim Arm mit sich fort hinaus in's Freie, um mit ihm während des schönen, herrlichen, sternhellen Abends noch ein Paar Stündchen die Straßen von Berlin zu durchwandern.

Während der ersten Plünderung des Zeughauses verhielt sich, wie wir bereits mitgetheilt haben, das Militär, welches zur Besatzung des Hauses gedient hatte, vollkommen ruhig; es hatte sich in die obere Etage zurückgezogen und die Treppen hinter sich abgebrochen. Daselbst aber durfte es nach dem Plane der royalistischen Partei nicht bleiben, das Zeughaus mußte gänzlich der Willkür der Volksmassen preisgegeben werden, um diesen die vollkommenste Gelegenheit zur Plünderung zu geben, da die werthvollsten Waffen und Fahnen sich in dem oberen Raume befanden. Der Doktor Seidler, der, wie wir wissen, beauftragt war, den Commandirenden des Militärs zur vollständigen Aufgabe seines Postens zu veranlassen, wagte dies nicht selbst zu thun, indem er fürchtete, sich zu compromittiren. Er wendete sich deshalb an einige der bekanntesten Volksführer,

welche er unter dem Haufen bemerkte und die sich vergeblich bemühten, unter der wilden Masse einige Ordnung herzustellen. Er fand diese Männer selbst in der furchtbarsten Aufregung. Sie glaubten in jenem Augenblick, mit dem Zeughaussturm einen gewaltigen Sieg erkämpft zu haben; sie glaubten, daß derselbe in der That der Beginn einer neuen Revolution sein werde, welche die Demokratie zum Siege führen müsse; sie glaubten durch denselben die Bewaffnung des Volkes erlangt zu haben und die schönen Träume einer entstehenden demokratischen Republik in kürzester Zeit verwirklicht zu sehrn.

Seidler wendete sich an diese Führer mit dem Angehen, daß sie den commandirenden Offizier in der oberen Etage des Zeughauses veranlassen möchten, auch diese wo möglich ohne Kampf aufzugeben, damit ein Blutvergießen vermieden werde.

Unter diesen Führern fand sich auch einer der einflußreichsten und talentvollsten, einer der tüchtigsten und energischten, der aber ebenso wie die Uebrigen fortgerissen war durch die Aufregung des Tages, der Doktor Ludwig E....... Er ging gern auf den Plan Seidlers ein, die Uebergabe der oberen Etage des Zeughauses zu bewirken und es war dies in der That die höchste Zeit, wenn nicht ein wüthender Kampf sich entspinnen sollte.*)

Die Arbeitermassen in den unteren Theilen des Hauses waren fest entschlossen, nöthigenfalls das Haus in Brand zu stecken und begannen bereits mit den Fackeln Brandversuche an den Fensterkreuzen zu machen. Der Doktor Ludwig E...... ließ sich daher, begleitet von einigen andern Führern der Demokratie, welche wie er überzeugt waren, daß der Zeughaussturm der Beginn einer demokratischen Revolution sei, am Eingang

*) Wir bemerken dem Leser, um jedes Mißverständniß zu vermeiden, daß wir oben bei der Charakteristik des ersten Zeughaussturms und der darauf folgenden Beraubung des Hauses, der Erzählung in einigen Thatsachen vorgegriffen haben und also jetzt zurückgehen müssen.

der oberen Etage in Unterhandlungen mit dem commandirenden Hauptmann von Natzmer ein. Sie theilten demselben mit, daß bereits ganz Berlin in Revolution sei, daß es ein vergebliches Bemühen sein werde, die oberen Räume des Zeughauses länger den Angriffen der wüthenden Volksmenge gegenüber zu halten, daß der Hauptmann von Natzmer dadurch nur ein gänzlich erfolgloses Blutvergießen hervorbringen würde, ein Blutvergießen, welches sogar der Sache, welcher er diente, schädlich sein müsse, indem die Wuth des Volkes dadurch mehr und mehr erregt würde.

Von Potsdam war das Gerücht gekommen, daß der König bereits geflohen sei. Auch dieses Gerücht theilten die demokratischen Führer dem Hauptmann von Natzmer mit und machten ihn darauf aufmerksam, daß, wenn kein Blutvergießen stattfinde, wenn es keinen Kampf gäbe zwischen dem Militär und dem Volke, daß es dann noch möglich sein werde, die Autorität der Krone aufrecht zu erhalten, während bei einem Kampfe die unfehlbare Folge desselben das Stürzen des Thrones und die Erklärung der Republik sein müsse! —

Der Hauptmann von Natzmer befand sich in einer furchtbaren Lage. Er war vollkommen abgeschnitten von allen Nachrichten; vergeblich hatte er Boten über Boten an seine commandirenden Offiziere geschickt, er hatte keine Antwort erhalten. Der Hauptmann von Natzmer weigerte sich daher Anfangs, die obere Etage mit seinen Soldaten zu verlassen. Er theilte den demokratischen Führern mit, daß er den gemessenen Befehl beim Beziehen der Wache erhalten habe, die obere Etage unter jeder Bedingung zu halten. Er versprach, keinen Angriff auf das Volk zu machen, weigerte sich aber, die oberen Räume zu verlassen. Die demokratischen Führer, besonders Doktor Ludwig E . . . . . und ein Offizier, der sich ebenfalls mit ganzer Seele der demokratischen Bewegung angeschlossen hatte, drangen mit immer energischeren, immer beredteren Bit-

ten in den Hauptmann, um diesen zu bewegen, seinen Posten zu verlassen.

Herr von Natzmer hielt endlich mit seinen Offizieren einen Kriegsrath und er kam mit ihnen zu dem Entschluß, ein unnützes Blutvergießen, das nur der Sache des Königs schaden konnte, zu vermeiden; er kam zu dem Entschluß, das Zeughaus zu verlassen, zumal, da er die Nachricht erhielt, daß bereits das sämmtliche Militär die Stadt verlassen habe und daß er mit seiner kleinen Schaar den letzten Rest der militärischen Besatzung Berlins bilde. Er theilte diesen Beschluß dem Doktor Ludwig E...... mit, indem er zu gleicher Zeit aussprach, er wisse sehr wohl, daß er wegen Verlassung seines Postens militärisch verdammt werden würde, er wolle aber lieber sich selbst zum Opfer bringen, als durch einen Kampf vielleicht unberechenbare Ereignisse herbeiführen, er wolle dies um so mehr thun, als er auf alle seine Bitten um Verhaltungsbefehle vom Commandanten gar keine Antwort erhalten habe und daher überzeugt sein müsse, daß in der That das Militär die Stadt verlassen habe. Er seit bereit, das Zeughaus zu übergeben, wenn ihm ein freier, ehrenvoller Abzug gewährt werde.

Diesen Abzug versprach ihm Doktor Ludwig E...... und er verwendete allen seinen Einfluß darauf, das Volk zu bewegen, daß es in der That dem abziehenden Militär keine Schwierigkeiten in den Weg lege. Er selbst ging an der Seite des abziehenden Militärs und führte dasselbe den Kupfergraben entlang nach der Kaserne. So war denn das Zeughaus verlassen und vollkommen der Willkür der Volkshaufen überlassen, welche nach und nach, wie wir bereits mitgetheilt haben, ihren Charakter vollständig verändernd, durch die Bemühungen Barthold's und seiner Genossen, sich in Haufen raublustigen Gesindels verwandelt hatten. Nicht lange sollte indessen dieser Pöbel im ungestörten Besitz des Zeughauses bleiben. Das zehnte Bataillon der Bürgerwehr marschirte gegen das Zeug=

haus vor, obgleich es ebenso wie die übrigen Bataillone vom Commando ohne alle Verhaltungsbefehle gelassen worden war. Es vertrieb das Raubgesindel aus dem Hause und übergab dasselbe dem ersten Bataillon des 24. Infanterie-Regiments zur ferneren Bewachung.

Es kam hierbei kein Kampf vor, denn Diejenigen, welche gekämpft hätten, hatten das Zeughaus längst verlassen, nur ein feiges Diebsgelichter war in demselben zurückgeblieben und dies flüchtete im Bewußtsein des bösen Gewissens bei dem Anrücken der Bürgerwehr und der Militärmacht aus Fenstern und Thüren, so schnell es vermochte. Auch auf den Straßen Berlins entwickelten sich in jener Nacht noch traurige Scenen, welche Jeden, der es wahrhaft ehrlich mit der Demokratie meinte, auf das Tiefste empören mußten. Auf allen Straßen fast traf man Leute mit geraubten Waffen, welche dieselben um jeden Preis an den ersten besten Vorübergehenden verkauften und dadurch am besten bewiesen, daß ihre Theilnahme am Zeughaussturm nicht aus dem Wunsche, sich zu bewaffnen, sondern aus der Absicht des Stehlens entsprungen war. Vielen dieser Leute wurden von der Bürgerwehr, welche in Patrouillen die Straßen durchzog, die Waffen abgenommen. Auch hierbei kam ein Kampf nicht weiter vor. Die Volksmenge zerstreute sich und der Zeughaussturm, der, von der Demokratie gehörig benutzt, von einsichtsvollen Führern geleitet, in der That eine großartige Unternehmung, eine gewaltige politische Maßregel hätte werden können, diente jetzt zu weiter nichts, als auf's Neue die Demokratie in den Augen der ruheliebenden Bürger zu verdächtigen und ihr die unlautersten Absichten unterzuschieben.

Die Pläne der Reaction waren vollständig in Erfüllung gegangen, ihre Maßregeln hatten sich bewährt, sie wußte nun, wie sie ferner zu verfahren habe, und der Zeughaussturm gab ihr vorläufig das Mittel, die Demokratie in Berlin und in den Provinzen mit dem Anschein des Rechtes zu schmähen und zu verdächtigen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Demokratische Theorieen.

Es war am 15. October des Jahres 1848. Hugo von Warren saß mit dem Major von Arnow in seinem Zimmer. Der Major hatte sich behaglich zurückgelehnt in die weichen Kissen des Sopha's und rauchte sehr gemüthlich seine Cigarre. Hugo hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute finster vor sich nieder, nur ab und zu ließ er ein Wort hineinfließen in das geistreiche Gespräch des Majors.

Mit Hugo war in den Monaten, welche vergangen waren seit den Begebenheiten, welche wir in den letzten Capiteln erzählten, eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Hugo von Warren war kaum mehr derselbe Mensch, der er zu jener Zeit gewesen war. Sein Antlitz war bleich, sein Auge düster und sorgenvoll geworden. Der frische, heitere Jugendmuth, welcher den jungen Mann beseelt hatte, als er im Frühjahr nach Berlin gekommen war, um sich hineinzuwerfen in den Strom der demokratischen Bewegung, war vollständig von ihm gewichen. Aus dem fröhlichen, jugendkräftigen, lebensmuthigen Jüngling war ein ernster Mann geworden, der mit trüben Blicken hinschaute über die Vergangenheit und mit noch trüberen in die Zukunft. Auch Hugo's äußere Verhältnisse hatten sich sehr verändert; sein Vater war im Sommer plötzlich gestorben und Hugo durch diesen Todesfall, da der Vater sein Testament zu machen verabsäumt hatte, zum reichen Mann geworden. Wir finden ihn auch deshalb nicht mehr in jenem ärmlichen Stübchen, welches er bei seiner Ankunft in Berlin bewohnte, sondern in einem reich und elegant möblirten Zimmer der Beletage eines Hauses, welches in einer der ersten Straßen Berlins liegt. Aber diese Veränderung seiner Vermögens-Umstände hatte Hugo nicht glücklicher gemacht. Ihm lag nicht daran, ob er etwas

besser, oder etwas weniger gut lebte; seine Feder hatte ihm so viel gebracht, daß er davon leben konnte und mehr verlangte Hugo nicht; sein Reichthum machte ihn nicht froh und er sah mit nicht weniger trüben Blicken in die Zukunft, weil er selbst vor Armuth und Noth geschützt war.

Hugo war seit der Zeit, in der die demokratischen Führer ihm ein so großes Mißtrauen bewiesen hatten, wenig mehr öffentlich aufgetreten, er hatte sich etwas zurückgezogen von der persönlichen Agitation, aber er hatte mit scharfen Augen, mit forschendem Geiste die Bewegung des Somm:rs 1848 verfolgt und täglich mehr und mehr hatte sich die trübe Ueberzeugung in ihm festgestellt, daß die schöne Freiheitserhebung des Frühlings durch die Ueberstürzungen einiger Führer und durch die Rath-, That- und Planlosigkeit, durch die Furchtsamkeit und das Zagen Anderer einem schmählichen Ende entgegen gehe. Immer mehr und mehr hatte Hugo sich davon überzeugt, daß die demokratische Partei, trotz der Reinheit ihrer Grundsätze, trotz der herrlichen Idee, welche sie beseelte, doch aus Mangel an tüchtigen Führern, aus Mangel an Männern, welche mit Geist und Energie sich an die Spitze der Partei stellen konnten, ihrer Besiegung nahe sei.

Der Verdacht, welcher sich eine Zeit lang gegen Hugo unter den Führern der Demokratie gezeigt hatte, war bald dem vollkommensten Vertrauen gewichen, weil auch nicht die geringste Spur sich zeigte, welche einen solchen Verdacht hätte bestätigen können. Hugo war deshalb nach wie vor nicht nur zu den Versammlungen der demokratischen Führer zugelassen worden, sondern man hatte ihn sogar vielfach und dringend aufgefordert, ja gebeten, der demokratischen Partei mit Rath und That beizustehen. Hugo war daher in steter Verbindung mit den Führern der Demokratie geblieben, er war auf das Genaueste unterrichtet gewesen von allen ihren Plänen, auf das Genaueste von allen den Mitteln, welche ihnen zu Gebote standen und er

war dadurch in den Stand gesetzt worden, deutlich alle die Fehler zu durchschauen, welche die demokratische Partei im Sommer 1848 beging und welche den Untergang derselben herbeiführten.

Vergeblich hatte Hugo den einen Theil zur Mäßigung, zum ruhigen, besonnenen Fortschreiten, vergeblich den andern zur Energie, zum thatkräftigen Handeln zu bewegen gestrebt; seine Worte scheiterten an der Blindheit und Eitelkeit Derjenigen, welche sich berufen glaubten, das Volk zu leiten und welche doch in der That keine anderen Talente besaßen, als die, in einer schönen, phrasenreichen Rede die Aufmerksamkeit des Volkes zu fesseln und sich das Wohlwollen und die Liebe desselben dadurch zu erwerben.

Während Hugo auf diese Weise vollkommen unterrichtet war von den Plänen der Demokratie, hatte er auf der andern Seite auch eine ziemlich genaue Kenntniß von den Umtrieben der royalistischen Partei durch seine Cousine, Klärchen von Warren. Hugo war seit jenem Balle, den wir beschrieben haben, eine Zeit lang im Hause seines Oheims aus und eingegangen, aber er hatte nicht lange diesen Umgang, so wünschenswerth er ihm auch in gewisser Beziehung war, fortsetzen können, denn der Geheimerath von Warren hatte es nicht über sich vermocht, seinen Neffen stets mit der Freundlichkeit, wie das erste Mal zu empfangen. Er hatte wiederholt Versuche gemacht, Hugo in die Reihen der Aristokratie hineinzuziehen, aber alle diese Versuche waren gescheitert an der festen ehrenhaften Gesinnung Hugo's und es war dabei zu lebhaften Scenen des Streites zwischen beiden Verwandten gekommen, so daß Hugo endlich eingesehen hatte, es sei besser, wenn er das Haus seines Oheims nicht mehr besuche. Nichts desto weniger blieb er in fortwährender Verbindung mit Klärchen Warren. Der Verdacht, welchen der Lieutenant von Berg und sein Oheim gegen Klärchen gehabt hatten, war längst verschwunden. Hugo

hatte sich überzeugt, daß Klärchen nicht mehr bei ihren Ausgängen beobachtet werde, er hatte einen zuverlässigen Mann beauftragt, das Haus des Geheimenraths fortwährend zu beobachten und sich zu überzeugen, ob Klärchen bei ihren Ausgängen verfolgt werde. Es hatte sich gezeigt, daß dies nicht der Fall war und Klärchen konnte daher ungescheut ihre Besuche bei Hugo fortsetzen, um demselben mitzutheilen, was in den Reihen der Reaction vorgehe. — Klärchen wendete dabei indessen doch die größten Vorsichtsmaßregeln an, um unter keiner Bedingung entdeckt werden zu können. Der alte Diener ihres Vaters war ihr vollkommen ergeben; sie wußte durch denselben sich Männerkleidung zu verschaffen, und in dieser Verhüllung nur verließ sie, meist spät Abends, das Haus ihres Vaters, um an vorher brieflich verabredeten Tagen sich mit Hugo zu treffen und zwar nicht immer in Hugo's Wohnung, sondern am dritten Orte. Aber auch diese Verkleidung allein erschien bald Hugo nicht mehr sicher genug. Er miethete deshalb in dem Hause unter den Linden Nr. **, welches durch einen Garten mit dem Hause des Geheimenraths von Warren in Verbindung stand, eine Wohnung, in die er eine treue, ergebene Frau, die Wittwe Martin, einsetzte. Hier kleidete Klärchen sich um und traf dann in Männerkleidung mit Hugo am dritten Orte zusammen, um ihm im traulichen Gespräch die Pläne der Reaction, so weit sie dieselben gehört hatte, mitzutheilen.

Hugo gewann hierdurch einen Einblick in die mit jedem Tage wachsende Macht der royalistischen Partei, er gewann die Ueberzeugung, daß die demokratische Partei, ohne es zu wissen, vollständig den Plänen der Reaktion in die Hände arbeitete, und daß nach wie vor besonders der Doktor Seidler in der engsten Verbindung mit den Führern der Reaction stand und die Bewegung der Demokratie ganz und gar nach dem Willen jener finsteren Partei leitete. Hugo hielt es deshalb für seine Pflicht, öffentlich gegen Seidler aufzutreten und es gelang ihm

in der That, die demokratischen Führer von der Verrätherei dieses Menschen zu überzeugen und sie zu einer Agitation gegen den Einfluß desselben zu bewegen. Dies war indessen eine schwierige Aufgabe und sie gelang nur halb. Seidler hatte durch einen gewissen Geist und besonders auch durch seine imponirende Gestalt, durch die Gewalt seiner Rede, eine große Popularität erlangt. Er hatte sehr viele Anhänger, welche seiner Redlichkeit ganz unbedingt vertrauten, besonders liebten ihn die Arbeiter mit einer fast abgöttischen Verehrung und glaubten, daß die Agitationen der demokratischen Führer gegen Seidler aus Neid und Eifersucht entsprungen seien. Seidler that sein Möglichstes, um diesen Glauben unter seinen Anhängern zu verbreiten und es kam deshalb zu höchst ärgerlichen Zwistigkeiten innerhalb der Demokratie, als die demokratischen Führer auf die Ausschließung Seidlers aus den Clubs antrugen und dieselbe in einigen Clubs auch in der That durchsetzten. Die demokratische Partei stritt und zankte sich wochenlang um eine Persönlichkeit, während die Macht der Reaction mit jedem Tage wuchs und es die Aufgabe der Demokratie gewesen wäre, sich zu einigen, um sich kräftig vorzubereiten zu dem Kampfe, der, wie sich täglich mehr und mehr zeigte, nahe bevor stand.

Immer mehr und mehr drängte sich deshalb Hugo die Ueberzeugung auf, daß die Partei, der er mit der innigsten Liebe, mit dem edelsten Enthusiasmus angehörte, ihrem Untergang nahe sei und dies stimmte ihn so trübe, denn seine liebsten Lebenshoffnungen, seine theuersten Pläne für die Zukunft beruhten ja eben auf dem Siege seiner Partei. Wie so häufig, war auch an jenem Tage, an welchem wir Hugo seit Monaten zum ersten Male wiedersehen, die Zukunft der Demokratie der Gegenstand seines Gesprächs mit dem Major von Arnow.

„Es ist im höchsten Grade unrecht von Ihnen, Verehrtester," sagte der Major, Hugo die Hand unter der Stirn fortziehend, „daß Sie sich so hinreißen lassen von Ihrer Schwer-

muth, daß Sie mit so trübem Sinn in die Zukunft schauen, anstatt froh und freudig vorwärts zu arbeiten, dem Ziele zu, welches Sie anstreben."

„Ich soll froh und freudig vorwärts arbeiten," entgegnete Hugo bitter, „wo doch die gesunde Vernunft mir sagt, daß, wie ich auch arbeite, wie ich auch mich bemühe, rastlos zu schaffen und Gutes zu wirken, alle meine Anstrengungen vereitelt werden, daß das Volk verblendet in sein Verderben stürzt, daß die Reaction täglich mit engeren Netzen das unglückliche, leichtgläubige Volk umstrickt, und wenn ich sehe, daß es unmöglich ist, diese Netze zu zerreißen, oder ihnen zu entgehen, da das Volk blindlings in sein Verderben hineinläuft."

„Sie haben in einer Beziehung Recht, Verehrtester," sagte der Major ernst, „und dennoch haben Sie Unrecht. Die Demokratie wird jetzt besiegt werden, aber gerade das ist ein Glück für die Demokratie. Der Sieg, welchen das Volk am 18. März erkämpft hatte, war zu leicht errungen, er konnte nur beitragen, den Uebermuth zu erzeugen und er hat keine andere historische Bedeutung, als daß es durch diesen Sieg überhaupt möglich wurde, der Idee der Demokratie im Volke einen fruchtbaren Boden zu schaffen, dieselbe zu säen und für ihr Aufgehen zu sorgen; die Demokratie zur Herrschaft bringen konnte dieser Sieg, der fast ein Werk des Zufalls war, nicht, bei einem Volke, welches ohne die geringste politische Vorbildung, ohne alle Reife hineingeschleudert wurde in die Bewegung, von deren Tendenz es selbst in jenem Augenblick keine Ahnung hatte, als es am 18. März die Barrikaden baute. — Wie können Sie jetzt überhaupt nur einen Sieg der Demokratie wünschen, Verehrtester, wenn Sie um sich schauen in den Reihen der Demokratie und wenn Sie mit Ausnahme weniger Männer, wie etwa Jacobi's, Bucher's und einiger Anderer, nichts sehen, als schwachgeistige, unbedeutende Köpfe, als Männer ohne alle Kraft, ohne alle Energie, ohne alles Talent der organisirenden

Revolution. Es wäre ein Unglück für die Demokratie, wenn sie jetzt zum Siege gelangte! denn Diejenigen, welche jetzt an der Spitze stehen, würden nur dazu beitragen, die Demokratie zu ruiniren, ein scheinbar demokratisches Staatsgebäude aufzubauen, ohne Festigkeit in seinem innern Zusammenhange, ein Gebäude, welches beim ersten Sturm zusammenstürzte. Sie würden in eigner Eitelkeit für sich arbeiten, ihre Ideen zur Ausführung bringen und dadurch zur wahren Niederlage der Demokratie, zu ihrer vielleichtigen Vernichtung wirken. Deshalb bin ich froh darüber, wenn ich im gegenwärtigen Augenblick sehe, daß die Reaktion mit aller Macht vorwärts strebt, um gerade jetzt die Demokratie zu besiegen."

„Sie sind froh darüber? — Ich muß gestehen, daß ich mich diesem System des Pessimismus nicht anschließen kann; ich gestehe Ihnen offen, daß ich recht von Herzen wünschte, es stände anders mit unserer Partei und wir könnten jetzt dieselbe zur Herrschaft bringen, um dadurch die demokratischen Ideen noch tiefer in das Herz des Volkes zu senken, als es bisher möglich war."

„Es würde gerade das Gegentheil der Fall sein," entgegnete der Major. „Frankreich giebt uns ein warnendes Beispiel. Schauen Sie hinüber nach Frankreich und Sie werden sich sagen, was ein zu frühzeitiger Sieg der Demokratie schaden kann. Unsere Aufgabe ist es in diesem Augenblick, und sie wird es vielleicht noch Jahre lang bleiben, Propaganda zu machen für unsere Idee im Herzen des Volkes. Ich höre oft von unsern Führern sagen: „Wir wollen diesen unentschiedenen Menschen nicht! wir wollen keine weitere Propaganda machen! wir wollen nur Diejenigen, welche im gegenwärtigen Augenblick bei uns stehen, zum festen, kühnen und entschlossenen Handeln treiben! Was nützen uns jene schwachköpfigen, schwankenden Anhänger, welche noch gestern im Lager der Gegenpartei waren, aber heut oder morgen zu uns herüberwanken?!" —

Freilich, Verehrtester, diese Taktik ist richtig für die eigentlichen Revolutionsmänner, für Diejenigen, welche im Straßenkampf eine Staatsverfassung zu machen glauben! Diese mögen freilich die Unentschiedenen von sich stoßen und nur die zu jeder Aufopferung Bereiten an sich heran ziehen!"

„Und glauben Sie denn mit dieser Halbheit des Bürgerthums, fragte Hugo, „etwas für die Demokratie wirken zu können?"

„Man muß eben suchen, die Halbheit zur Ganzheit in der Idee zu machen."

„Das wird aber nie gelingen! es wird wenigstens nicht gelingen, jene Halbheit je zum Handeln zu bringen."

„Das ist auch nicht nöthig. Zum Handeln bedürfen wir einer kleinen Schaar entschlossener Leute; eine solche findet sich immer und sie wird sich auch bei uns finden, wenn es an der Zeit ist. Mit einer solchen Schaar wird man die Idee momentan zur Geltung bringen können, um sie aber aufrecht zu erhalten, bedarf es für die Demokratie mehr. Die Aristokratie, welche auf der Herrschaft Weniger beruht, vermag mit einer Minoritätsüberzeugung vielleicht zu herrschen, niemals aber die Demokratie, welche auf die Ueberzeugung Aller basirt ist. Mit den wenigen Entschlossenen mag man die Herrschaft der Idee erkämpfen, mit den vielen Ueberzeugten, wenn auch nicht zur kühnen That Fähigen, muß man sie durchführen. Hätten die Franzosen das nicht verabsäumt, sie würden wahrlich in ihrer Constituante nicht jene unglückselige Halbheit der Idee haben! — Die Vielen sind die eigentlichen Gründer des Systems, indem sie beitragen zur Auswahl der Wenigen, in deren Hand die Gesetzgebung eines demokratischen Staates gelegt ist, zur Wahl der Vertreter des Volkes. Und dieser Weg des Gesetzes ist es doch am Ende, auf den wir immer und immer wieder hinauskommen müssen, denn Nichts erscheint mir als ein größerer Unsinn, als eine permanente Revolution."

„Und doch ist es eben unser Unglück," entgegnete Hugo, „daß wir die Revolution nicht permanent zu machen wußten, daß wir sie beschränkt haben auf die Dauer weniger Stunden am 18. März, daß wir sie nicht aufrecht erhalten konnten, und schon jetzt hinausgetreten sind aus derselben, um den Weg des Gesetzes zu gehen."

„Freilich! Damit aber ist noch nicht die Unrichtigkeit meines Grundsatzes ausgesprochen. Die Permanenz einer Revolution ist ein Unsinn und bleibt ein solcher. Die Revolution darf nur momentan sein, wenn auch der Moment vielleicht Jahre dauert. Was sind denn Jahre in der vieltausendjährigen Geschichte der Völker? Sie sind ebensowohl ein Moment, wie der Moment ein Jahr ist im Leben der Eintagsfliege. Um aber die Revolution auch nur die Dauer von Stunden übersteigen zu lassen, um in sie Organisation und System hineinzubringen, eben dazu ist auch wieder die Verbreitung der demokratischen Ueberzeugung unter die Allgemeinheit des Volkes nothwendig, und deshalb bleibe ich eben dabei stehen, daß diese Verbreitung unsere Aufgabe ist, deshalb wünsche ich, daß wir unterdrückt werden, damit nicht in dem albernen und planlosen Handeln, in dem sich gegenwärtig die Demokratie gefällt, ihre Kräfte vergendet werden, sondern damit sie diese Kräfte eben hinwende auf die Ausbreitung ihrer Idee. — Die Idee selbst läßt sich nicht durch Bajonette unterdrücken; mag immerhin die Gewalt ausreichen, um die Herrschaft der Reaction wiederum einzuführen, sie wird nun und nimmermehr ausreichen, um die einmal im Volke rege gewordene Idee zu unterdrücken, und an uns ist es, sie aufrecht zu erhalten, wir können es. Das ist mein Trost, das meine Hoffnung und deshalb blicke ich freudig in die Zukunft, auch auf die Gefahr hin, daß ich alter Graukopf nicht mehr die Früchte Dessen genieße, was ich zu säen bestrebt bin. Sie aber, Sie, ein kräftiger junger Mann, mein Verehrtester, Sie sollten mit doppeltem Frohsinn in die

Zukunft blicken, die Ihnen noch freudig lächelt, denn Sie werden sicherlich den Sieg der Demokratie erleben!"

Hugo drückte dem Major herzlich die Hand. „Sie haben vielleicht Recht, Herr Major," entgegnete er trübe, „und es mag Unrecht von mir sein, daß mir die Zukunft so lichtlos erscheint, aber ich sehe eben mit Schmerz, daß uns noch harte, bittere Kämpfe bevorstehen, ehe wir den Sieg der Demokratie erringen, jenen Sieg, den wir schon einmal in der Hand hatten und den wir so leichtsinnig fortgegeben. Jenen Sieg, der uns, ich seh' es mit Schrecken voraus, binnen kurzer Zeit vollständig entrissen sein wird."

„Ohne Kampf kein Sieg, mein Verehrtester! trösten Sie sich mit der historischen Nothwendigkeit, trösten Sie sich auch damit, daß wohl eine Partei unterliegen kann, niemals aber eine reine Idee. Die demokratische Partei mag vielleicht jetzt besiegt werden, jene Partei, die aus bestimmten Individuen besteht, die mit mehr oder weniger Kraft, mit mehr oder weniger Einsicht und Muth begabt sind; nicht aber wird die Demokratie besiegt werden, welche in ihrer lichten Reinheit die Religion des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Schon einmal sagte ich es Ihnen und ich wiederhole, es ist meine festeste, innigste Ueberzeugung, daß gerade eine Niederlage, eine momentane Unterdrückung der Partei um so sicherer zum ewigen Siege der Idee führen wird. Doch, Verehrtester, wir theoretisiren! Lassen Sie uns kräftig hineinschreiten ins Leben und handeln. Wirken Sie mit Ihrem Geiste, mit Zunge und Feder für die Ausbreitung der demokratischen Ueberzeugung; das ist Ihre Aufgabe und diese müssen Sie erfüllen. Jetzt aber — —"

Der Major wurde unterbrochen durch den Diener Hugo's, welcher demselben meldete, daß ein junger, dicht in einen Mantel verhüllter Herr ihn augenblicklich und dringend zu sprechen wünsche. Hugo gab den Befehl, den jungen Mann in's Zimmer zu führen. — Der Major wollte sich entfernen, aber Hugo

bat ihn, zu bleiben, da er kein Geheimniß vor seinem alten Freunde habe. Der Diener kam nach wenigen Augenblicken zurück und öffnete die Flügelthüren, um einen jungen Mann in's Zimmer treten zu lassen, der, sobald der Diener die Thür hinter ihm wieder geschlossen hatte, seinen Mantel abwarf.

Es war ein schmächtiger, zierlich gebauter Jüngling von kaum 17 Jahren, dessen blondes Schnurrbärtchen fast zu frühzeitig die feine Oberlippe zu zieren schien. Er eilte schnell auf Hugo zu und ergriff krampfhaft dessen Hand.

„Mein Gott!“ rief Hugo aus, „ist es möglich! Klärchen, Du! und zu dieser Stunde?“

Es war in der That Klärchen von Warren, welche in elegante Männerkleidung verhüllt, mit einem blonden Bärtchen auf der Oberlippe, vor Hugo stand, so trefflich verkleidet, daß der Major sie sicherlich nicht wieder erkannt haben würde, wenn er nicht von Hugo ihren Namen gehört hätte. Klärchen war in der höchsten Aufregung, sie vermochte kaum zu sprechen und ließ sich erschöpft auf das Sopha nieder, von dem Hugo aufgestanden war. Sie stützte den Kopf in die Hand und große Thränen perlten durch die zarten Finger.

„Ich begreife nicht, Klärchen,“ fuhr Hugo erschreckt fort, „was ist Dir? Ich bitte Dich um Gotteswillen, antworte mir, sage mir, was ist geschehen, was veranlaßt Dich, allen unseren Verabredungen zuwider, zu dieser Stunde, bei hellem lichten Tage, wo Du so leicht verrathen werden kannst, hierher zu kommen? — Ich bitte Dich, antworte mir.“

Stumm überreichte Klärchen Hugo einen versiegelten zierlichen Brief, der für die Stadtpost bestimmt schien, indem das Freizeichen sich auf demselben befand. Er war an den Lieutenant außer Diensten, Freiherrn Hugo von Warren, adressirt und Hugo erbrach ihn schnell. Er zog aus dem eleganten Couvert eine goldgeränderte Visitenkarte hervor und las laut die auf derselben stehenden Worte:

Die Verlobung meiner einzigen Tochter Klara mit dem Premier-Lieutenant im **ten Infanterie-Regiment, Herrn von Berg, beehre ich mich, allen meinen Verwandten und Freunden ergebenst anzuzeigen.

Der Geheimerath, Freiherr von Warren.

Als Verlobte empfehlen sich:

Klara, Freiin von Warren,

Eduard von Berg.

Unter diesen lithographirten Worten standen einige flüchtige Zeilen von der Hand des Geheimenraths:

Es wird Dir sicherlich interessant sein, lieber Hugo, die Verlobung meiner Tochter mit einem unserer eifrigsten Patrioten, einem unserer ehrenwerthesten Freunde, Herrn von Berg, zu erfahren. Es würde mir angenehm sein, wenn Du zu dem heut stattfindenden Verlobungsfeste mein Haus nach so langer Abwesenheit wieder besuchen wolltest.

Dein Oheim

von Warren.

Hugo ließ stumm die Hand mit der Karte sinken, so daß das goldgeränderte Blatt auf den Boden fiel.

„Großer Gott!“ rief er endlich aus, „ist das möglich! — Und Du, Klara, Du konntest Deine Einwilligung geben?!“

Klara antwortete nicht. — Immer dichter perlten die Thränen durch ihre zarten Finger; sie war vollkommen fassungslos, sie schluchzte laut. Der Major war ebenfalls vom Sopha aufgestanden und ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder. Er hob die Verlobungskarte vom Boden auf und las sie wieder und immer wieder durch, indem er heftig und unwillig mit dem Kopfe schüttelte.

„Das ist ja ein ganz verteufelter Streich!“ sagte er endlich. „Die Sache ist mir indessen noch nicht ganz klar. Sie müssen uns Auskunft geben darüber, wie das Alles zusammenhängt. Was ist hier vorgefallen? Erklären Sie uns diese räthselhafte

Karte; bedenken Sie, mein Kind, daß so lange noch Nichts verloren ist, als man nicht selbst Alles verloren giebt. Fassen Sie sich daher, stillen Sie Ihre Thränen und erzählen Sie uns, was soll diese räthselhafte Verlobung bedeuten, mit der Sie doch, wie ich sicherlich weiß, unter keiner Bedingung einverstanden sind?"

„Ich weiß davon kaum mehr als Sie, Herr Major," entgegnete Klärchen mit gebrochener Stimme. „Heute morgen, vor etwa einer Stunde, brachte mir der Vater eine Karte, wie Sie dieselbe eben gesehen haben, und kündigte mir mit barscher Stimme an, daß am heutigen Abend das Fest meiner Verlobung gefeiert werde. Er habe dazu alle Freunde und Verwandte eingeladen und sogar auch Hugo, weil dies ein Familienfest sei, bei welchem selbst die politische Feindschaft die Verwandten nicht ausschließen dürfe. — Dann entfernte sich mein Vater schnell, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. Ich habe nicht gezaudert, ich habe schnell meine Männerkleidung angelegt, habe mir von unserm alten treuen Wilhelm den Brief an Hugo zur Selbstbestellung geben lassen, um bei Dir mein Hugo Trost und Hoffnung zu suchen, um Deinen Rath zu hören, was ich thun soll, wie ich mich zu verhalten habe meinem Vater, dieser Gewaltthätigkeit gegenüber, denn ich bin ohne Rath, ohne Trost, ohne Hoffnung."

Der Major antwortete nicht sogleich. Nach einer Pause fuhr er fort: „Haben Sie mit Herrn von Berg gesprochen, oder vielmehr, hat Herr von Berg Ihnen seine Liebe erklärt, Sie um Ihr Jawort gebeten?"

„Er hat es gethan," entgegnete Klärchen mit tiefer Entrüstung, „und ich habe ihm geantwortet, daß ich eher sterben, als seine Braut werden würde. Ich habe ihm geantwortet, daß ich ihn hasse, daß ich ihn verachte, daß ich mich nimmermehr in den Willen meines Vaters, der mich an seine Person fessele, fügen würde."

„Und was hat Herr von Berg darauf entgegnet?"

„Er hat mich mit einem Blick der heftigsten Wuth betrachtet und mir mit einer tiefen Verbeugung geantwortet: Ich fordere Ihre Liebe nicht, mein Fräulein, nur Ihre Hand!"

„Verfluchter Schuft!" rief der Major aufbrausend aus, „ich weiß in der That nicht, was man einem solchen Burschen gegenüber thun soll. — Er weiß, daß Sie ihn nicht lieben und dennoch besteht er darauf, Sie zu heirathen!"

„Er hat das Wort meines Vaters," entgegnete Klärchen trostlos.

„Aber nicht das Ihrige, mein Kind! Mag er meinethalben Ihren Vater heirathen, Sie soll er nicht bekommen, dafür stehe ich, und sollte ich alter Mann selbst mit dem elenden Burschen anbinden, sollte ich selbst einen Streit mit ihm suchen, und mich mit ihm schießen, um ihn aus der Welt zu schaffen! — Aber das sind Alles Redereien. Wir sind zu aufgeregt, um in diesem Augenblick vernünftig zu überlegen. — Wir müssen uns erst ein Wenig ausruhen, müssen erst wieder ein Wenig in's alte Gleis der gesunden Vernunft zurückkehren, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, diesen teuflischen Machinationen zu widerstehen. — Was sagen Sie dazu, Hugo? Sie sprechen ja kein Wort und sehen aus wie Loths Weib vor Sodom und Gomorrha. Werden Sie heut dem Verlobungsfeste beim Geheimenrath beiwohnen?"

„Fragen Sie mich doch," entgegnete Hugo bitter, „ob ich Lust habe, meiner eigenen Hinrichtung beizuwohnen!"

„Bah, bah!" erwiederte der Major, welcher nur auf wenige Augenblicke aus seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe gestört worden war und dieselbe schon jetzt vollständig wieder erhalten hatte, „Sie überlassen sich wieder einmal ganz und gar Ihrem ungestümen exaltirten Wesen, mein Verehrtester. Damit ist Nichts gedient, es kommt jetzt darauf an, daß wir mit Ruhe überlegen, was wir dieser Niederträchtigkeit gegenüber thun

wollen. Noch ist Nichts verloren, noch ist Fräulein Klara, wie Sie sehen, weder die Braut, noch die Frau des Herrn von Berg. Bis zur Hochzeit kann noch viel geschehen."

„Aber was, Herr Major? was soll geschehen? Ich begreife nicht, wie Sie verlangen können, daß ich ruhig bleiben soll, während mein ganzes Lebensglück vernichtet wird, denn Sie wissen ja, daß ich dies nur mit Klara vereint zu finden vermag." Und er ergriff Klärchens Hand und drückte dieselbe mit der heißesten Zärtlichkeit an seine Lippen.

Der Major antwortete nicht. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Hugo stehen und schlug ein lautes schallendes Gelächter auf, ein Gelächter, welches so grell den Gefühlen des Schmerzes, welche in Hugo's Brust tobten, widersprach, daß dieser unwillig aufsprang und zum Major sagte:

„Ich begreife Sie nicht, Herr Major, wie Sie in einem solchen Augenblick noch so lachen können!"

„Ich lache," entgegnete der Major, „Verehrtester, weil ich Eure Jammermienen ansehe, Ihr tief betrübten Liebenden und weil ich trotzdem der süßesten Hoffnung lebe, daß diese ganze teuflische Geschichte sich noch in's größte Wohlgefallen auflösen wird, wenn Sie anders nur die Courage haben zum Handeln, mein Verehrtester. Sie müssen eine kleine Revolution im Familienleben machen. Was meinen Sie, wenn wir einen kleinen Roman spielen: Entführung, Hochzeit, Verzeihung, väterlicher Segen — das sind vier schöne Worte. Was meinen Sie dazu, das würde recht amüsant werden und ich würde mit dem größten Vergnügen Euch dazu behülflich sein, Ihr Kinder. — Nur Kopf in die Höhe! Augen klar! fort mit den Thränen. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ueberlegt's Euch Kinder, auf meine Hülfe könnt Ihr rechnen!" Und der Major rieb sich höchst vergnügt die Hände, indem er mit viel leichteren Schritten, als vorher, das Zimmer durchmaß.

Hugo blickte ihn erstaunt an. „Was wollen Sie damit sagen, Herr Major? Ich glaube, Sie scherzen.“

„Ich scherzen! In meinem Leben bin ich nicht ernster gewesen und niemals vergnügter. Die Sache ist ja so einfach und klar, wie nur möglich. Ich habe nicht umsonst, seitdem ich Portepee-Fähnrich geworden bin, alle guten und schlechten Romane gelesen. Fast in allen kamen harte unbarmherzige Väter, treue Liebhaber und unglückliche Liebhaberinnen vor. Was wollen Sie mehr? Wir haben die schönsten Exemplare von dieser Sorte in dem Geheimenrath, in Ihnen und in Fräulein Klärchen.“

„Sie sind unausstehlich, Major, mit Ihren unpassenden und unzeitigen Scherzen!

„Bah! Verehrtester, das verstehen Sie nicht, das verstehe ich kaum. Bedenken Sie, daß auf dem Wege der gewöhnlichen gesunden Vernunft hier Nichts zu machen ist. Auf diesem Wege wird Fräulein Klara die Frau des Lieutenants von Berg und Sie haben das Nachsehen. Wir müssen also nothwendiger Weise den Weg der schlechten Romantik betreten. Was meinen Sie zu folgendem Plänchen: Sie gehen heut ganz gemüthlich in die Gesellschaft des Geheimenraths, lassen sich nichts merken, gratuliren dem Fräulein Cousine zu ihrer Verlobung, dem Herrn Geheimenrath zu seinem liebenswürdigen Schwiegersohn und Herrn von Berg zu sich selbst als liebenswürdigen Vetter. — Zu gleicher Zeit gehen Sie aber auch heut noch und suchen sich einen Ministerialpaß nach der Schweiz zu verschaffen für sich und Ihren Diener; Fräulein Klärchen wird unwohl, hütet ein Paar Tage das Zimmer und sobald sich das thun läßt, sobald Sie nämlich Ihren Paß haben und Ihre Geschäfte so weit geordnet sind, daß Sie fort können, reisen Sie eines Tages ganz gemüthlich mit einander nach der freien Schweiz, dem einzigen kleinen Winkel in Europa, wo es noch freie Menschen giebt und wo Sie sich nach Liebhaberei

heirathen können. Von dort aus schreiben Sie an den Papa Warren, bitten um seine Verzeihung, erhalten dieselbe und kehren hierher zurück als solider Ehemann, um weiter fortzuarbeiten für die Demokratie, wie Sie es bisher gethan haben. Sie können jetzt ganz getrost von hier fort, man wird Sie nicht vermissen in dieser unsinnigen Zeit, in der der einzelne Vernünftige nur ein verlorenes Schaaf in der großen räudigen Heerde ist. — Nun, Verehrtester, was meinen Sie? sprechen Sie, lachen Sie und machen Sie nicht ein solches Jammergesicht, daß Einem schier angst und bange wird, wenn man Sie ansieht. Ist mein Plan nicht gut?

Klärchen hatte hoch aufgehorcht bei dem Plan, welchen der Major mit der größten Naivität und Natürlichkeit entwickelte.

„Um Gotteswillen, Herr Major!" entgegnete sie ängstlich, „das ist ja ganz unmöglich; was würden meine Verwandten, was würde die Welt dazu sagen? Mein Ruf — —"

„Ja, mein Kind, das ist freilich richtig, die Welt würde raisonniren, wie sie allem Unsinn Beifall zuklatscht und über alles Vernünftige raisonnirt. Man wird Ihnen Beifall zuklatschen, wenn Sie Herrn von Berg heirathen und mit ihm ein Leben führen, wie Hund und Katze, man wird über Sie raisonniren, wenn Sie sich von Hugo von Warren entführen lassen, um mit ihm als glückliche Gattin zu leben, das ist der Lauf der Welt. Aber es ist auch der Lauf der Welt, daß die Leute, wenn sie genug raisonnirt haben, von selber wieder aufhören und es kommt jetzt nur darauf an, ob Sie lieber die unglückliche Frau eines Schuftes oder die glückliche eines Ehrenmannes werden wollen. Das ist die Wahl, welche Ihnen offen steht."

„Sie haben Recht, theuerster Major!" rief Hugo freudig aus, „Sie haben Recht, vollkommen Recht! Ich werde mich blindlings Ihrer Führung anvertrauen, ich werde thun, was Sie sagen, wenn Du, mein theures, liebes Klärchen, wenn Du

nur einwilligst. Ich bitte, ich beschwöre Dich, sage nicht Nein! — Sieh, Du kennst ja am besten jene alberne Welt; setzest Du Dich nicht über die Vorurtheile derselben hinweg, sogar in diesem Augenblick, indem Du zu mir gekommen bist? Und Du solltest zögern, wo es unser Beider Lebensglück gilt? — O nein! Du kannst, Du wirst es nicht. Ich weiß das, ich hoffe mit Sicherheit darauf."

Klara antwortete nicht. Eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht, ihre Hand zitterte, und als nun Hugo immer inniger in sie drang, sie immer liebevoller, immer flehender bat, einzuwilligen in den Plan des Majors, da vermochte sie nicht zu widerstehen, da sagte sie ihr „Ja."

„Sie sind ein Prachtmädchen!" rief der Major jubelnd aus, als Klara ihre Einwilligung gegeben hatte zu seinem entworfenen Plan. Und er ergriff ihre Hand, zog sie gewaltsam vom Sopha auf und tanzte mit ihr in der Stube umher, bis er selbst erschöpft nicht mehr konnte.

„Jetzt aber," fuhr er nach diesem wilden Ausbruch seiner Lustigkeit fort, „jetzt mein Engelskind, machen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Ihr Vater darf Nichts, gar Nichts merken, Sie müssen so schnell als möglich nach Hause zurückkehren, denn nur, wenn Ihr Vater gar keine Ahnung davon hat, daß Sie noch in einer Verbindung mit Hugo stehen, nur dann kann unser Plan gelingen. Also gehen Sie, mein Kind, und überlassen Sie Hugo und mir, daß wir die weitere Ausführung unseres vortrefflichen Romans übernehmen. Es ist wirklich köstlich, daß ich auf meine alten Tage noch ein Romanfabrikant werde! Nun, es thut Nichts, wenn Ihr nur glücklich werdet, Kinder!"

Klara sah ein, daß es am besten sei, dem Rathe des Majors zu folgen. Sie wollte eben das Zimmer verlassen, als sie, schon an der Thür, wieder umkehrte.

„Noch Eins Hugo," sagte sie, „noch Eins muß ich Dir

mittheilen. Ich habe zwar in der letzten Zeit wenig Gelegenheit gehabt, die Pläne meines Vaters zu erforschen, da er sehr still ist gegen mich und da Herr von Berg noch zurückhaltender ist, aber ich habe dennoch bemerkt, daß gerade jetzt wieder neue Pläne von der royalistischen Partei gesponnen werden, ich habe gehört, daß man gerade jetzt Pläne von der höchsten Wichtigkeit hat, denn täglich geht mein Vater stundenlang des Abends und zum Theil in der Nacht aus, täglich kommen diejenigen Leute, welche ich als Führer der royalistischen Partei kenne, zu ihm und bleiben oft lange im tiefsten, geheimsten Gespräch bei ihm. Nur Eins habe ich gehört und das flößt mir Besorgniß ein. Als nämlich neulich der Major Bessel meinen Vater verließ, verstand ich eben nur noch die leise gesprochenen Worte des Majors: „Also am 16ten; ich glaube, Sie haben Recht, das ist der geeignetste Tag. Ich werde dafür sorgen, daß die Arbeiter vorbereitet werden." Weiter konnte ich nichts hören; aber schon dies Wenige läßt mich fürchten, daß man zu morgen irgend ein gewaltsames Unternehmen vorbereitet habe."

„Aber was es ist, was man will, davon hast Du keine Ahnung?"

„Ich weiß nichts davon. Es ist mir nicht möglich gewesen, das Geringste zu hören. — Auf Wiedersehen — heut Abend — Hugo."

Und Klara verließ ihren Verlobten, um so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren. Sie bemerkte es nicht, daß, als sie das Haus, in welchem Hugo wohnte, verlassen hatte und eiligen Schrittes sich entfernte, aus einem Hause gegenüber ein junger, elegant gekleideter Mann ihr nacheilte und sie, stets einige Schritte hinter ihr zurückbleibend, begleitete.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie der Lieutenant von Berg in einer Schlinge gefangen wird.

Am Abend des 15. Oktober herrschte ein lebendiges Treiben in den Straßen Berlins. Man erwartete, daß es an diesem Tage zu Conflikten zwischen der Demokratie und der entgegengesetzten Partei kommen würde; man sprach davon, daß die Reaction zu Ehren des Königs Geburtstages illuminiren würde, man sprach ebenso davon, daß die Arbeiter sich vorgenommen hätten, eine solche Illumination unter jeder Bedingung zu verhindern. Durch die Straßen zogen hier und dort kleine Abtheilungen von Arbeitern, welche sich ein Vergnügen daraus machten, Schüsse loszubrennen und dadurch die ruhigen Bürger zu erschrecken. Unter den Linden, in der Behrenstraße und in den übrigen aristokratischen Stadttheilen hörte man vielfach das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben," oder „Heil Dir im Siegerkranz!" singen, während als Erwiederung vom Volke die deutsche Marseillaise mit dem Refrain: „Vorwärts, vorwärts! Mit Gott für's Vaterland!" oder „Was ist des Deutschen Vaterland?" ertönte. Zu Reibungen kam es indessen an jenem Abende nicht, wenigstens nur zu höchst unbedeutenden, indem nämlich einigen exaltirten Royalisten, welche im Gegensatz zu der allgemeinen Mißstimmung dennoch illuminiren wollten, die Fenster eingeworfen wurden.

Es war am 15. Oktober eben Abend geworden, als ein Mann in einer grünen Arbeiterblouse, eine Pelzmütze tief ins Gesicht gedrückt, schnell durch die Straßen eines entfernten Stadttheiles hinschritt und endlich Halt machte vor dem Hause des Justizcommissarius Seemann. Er klingelte heftig. Bald darauf öffnete der Justizcommissarius Seemann das kleine Fenster über der Thür und fragte mürrisch, wer da sei.

„Oeffnen Sie schnell, Herr Seemann!" erwiederte der Fremde, „ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen."

„Wer sind Sie?"

„Erkennen Sie mich denn nicht?"

„Nein!"

„Ich bin der Lieutenant von Berg."

„Der Lieutenant von Berg?" fragte Seemann erstaunt und schaute dem Fremden genauer ins Gesicht, der die grobe Pelzmütze etwas lüftete und dadurch seine Züge dem Justizcommissarius deutlich zeigte. Dieser öffnete die Thür und führte den Lieutenant in sein Arbeitszimmer, welches bereits von den Schreibern verlassen war, denn Herr Seemann hatte als ein guter Patriot zur Feier des Königs=Geburtstages heut früher die Arbeitsstunden geschlossen als gewöhnlich. Seemann rückte dem Lieutenant einen Lehnstuhl zurecht und bat ihn, in diesem Platz zu nehmen, dann sagte er:

„Aber ich begreife nicht, lieber Herr von Berg, Sie hier? und in dieser Tracht, in der Sie kaum wiederzuerkennen sind, — was haben Sie vor?"

„Meinen Sie wirklich, daß die Blouse, die Pelzmütze, der gefärbte Bart und die schwarzen Augenbraunen mich so sehr verstellen, daß ich nicht wiederzuerkennen sei?"

„Ich hätte Sie niemals erkannt, wenn Sie mir nicht selbst Ihren Namen genannt hätten."

„Das ist mir lieb, das ist mir außerordentlich lieb, das wünsche ich gerade. Aber ich komme nicht zu Ihnen, um meine Verkleidung zu prüfen, sondern um Ihnen, Herr Seemann, der Sie auf das Genaueste mit Allem bekannt sind, was in den Reihen der Demokratie und Aristokratie vorgeht, der Sie unsre Polizei so trefflich handhaben, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung ich von Ihrer Güte hoffe."

Seemann verbeugte sich ein wenig, aber er antwortete nicht, indem er auf weitere Auslassungen des Lieutenants wartete.

„Sie haben vielleicht schon erfahren," fuhr der Lieutenant von Berg fort, „daß ich heute meine Verlobung mit Fräulein Klara von Warren feiere?"

„Ich habe die Verlobungskarte und die Einladung für heute Abend durch den Geheimenrath von Warren erhalten," entgegnete Seemann mit einer kurzen Verbeugung. „Ich wünsche Ihnen herzlich Glück, Herr von Berg, wundere mich aber um so mehr, Sie in diesem Anzuge hier zu sehen, da ich gewiß glaubte, Sie seien schon in diesem Augenblick bei Ihrer Braut."

„Ich wünschte, ich könnte dort sein," entgegnete der Lieutenant leichthin, „aber Sie wissen, daß die Politik meine wahre Braut ist, der ich unter keiner Bedingung untreu werden darf. Ich habe noch Geschäfte im Dienste der guten Sache und diese müssen zuvörderst vollendet werden. Doch nichts hiervon. Gerade über meine Braut wünschte ich einige Nachrichten von Ihnen zu erhalten, Herr Seemann."

„Ueber Fräulein Klara von Warren?" fragte Seemann, indem er mit seinen kleinen grauen Augen den Lieutenant forschend anblickte.

„Ja!" entgegnete dieser, „ich weiß, daß Sie vom Geheimenrath von Warren den entschiedenen Auftrag erhalten haben, meine Braut auf das Schärfste zu beobachten, weil der Geheimerath vor einigen Monaten den Verdacht gegen seine Tochter hatte, daß dieselbe in einem zärtlichen Verhältniß zu ihrem Vetter Hugo von Warren stehe. Ich komme jetzt, Sie zu bitten, mir die Resultate Ihrer Beobachtungen anzugeben."

Ein leichtes Lächeln überflog die verkniffenen Züge Seemanns.

„Das Resultat meiner damaligen Beobachtungen ist leicht anzugeben, dieselben haben nämlich gar kein Resultat gehabt. Fräulein Klara von Warren ist wochenlang auf das Schärfste beobachtet worden, sie hat in der damaligen Zeit nicht in der geringsten Verbindung mit Herrn Hugo von Warren gestanden."

„In damaliger Zeit?“ fragte der Lieutenant mit scharfer Betonung.

„Wie ich Ihnen sagte.“

„Und Sie haben keine weiteren Nachforschungen angestellt?“

„Ich hatte dazu keinen Auftrag vom Geheimenrath von Warren.“

„Ich weiß das, ich weiß das,“ entgegnete der Lieutenant von Berg ungeduldig, „damit ist aber noch nicht gesagt, daß Sie nicht auf Ihre eigene Hand, um sich selbst zu unterrichten, Fräulein von Warren hätten weiter beobachten lassen. Ich weiß durch den Geheimenrath, daß es von je her Ihr Streben gewesen ist, sich selbst auf das Genauste von den intimen Familienverhältnissen aller derjenigen zu unterrichten, welche an der Spitze der Partei stehen; ich habe also Grund zu glauben, daß Sie auch gegen den Wunsch des Geheimenraths Ihre Beobachtungen fortgesetzt haben und deshalb kam ich zu Ihnen, Herr Seemann.“

„Mißtrauen Sie Ihrer Fräulein Braut?“

„Darf ich offen gegen Sie sein, Herr Seemann?“

„Ich bin so verschwiegen wie das Grab, wenn — —“

„Wenn — —?“

„Nun, um offen zu sein — wenn es mein Vortheil ist.“

Der Lieutenant lächelte. „Sie wissen, Herr Seemann,“ sagte er mit starker Betonung, daß ich, wie untergeordnet meine gesellschaftliche Stellung, mein Rang als Premier-Lieutenant auch erscheinen mag, doch nicht ohne Einfluß in gewissen höheren Kreisen bin, Sie wissen, daß meine Meinung dort etwas gilt und daß ich Anspruch darauf habe, meine Dienste anerkannt zu sehen. — Ich will in diesem Augenblick ganz offen gegen Sie sein, weil ich glaube, daß gerade Sie der Mann sind, meine Ansichten aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten; ich werde Fräulein Klara von Warren heirathen — ich werde

sie unter jeder Bedingung heirathen, was ich auch von Ihnen erfahren mag. Ich brauche nothwendig für meine Bestrebungen das bedeutende Vermögen, welches Klara von Warren schon im gegenwärtigen Augenblick, seit dem Tode ihrer Mutter, besitzt und das, welches sie ja einst von ihrem Vater erben wird. Ich wiederhole Ihnen daher, daß ich unter jeder Bedingung Fräulein von Warren heirathen werde. Aber ich will Nichts desto weniger auf das Genaueste erfahren, welche Vergangenheit meine Braut gehabt hat, ich will Beweise haben für diese Vergangenheit, um dereinst möglicher Weise in den Stand gesetzt zu sein, diese Beweise zu benutzen, wenn ich das Vermögen der jungen Dame nicht mehr bedarf. Ich muß die Mittel in der Hand haben, um mir jeden Augenblick eine Ehescheidung erzwingen zu können, ehe ich mich entschließen darf, einem Mädchen meine Hand zu bieten, von dem ich weiß, daß es einen tödtlichen Haß gegen mich im Busen trägt."

Der Justizcommissarius Seemann lächelte, aber in diesem Lächeln lag etwas ungemein Grauenhaftes. Er schaute den Lieutenant von Berg mit einem Blick der tiefsten Verachtung, des innersten Hasses an. Die Verworfenheit, welche sich in den Worten des Lieutenants offenbarte, ekelte ihn an, aber dennoch bezwang er sich und sagte ruhig:

„Ein seltsames Geständniß, Herr Lieutenant, wenige Stunden vor der Verlobung."

„Sie sind ein alter Politiker, Herr Seemann," entgegnete der Lieutenant, „Sie wissen, daß ein Mann der Politik sich um die sogenannten Grundsätze der Ehre nicht kümmern darf. Ich habe Ihnen deshalb erklärt, daß ich unter jeder Bedingung Klara von Warren heirathen werde; es kommt mir aber aus den schon mitgetheilten Gründen darauf an, das klarste Bild, die triftigsten Beweise über die Vergangenhrit der jungen Dame zu erhalten, und Sie allein können mir diese Beweise geben, das weiß ich. — Sie kennen, wie ich schon sagte, den Einfluß,

welchen ich bei Hofe auszuüben im Stande bin; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich diesen meinen Einfluß ganz so verwenden werde, wie Sie es selbst wünschen, wenn auch Sie in diesem Augenblick meine Wünsche erfüllen. Ich erwarte jetzt Ihre Mittheilungen."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, Herr von Berg?"

„Ja!"

„Aber kann ich auch darauf trauen?"

„Herr Seemann!" rief der Lieutenant höchst erzürnt, „was erlauben Sie sich!"

„Nichts, Herr von Berg, als eine Hinweisung auf das, was Sie eben sagten, daß ein Mann der Politik sich um die Grundsätze der sogenannten Ehre nicht kümmern dürfe. Was hilft mir Ihr Ehrenwort, wenn Sie es für politisch halten, dies Ehrenwort zu brechen?"

Der Lieutenant verbiß seine Wuth.

„Welche andere Garantie wollen Sie?"

„Ich will nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie sich schriftlich verpflichten, mir schriftlich Ihr Ehrenwort geben, unter jeder Bedingung das, was ich von Ihnen wünsche, bei Hofe anzuregen und durchzusetzen. Erst wenn Sie mir diese schriftliche Garantie gegeben haben werden, erst dann werde ich mich herbeilassen, Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen."

„Das geht nicht, Herr Seemann, Sie könnten mich mit diesem Papier compromittiren."

„Das werde ich sicherlich thun, wenn Sie mir Ihr Wort brechen."

„Daran denke ich nicht, ich bin gewohnt, stets mein Ehrenwort zu halten."

„Dann haben Sie nichts von einem solchen Papier zu befürchten. Es kommt jetzt nur darauf an, ob es Ihnen wichtiger ist, die Mittheilungen zu erfahren, welche Sie wünschen, oder ob es Ihnen wichtiger ist, kein solches Papier auszustellen.

Wählen Sie, Herr von Berg, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nicht eine Sylbe von mir erfahren, ehe Sie mir den verlangten Schein ausgestellt haben. Wählen Sie!"

Herr von Berg stützte den Kopf in die Hand und saß einige Minuten in das tiefste Sinnen versunken, während der Justizcommissarius Seemann mit der größten Ruhe das Resultat seines Nachdenkens erwartete. Nach einer langen Pause sagte endlich Herr von Berg:

„Geben Sie mir Papier und Feder, Sie sollen den Schein erhalten."

Der Justizcommissarius holte schnell Papier und Feder herbei und diktirte Herrn von Berg ein förmliches Ehrenwort in der Art, wie er es so eben gefordert hatte. Dann falzte er das Papier, welches Herr von Berg unterschrieben hatte, nach sorgfältiger Durchlesung zusammen und legte es in eine große Brieftafel, welche er stets bei sich trug.

„Jetzt, Herr von Berg, stehe ich zu Ihren Diensten. Ich habe allerdings Fräulein Klara von Warren auch noch später und zwar durch das Kammermädchen beobachten lassen, welches in Diensten derselben steht und ich kann Ihnen über die junge Dame deshalb interessante Mittheilungen geben."

„Sprechen Sie! sprechen Sie! ich bin auf das Aeußerste gespannt?"

„Wohl, so hören Sie denn. Fräulein Klara von Warren ist jedenfalls zu jener Zeit, als der Geheimerath die Beobachtung derselben anbefohlen hatte, von derselben unterrichtet worden. Sie hat sich deshalb von ihrem Cousin Hugo von Warren gänzlich zurückgezogen, so daß der Geheimerath sich veranlaßt sah, eine solche Beobachtung vollständig aufzugeben. Hugo von Warren besuchte in jener Zeit das Haus seines Oheims als Gast desselben, war aber fast niemals mit Fräulein Klara allein, auch besuchte Fräulein von Warren ihren Cousin nicht mehr, wie dies früher geschehen war, in seiner Wohnung."

„Also hat Klara Hugo in seiner Wohnung wirklich besucht?!"

„Sie wissen dies ja selbst am besten, da Sie der jungen Dame am 8. Juni, am Tage vor dem Berendschen Antrag, in der Nähe von Hugo's Wohnung begegnet sind."

„Ah! ich hatte also doch Recht!"

„Gewiß hatten Sie Recht. Nöthigenfalls würde ich im Stande sein, Ihnen hierfür Beweise herbeizuschaffen."

„Schaffen Sie! schaffen Sie, Herr Seemann!" rief der Lieutenant, sich vergnügt die Hände reibend. „Jetzt aber weiter! was ist später vorgekommen?"

„Hugo von Warren veruneinigte sich, wie Sie wissen, wieder mit seinem Oheim, oder wenigstens wurde das Verhältniß zwischen Beiden in Folge ihrer verschiedenen politischen Ansichten so kühl, daß Hugo unter keiner Bedingung länger das Haus seines Oheims besuchen wollte. Es wurde deshalb nöthig, daß die beiden jungen Leute abermals einen Ort fanden, wo sie zusammentreffen konnten, wenn sie sich überhaupt noch ferner sehen und sprechen wollten. — Hugo ließ deshalb durch seinen Freund, den Major von Arnow, in dem Hause unter den Linden Nr. .., welches mit dem Garten an das Warren'sche Haus stößt, eine Wohnung miethen, in welcher eine Wittwe, Madame Martin, einquartirt wurde. Hierher begab sich, gewöhnlich spät Abends, Fräulein Klärchen von Warren, zog sich Männerkleidung an und verließ in dieser das Haus unter den Linden, um an irgend einem dritten Orte, welcher bei jeder Zusammenkunft verschieden gewählt wurde, mit Hugo zusammenzutreffen."

„Wirklich? Das ist sicher?!" rief der Lieutenant und sprang erfreut von dem Lehnstuhl auf.

Der Justizcommissarius Seemann lachte ganz laut auf.

„Ich muß gestehen," sagte er, „es ist das erste Mal in meinem Leben, wo ich sehe, daß ein Bräutigam sich darüber

freut, Beweise für die Liebschaft seiner Braut mit einem Andern zu erhalten."

„Sie haben also Beweise? die vollständigsten Beweise?"

„Ich habe sie und bin bereit, Ihnen dieselben seiner Zeit zu übergeben."

„Vortrefflich, Herr Seemann, vortrefflich! Ich werde mich Ihnen vollkommen dankbar erweisen."

„Ich rechne darauf. Aber hören Sie weiter: Auf die von mir schon angedeutete Weise ist das Verhältniß des Herrn Hugo von Warren mit seiner Cousine fortgesetzt worden bis in die neueste Zeit. Heute Mittag hat Fräulein Klara von Warren es sogar gewagt, ihren Cousin persönlich am hellen lichten Tage in seiner Wohnung aufzusuchen."

„Heut Mittag?"

„Ja, sie kam verkleidet zu ihm, während der Herr Major von Arnow bei Hugo war, und blieb wohl eine halbe Stunde bei demselben; dann kehrte sie auf dem gewöhnlichen Wege nach Hause zurück."

„Aber die Beweise, Herr Seemann, die Beweise!"

„Werde ich Ihnen schaffen, Herr Lieutenant, sobald Sie den Zettel, den ich in meiner Brieftasche habe, zur Ausführung bringen. Dank um Dank. Es wäre möglich, daß Sie trotz Ihres schriftlichen Ehrenwortes es dennoch für politisch hielten, demselben untreu zu werden; ich werde deshalb erst dann Ihnen die Beweise geben, wenn Sie mir durch die That gezeigt haben, daß Sie Willens sind, Ihrem Worte treu zu bleiben."

„Aber ich bitte Sie, Herr Seemann! wie können Sie nach einer solchen schriftlichen Versicherung überhaupt noch zweifeln!"

„Ich bin ein zu alter Fuchs, Herr Lieutenant," entgegnete Seemann lächelnd, „um nicht zu wissen, daß ein Mann von Ihren Grundsätzen nur dann sein Wort hält, wenn es ihm vortheilhaft ist. — Bemühen Sie sich daher nicht weiter, in mich

zu bringen, ich weiß, was ich thue. Bedenken Sie aber auch, Herr Lieutenant bei Allem, was Sie in Beziehung auf mich vielleicht zu thun beabsichtigen, daß ich Sie jetzt gänzlich in meiner Hand halte. Erstens habe ich Ihr schriftliches Ehrenwort in der Hand und zweitens habe ich durch dasselbe den Beweis, daß Sie vor Ihrer Verbindung mit Fräulein von Warren mit der Vergangenheit derselben auf das Genaueste bekannt gewesen sind. Ich habe dadurch das Mittel in der Hand, Sie in den Augen der ganzen Aristokratie moralisch zu vernichten, wenn ich diese Thatsache veröffentliche. Hierauf möchte ich Sie in Beziehung auf die Zukunft und auf unser fernerweitiges Verhältniß aufmerksam machen."

Der Lieutenant von Berg knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Weshalb sagen Sie mir das, Herr Seemann? Ich weiß das selbst und ich würde nicht zu Ihnen gekommen sein, wenn ich nicht auf Ihre Discretion vertraute."

„Meine Discretion reicht stets nur so weit, als mein Vortheil reicht," entgegnete Seemann spöttisch. „Ich werde vielleicht bald Ihrer bedürfen, Herr Lieutenant, um von Ihnen einige genaue Notizen über verschiedene Persönlichkeiten zu erhalten, mit denen Sie genau bekannt sind. Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit, auf Ihre Güte und Freundlichkeit gegen mich, welche Sie hoffentlich veranlassen werden, mir das mitzutheilen, was ich wünsche."

„Sprechen Sie es doch grade aus, Herr Seemann, Sie wollen mich also als Spion gebrauchen. Dazu werde ich mich nicht hergeben."

„Ueberlegen Sie sich das, Herr von Berg. Sie werden selbst am besten wissen, was für Sie vortheilhaft ist. Ob es nicht vielleicht besser für Sie ist, Ihre Verbindung mit Fräulein von Warren aufzugeben und mit ihr das Vermögen der jungen Dame, oder ob Sie es für vortheilhafter halten, in den

von mir angedeuteten freundschaftlichen Beziehungen mit mir zu bleiben; aber bedenken Sie dabei auch, daß selbst, wenn Sie Ihre Verlobung mit Fräulein Klara von Warren aufgeben sollten, doch das Papier, welches ich in der Hand halte, nichts an Gültigkeit und Einfluß verliert. — Lassen Sie uns jetzt dieses Gespräch, welches, wie ich sehe, Sie aufregt, abbrechen. Es ist besser, daß Sie sich auf das Genaueste überlegen, was Sie zu thun haben."

Der Lieutenant von Berg antwortete Nichts. Er stand auf, nahm seine Mütze und entfernte sich schnell, ohne von dem Justizcommissarius Seemann Abschied zu nehmen, der ihm mit einem höhnischen Lächeln die Thür öffnete, um ihn aus dem Hause zu lassen. Seemann kehrte, als der Lieutenant ihn verlassen hatte, in sein Zimmer zurück, setzte sich in seinen Lehnstuhl und lachte fast ausgelassen vor sich hin.

„Diesen Tropf," murmelte er in den Bart, hätten wir gefangen. Er ist jetzt so eng in meinen Netzen, daß ich ihn wie eine Marionettenfigur bewegen kann. Er soll mir den Weg bahnen zum Geheimenrathstitel und dann weiter, weiter! Wenn ich nur erst die erste Stufe erstiegen habe, dann soll es mir nicht schwer werden, alle jene hohlköpfigen Schranzen, welche die Hofluft einsaugen, zu unterjochen und mich auf ihren Schultern in die Höhe zu heben. Aber Klärchen Warren!" fügte Seemann leiser hinzu und bei dem Gedanken an das unglückliche junge Mädchen, welches er den Ränken des Lieutenants zu opfern im Begriff stand, schlug dem ehrgeizigen und ränkesüchtigen Mann unwillkürlich das Herz. „Was thue ich mit Klärchen? Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Ich halte den Lieutenant von Berg nicht weniger fest in meinen Schlingen, auch wenn ich endlich seine Heirath mit dem armen Kinde verhindere."

Der Lieutenant von Berg verließ eiligen Schrittes die Wohnung Seemann's. Eine leere Droschke fuhr langsam die

Straße entlang; der Lieutenant rief dieselbe an und befahl dem Kutscher, nach der Burgstraße Nr. ** zu fahren. Er eilte, bei dem Hause angekommen, in welchem Julius von Lychtendorf sein Absteigequartier hatte, schnell die Treppe hinauf und fand zu seiner Freude den Diener des Barons im Vorzimmer.

„Ist der Baron hier?“ fragte er flüchtig und wollte eben in das Zimmer treten.

„Der Herr Baron sind allerdings hier,“ entgegnete der Diener, welcher den Lieutenant in seiner Verkleidung schon kannte, verlegen, „aber —“

„Aber?“

„Der Herr Baron sind nicht recht wohl, ich weiß nicht ——“

„Nun?“

„Ob Sie zu sprechen sein mögen.“

„Thorheit! Ich muß nothwendig mit dem Herrn Baron sprechen, melden Sie mich ihm.“

„Wie der Herr Lieutenant befehlen!“ sagte der Bediente und ging in's Zimmer, indem er die Thür nur so weit öffnete, als es eben nothdürftig zum Durchkommen erforderlich war. Nach wenigen Augenblicken öffnete er die Thür wieder und Julius trat dem Lieutenant entgegen, indem er ihn bat, einzutreten.

„Sie sind willkommen, Herr von Berg!“ sagte Julius, „aber was sehe ich, welches wunderbare Costüm haben Sie heut zu Ihrem Verlobungstage angenommen! Wollen Sie etwa in dieser modernen Blouse, dem Symbole des souverainen Volks, mit meiner niedlichen Cousine heut den Tanz eröffnen?“

„Sie scherzen, Herr von Lychtendorf. Ich aber bin wahrlich dazu nicht aufgelegt, sondern komme zu Ihnen, um Ihnen Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen und Sie aufzufordern, mir in ähnlicher Kleidung, wie ich selbst angelegt habe, zu folgen.“

„Was haben Sie vor?“

„Wir sind doch allein?" fragte Herr von Berg, sich mißtrauisch im Zimmer umsehend, „kann ich ohne Rücksicht zu Ihnen sprechen?"

„Vollkommen," entgegnete Julius ruhig, „es stört uns Niemand."

„Wohl, Herr von Lychtendorf! dann habe ich Ihnen zuvörderst Vorwürfe darüber zu machen, daß Sie sich in neuester Zeit so sehr von unserer Partei zurückgezogen haben, daß Sie bei weitem nicht mehr den Eifer an den Tag legen, mit dem sie anfangs der Sache des Royalismus dienten."

Julius Stirn verfinsterte sich. „Ich gestehe Ihnen, Herr von Berg, daß dies wahr ist, aber ich gestehe Ihnen auch, daß mir die Mittel, welche unsere Partei anwendet; um wieder zum Siege zu kommen, nicht gefallen. Ich kann dies heimtückische Schleichen nicht billigen. — Ich erkenne freilich die Nothwendigkeit an, und Sie wissen, daß ich selbst meine Hand dazu geboten habe, durch Spione in den Besitz der Geheimnisse unserer Gegner zu kommen, aber man sollte von solchen Mitteln nur Gebrauch machen, so weit es eben nothwendig ist, während fast unsre gesammte Parteiagitation sich jetzt auf Lug und Trug stützt, während unsre Parteiblätter ein System der Lüge und Verleumdung ergriffen haben, alle Diejenigen, welche nicht zu uns gehören, ohne allen Grund verdächtigen, und während unsere Parteiführer die abscheulichsten Ränke gegen die Führer der andern Partei spinnen. Ich erinnere Sie, daß wir sogar zum Mord unsere Zuflucht nehmen wollten in jenen Junitagen, und daß ich selbst gezwungen wurde, meine Hand zu solchem schändlichen Spiel zu bieten. — Das, ich gestehe es Ihnen offen, hat mich in neuerer Zeit etwas zurückgeschreckt, selbstständig Theil zu nehmen an der Agitation für unsre Parteizwecke."

Der Lieutenant lächelte ironisch. „Sie entwickeln seltsame Grundsätze für einen Politiker, Herr Baron."

„Ich will nicht nur Politiker, ich will auch ein Ehrenmann in jeder Beziehung des Wortes sein.“ —

„Darf ich fragen,“ fuhr der Lieutenant höhnisch fort, „ob Sie vielleicht diese edlen Grundsätze im vertrauten Umgange mit Ihrem Vetter, dem berühmten Demokraten, Herrn Hugo von Warren, gesammelt haben?

„Ich bin allerdings vor einiger Zeit viel und vertraut mit meinem Vetter zusammengekommen, der ein Ehrenmann ist, ganz wie ich ihn wünsche,“ entgegnete Hugo stolz. „Wir sind indessen zu verschiedener politischer Meinung, als daß die Politik im Geringsten den Gegenstand unserer Gespräche bilden könnte; wir haben diese deshalb ganz aus dem Spiel gelassen.“

„Sie sind plötzlich außerordentlich duldsam geworden, aber es ist jetzt die Zeit, Herr Baron, wo es die Pflicht jedes Ehrenmannes ist, einzustehen für seine Partei. Der Entscheidungskampf naht; in wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, wird es sich zeigen, ob die Demokratie die herrschende Staatsform bestimmen soll, oder ob das Königsthum in angestammtem Glanze in Preußen fortan bestehen wird. Ich bin deshalb im Auftrage Ihres Oheims zu Ihnen gekommen, Herr Baron, um Sie zur Theilnahme aufzufordern an dem großen Werke, welches uns zu vollbringen im gegenwärtigen Augenblick obliegt, um Sie zu fragen, ob Sie ein Abtrünniger werden wollen von der Partei, der Sie bisher durch Geburt und Gesinnung angehörten, um Sie zu fragen, ob Sie sich hingegeben haben den schmeichlerischen Einflüsterungen der Demokratie, oder ob Sie an unserer Seite Theil nehmen wollen an dem Kampfe für Ihr angestammtes Königshaus, ob Sie Theil nehmen wollen an der Ausführung derjenigen Pläne, welche von den Führern unserer Partei entworfen worden sind, um das Haus Hohenzollern wieder zu erheben auf die Höhe des gottbegnadigten Königthums. Wollen Sie das, Herr Baron?

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr von Berg,“ entgegnete

Julius finster. „Sie sprechen in allgemeinen Redensarten, ich weiß nicht, was Sie meinen."

„So werde ich mich denn deutlicher erklären. Sie sehen, daß die Anmaßungen der Demokratie jetzt ihren Höhepunkt erreicht haben. In Wien ist die blutigste Revolution ausgebrochen, man hat den Kaiser vertrieben und die Republik wird die Folge dieser Revolution sein, wenn nicht das österreichische Kaiserhaus mit Energie jene frechen Empörer bezwingt und ohne Rücksicht, ohne Schonung die Revolution bekämpft. Auch bei uns beabsichtigt man Aehnliches; in wenigen Tagen soll hier ein demokratischer Congreß zusammentreten, auf dem die Führer der anarchischen Partei sich vereinigen wollen. In allen demokratischen Zeitungen lesen Sie es geschrieben: Berlin bilde den Brennpunkt der norddeutschen Demokratie, und von Berlin müsse der Impuls für Norddeutschland ausgehen, um in ganz Deutschland die Demokratie zur Herrschaft zu bringen. Die deutsche Republik soll erklärt werden. Die Mitglieder der Linken aller deutschen Kammern wollen zu gleicher Zeit mit den übrigen demokratischen Führern aus ganz Deutschland in Berlin zusammentreten, sie wollen hier ein Gegenparlament gegen das Frankfurter bilden und jetzt den Streich ausführen, der im Juni bei dem ersten Frankfurter Congreß mitglückt ist. Es kommt jetzt darauf an, mit einem Schlage die Macht jener jämmerlichen Partei zu brechen, es kommt darauf an, ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen und sie zu Boden zu treten in den Staub, in den Staub, in den sie gehört! — Aber noch sind wir zu diesem Schlage nicht vorbereitet genug, noch immer hat die Bürgerschaft Berlin's Anhänglichkeit für jene anarchische Partei, welche ihre Hauptstütze in dem besitzlosen Arbeiterstande findet, in jenem Arbeiterstande, welcher in jedem Augenblick bereit ist, da er nichts zu verlieren hat, die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern. Im thörichten Freiheitstaumel jubelt der kleine Bürgerstand den Bestrebungen der Demokratie zu

und er, mit den Arbeitermassen vereinigt, ist stark genug, um die Herrschaft unserer guten Sache niederzuhalten. Unser Bestreben ist es, wie Sie wissen, denn Sie selbst haben ja Theil genommen an demselben, im Laufe des ganzen Sommers gewesen, den Arbeiterstand loszureißen von den Bürgern, die Provinzen loszureißen von Berlin. Ein günstiger Erfolg hat zum Theil unsere Bestrebungen gekrönt, aber dennoch war dieser Erfolg nicht hinreichend. Es kommt jetzt darauf an, daß wir den Schlußstein legen für unser großes Werk, es kommt darauf an, daß wir die Kluft zwischen Arbeitern und Bürgern weit, unausfüllbar auseinanderreißen und daß wir dann diese Spaltung benutzen, um mit kräftig gewaffneter Hand die Revolution niederzudonnern. Unsere Heere sind zurück aus Schleswig-Holstein, wir haben eine gewaltige Truppenmacht um Berlin gesammelt, in wenigen Stunden können 50,000 Mann innerhalb der Mauern Berlins sein; wir sind vorbereitet, den gewaltigen Schlag zu führen, sobald die Parteien auseinandergerissen sind, sobald der Bürger dem Arbeiter feindlich gegenübersteht. Dann haben wir nur mit den Letzteren zu kämpfen, während die Ersteren auf unserer Seite stehen, und dies ist für den Fall eines Straßenkampfes die erste Nothwendigkeit. Die Juni-Revolution in Paris hat uns eine großartige Lehre gegeben, sie hat uns gezeigt, daß es keinen erbittertern Kampf giebt, als den socialen und daß durch Nichts die Spaltung der Stände gewaltiger werden kann, als durch einen solchen Kampf; ihn müssen wir daher herbeiführen und es ist die höchste Zeit, daß wir es thun. Morgen vielleicht schon wird sich das Schicksal Preußens entscheiden und ich komme deshalb jetzt zu Ihnen, um Sie, Herr von Lychtendorf, aufzufordern im Namen der guten Sache, aufzufordern im Namen Derer, welche ihr Leben, ihr Gut und Blut für den König und das Vaterland einzusetzen bereit sind, daß Sie Theil nehmen an unseren Bestre-

bungen, daß Sie sich nicht ferner hingeben der weichlichen Ruhe, welche Sie in letzter Zeit bewiesen haben."

Herr von Berg schwieg. Julius aber schaute gedankenvoll zu Boden. —

„Sie haben Recht, Herr von Berg," sagte er endlich düster, „Sie haben Recht, ich darf nicht ferner unthätig bleiben. Süße Bande haben mich in den letzten Monaten umschlungen und mich verweichlicht; ich muß mich losreißen aus denselben, ich muß wieder ein Mann werden und Theil nehmen an den Kämpfen, die uns bevorstehen. Ich will es thun. — Was wünschen, was fordern Sie?"

„Ich fordere von Ihnen, daß Sie mich begleiten auf einem Wege, den ich eben jetzt vorhabe, einem Wege nach dem Cöpnicker Felde. Es ist nöthig, daß morgen ein gewaltiger Conflikt zwischen Bürgern und Arbeitern erzeugt werde, es ist nöthig, daß zu diesem Zwecke die Arbeiter aufgereizt werden, daß man Geld unter sie austheile, um sie für den morgenden Tag von der Arbeit abzuhalten, und es ihnen möglich zu machen, anstatt zu arbeiten, zu kämpfen, es ist nöthig, daß wir eine Anzahl zuverlässiger Arbeiter gewinnen, welche durch ihre Einwirkung auf die Uebrigen einen Kampf herbeiführen. Schon sind Vorbereitungen getroffen. Ich habe mir mit dem schwarzen Barthold, den Sie ja auch kennen und der gegenwärtig unter den Arbeitern auf dem Köpnicker Felde sich befindet, der auf unsere Veranlassung die Zerstörung der Dampfmaschine am Kanal bewirkt hat, ein Rendezvous gegeben, um mit ihm und einigen andern Arbeitern die Maßregeln für morgen zu verabreden. Ich kam zu Ihnen, um Sie aufzufordern, mich zu diesem Rendezvous zu begleiten, mit mir die Unterhandlungen mit den Arbeitern zu theilen, damit Sie diesen für morgen bekannt sind und damit Sie befähigt sind, morgen denselben weitere Instruktionen zu geben. Ich weiß es, Herr von Lychtendorf, daß der Auftrag, den Sie erhalten, ein ge-

fährlicher und unangenehmer ist, aber er durfte nur einem Mann gegeben werden, auf dessen Loyalität man sich vollkommen verlassen konnte. Ihr Oheim hat deshalb Sie im Auge gehabt und mich beauftragt, Ihnen dies mitzutheilen, ich frage Sie deshalb noch einmal, wollen Sie den gefährlichen Posten übernehmen, den Sie in dem großen Kampf, der uns bevorsteht, auszufüllen erwählt sind?"

„Ich will es!" entgegnete Julius dumpf, „ich will es, ich folge Ihnen."

Julius stand auf; in wenigen Minuten war er genügend verkleidet, um nicht erkannt zu werden. Ein dicker Flauschrock verhüllte seine Gestalt vollständig, ebenso ein dunkler Bart sein Gesicht. Und er folgte dem Lieutenant von Berg, der ihm schnell voranging. In einer Droschke fuhren Beide nach dem Köpnicker Felde.

Kaum hatte Julius das Zimmer verlassen, als ein in dem hintersten Theile desselben stehender Wandschirm zurückgeschoben wurde und ein liebliches junges Mädchen hinter demselben hervortrat. Es war Röschen, welche wir seit so langer Zeit nicht gesehen haben. Röschen ging langsam nach dem Sopha und ließ sich auf die weichen Kissen nieder. Sie stützte das reizende Köpfchen in die kleine weiße Hand und helle Thränen rollten über die frischen Wangen. So mochte sie wohl eine Viertelstunde gesessen haben, als der Diener des Barons leise an die Thür klopfte und dann vorsichtig in's Zimmer trat. Röschen bemerkte ihn nicht; sie war in zu tiefes Sinnen versunken, zu sehr von innerem Seelenschmerz bewegt, um Acht zu haben auf Außendinge.

„Fräulein Röschen!" sagte der Diener leise.

Röschen hörte ihn nicht.

„Fräulein Röschen!" rief er noch einmal etwas lauter; aber wieder hörte ihn das junge Mädchen nicht, und erst als der Bediente ihren Arm berührte, erst da schreckte sie heftig empor.

„Was wollen Sie, Friedrich? weshalb stören Sie mich?“

„Ich wollte darauf aufmerksam machen, Fräulein, daß der Herr Baron schon seit einer Viertelstunde fort ist und daß er mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen, er werde wohl schwerlich heut Abend zurückkehren.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Röschen mit erstickter Stimme, „ich erwarte ihn nicht.“

„Aber der Herr Baron wünschen —“

„Was?“

„Der Herr Baron wünschen,“ fuhr der Bediente verlegen fort, „daß dies Zimmer so wenig wie möglich Abends erleuchtet sei, damit die Nachbarsleute nicht darauf aufmerksam gemacht werden, daß hier Jemand wohne.“

„Ach so, und deshalb wünscht Julius, daß ich mich entferne, nicht wahr?“

„Ganz recht, Fräulein Röschen, der Herr Baron meinen —“

„Gut, gut! gehen Sie Friedrich, geben Sie mir Papier und Feder, ich muß an den Baron schreiben; — auf eine Viertelstunde wird es wohl nicht ankommen.“

Der Bediente holte schnell Papier und Feder und verließ dann wieder das Zimmer. Röschen aber schrieb eilig, indem während des Schreibens oft die Thränen auf das Papier tröpfelten und die Schrift fast unleserlich machten. Sie schrieb in feinen und zierlichen Zügen, die nur durch das Zittern ihrer Hand sich mitunter etwas verzogen, folgenden Brief:

Mein Julius!

Ich bin Zeuge gewesen Deines heutigen Gesprächs und — was ich so lange befürchtet — ich habe es heut erfahren, daß Du mich nicht mehr liebst, daß die unglückselige Politik Dir geht über meine Liebe zu mir. Du hast Dich entschlossen, Dich loszureißen von mir, weil meine Liebe Dich verweichlicht. — So gehe denn! so verlasse mich denn! verlaß mich ohne ein Wort des Trostes, mich, die ich Dich so unaussprechlich

liebe. — Habe ich Dir denn nicht Alles, Alles geopfert, was mir noch theuer war in diesem Leben? habe ich nicht sogar mein reines Gewissen Dir zum Opfer gebracht, indem ich Die verrieth, die mir so freundlich vertrauten? Aber ich bedaure es nicht. Du liebtest mich ja damals und ich liebte Dich; mein ganzes Sein und Wesen ging in Dir auf, meine Seele gehörte Dir. Ich bedaure es nicht, denn auch Du vertrautest mir ja alle Deine Pläne an und folgtest endlich sogar meinen Bitten, meinen dringenden, flehentlichen Bitten, Dich zurückzuziehen von jenen finsteren Unternehmungen, nicht länger Dich herzugeben zum Werkzeuge Derer, die Dich mißbrauchten, die Deinen edlen Sinn befleckten mit schmachvollen Handlungen. Du gewährtest meine Bitten nnd daraus sah ich, daß Du mich wirklich liebtest. Jetzt aber, jetzt willst Du wiederum Deine Hände beflecken mit Blut, jetzt willst Du wiederum Theil haben an jenen Schändlichkeiten, willst Dich wiederum hingeben den Einflüsterungen jener furchtbaren Menschen, die unter dem Scheine einer edlen Sache Dich mißbrauchen: Du hörst nicht mehr meine Bitten, mein Flehen. Nun wohl! so möge es denn geschehen! aber ich wenigstens will nicht länger jenen Abscheulichen dienen. Wir müssen uns trennen! — Lebe wohl, mein Julius! lebe wohl — ewig wohl Gewähre mir nur noch eine Bitte, um unserer Liebe willen. Es ist die — daß Du mich nicht wieder aufsuchst — daß wir uns nie, nie, nie wiedersehen, denn ewig wird das Blut, welches Deine Genossen durch Dich zu vergießen im gegenwärtigen Augenblick bereit sind, zwischen mir und Dir stehen und uns trennen.

Lebe wohl! noch einmal, lebe wohl!

Rosalie.

Nachdem Röschen diesen Brief geschrieben hatte, und sie vermochte es nicht, ihn zu Ende zu bringen, ohne oft ihren Thränen freien Lauf zu lassen und sich schluchzend zurückzulehnen in die Kissen des Sophas, rief sie den Diener des Ba-

rons und übergab ihm das Schreiben mit der Bitte es dem Baron so bald als möglich einzuhändigen. Dann verließ sie die Wohnung ihres Geliebten, um zurückzukehren nach der Hartmannschen Restauration und um dort mit gebrochenem Herzen aber mit freundlichem Gesicht die gewohnte Arbeit zu thun, die ihr noch nie so schwer geworden war als heute. — Wie widerwärtig erschienen ihr heut die banalen Scherze der zahlreichen Gäste, wie schnitten ihr alle diese liebkosenden Worte in's Herz, welches noch blutete von dem schweren Entschluß, den sie gefaßt hatte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Leser wird in eine liebenswerthe Gesellschaft eingeführt.

Julius und der Lieutenant fuhren so schnell, als eine Berliner Droschke zu fahren vermag, dem Köpnicker Felde zu. Der Lieutenant hatte dem Kutscher ein Trinkgeld versprochen, wenn er schneller als gewöhnlich fahren wollte und dieser peitschte nun mit aller Macht auf seinen magern Gaul los, wodurch er es in der That zu einem ziemlich schnellen Trab brachte. Der Lieutenant versuchte mehrmals während der Fahrt, ein Gespräch mit Julius anzuknüpfen, aber dieser antwortete stets so einsilbig, gab sich so wenig dem freundlichen Zureden des Lieutenants hin, daß dieser selbst bald genug die Lust verlor, mit seinem schweigsamen Gefährten den Versuch einer Unterhaltung zu machen.

Etwa in der Mitte der Köpnickerstraße befahl der Lieutenant dem Kutscher, zu halten. Er stieg mit Julius aus, nahm ihn unter den Arm und führte ihn eiligen Schrittes dem Schlesischen Thore zu.

„Sie werden jetzt in eine seltsame Gesellschaft kommen, lieber Baron," sagte er, schnell vorwärts schreitend, „Arbeiter von allen möglichen Nammen der Kanalarbeiten, lauter prächtige Leute! Berliner Proletarier erster Klasse! Sie müssen Ihren aristokratischen Stolz ein wenig unterdrücken, denn seit der glückseligen Märzrevolution ist das souveraine Volk gewohnt, mit Unsereinem wie mit Seinesgleichen umzugehen und durch nichts wird es leichter verletzt, als durch eine aristokratische Zurückziehung oder durch Stolz im Wesen Dessen, der sich mit ihm abgiebt."

„Ich weiß es," entgegnete Julius, „und wie widerwärtig es mir auch ist, mich mit diesen Leuten abzugeben, so sehe ich doch die Nothwendigkeit davon ein und werde nicht so unklug sein, diese Menschen, die wir brauchen, durch Stolz zu verletzen."

„Ich glaube Ihnen das," entgegnete der Lieutenant, „und wenn ich nicht wüßte, daß Sie sich beherrschen können, würde ich Sie nicht gebeten haben, mich zu begleiten. Doch wir sind zur Stelle! Dieser Keller hier ist unser Ziel!"

Die beiden jungen Männer standen vor einem kleinen, niedrigen Hause von häßlichem, schmutzigem Ansehen. Die Keller des Hauses waren zu einem sogenannten Victualien-Geschäft eingerichtet. Zwei große Vorhänge-Schilder, auf denen im blauen Grunde höchst kunstvoll einige Körbe mit Semmeln und Schrippen, verschiedentliche Würste und Teller mit Eiern und einige tüchtige Branntweinflaschen abgebildet waren, zeigten dies an. Der Lieutenant schritt Julius vorauf die Stufen in den Keller hinab. Er öffnete die Thür, ein dicker Qualm von Tabacks- und Branntwein-Dämpfen stieg dem Eintretenden entgegen und verletzte die aristokratischen Nerven des jungen Barons dergestalt, daß dieser gern wieder umgekehrt wäre, wenn er es mit Ehren hätte thun können. Aber er durfte ja nicht und so folgte er mit Widerwillen dem voranschreitenden

Lieutenant, dem die gräuliche Atmosphäre, in welcher Julius kaum zu athmen vermochte, nicht besonders unangenehm, wenigstens nicht ganz unbekannt schien.

Die Ankommenden traten in eine geräumige Kellerstube, in deren hintern Ende ein Büffet mit vielen Branntweinflaschen verschiedener Größe angebracht war. Auf dem Ladentisch vor dem Büffet standen alle jene einladenden Sachen, wie Semmeln, Schrippen, frische Knoblauchswürste, Eier, ein angeschnittener Schinken und dergleichen mehr, welche auf dem Schilde so schön dargestellt waren. Von der Decke herab hing eine ganze Gallerie staubiger Würste in schönster Reihenfolge. Der Vordergrund der Stube war ausgefüllt mit einer Anzahl kaum abgehobelter Tische und Bänke, welche mit zahlreichen Gästen besetzt waren. Ueber dem Ganzen schwebte eine dichte Nebelwolke, welche den Eintretenden für den ersten Augenblick kaum einen genauen Ueberblick über das Zimmer erlaubte und wenigstens Julius so scharf in die Augen beitzte, daß ihm unwillkürlich eine Thräne aus denselben gepreßt wurde. — Erst nach und nach konnte der junge Aristokrat sich an diese ekelhafte Ausdünstung gewöhnen und vermochte ein wenig um sich zu blicken und die Gesellschaft, deren Mitglied er werden sollte, zu mustern. — Er sah zuvörderst hinter dem Ladentisch einen sehr dicken, wohlgenährten Mann stehen, dessen Kleidung der größten Hauptsache nach aus einer Schürze, die ihm um den Hals gebunden war und den ganzen dicken Leib bedeckte, bestand. Diese Schürze war einst weiß gewesen; man konnte dies indessen nur ahnen, weil keine andere Farbe die vorherrschende auf derselben war. Die Spuren vielfach verschiedener Getränke und Speisen waren auf der Schürze zurückgeblieben und gaben einen deutlichen Beweis von der Reichhaltigkeit der Speisekarte in dieser Restauration.

Der Blick des Barons verließ schnell den Wirth, um sich auf die Gäste zu wenden, aber auch hier fand er nicht viel

Tröstlicheres. Um eine der langen Tafeln von ungehobeltem Kienholz, welche ebenso wie die Schürze des Wirthes seit Monaten des reinen Wassers entbehrt zu haben schienen, saßen etwa 20 bis 30 Männer des verschiedensten Alters. Jeder hatte entweder ein Glas Branntwein oder Bier, theils Weiß-, theils Braunbier vor sich, und fast Alle qualmten aus kurzen Pfeifen eineu furchtbaren Tabacksdunst in das Zimmer; nur Wenige hatten sich emporgeschraubt bis zu dem Luxus einer Cigarre, deren Dämpfe ihren echt vaterländischen Ursprung bezeugten. Die Männer, welche hier versammelt waren, zeigten sämmtlich durch ihre Kleidung nnd besonders auch durch den Ausdruck ihrer Gesichter und des ganzen Wesens, daß sie der niedrigsten Arbeiterklasse angehörten, nicht jener Arbeiterklasse, welche, durch die Noth gezwungen, sich mit schweren Arbeiten beschäftigt, sondern jener, welche zuweilen arbeitet, wenn ihr eben das Geld ausgegangen ist, welche aber für gewöhnlich die Arbeit flieht und sich dem leichteren und einträglicheren Geschäft des Betruges oder Diebstahls hingiebt. Die meisten der Anwesendan trugen in ihren Gesichtern das Gepräge der vollendetsten Gauner- nnd Diebes-Physiognomien, es war der Abschaum des Berliner Pöbels, würdige Gefährten des schwarzen Barthold, der am obersten Ende des Tisches gewissermaßen einen Ehrenplatz zu haben schien und der sich hier in seiner vollen Würde fühlte. Es war eine bunte, seltsame Gesellschaft, wie man sie wohl selten, wenn man nicht in diese Schlupfwinkel des Verbrechens, deren Berlin in den entlegenen Stadttheilen so manche hegt, herabsteigt, zu sehen vermag. — Die Abstufungen des Alters waren in dieser Gesellschaft sehr auffallend; hier sah man den Knaben von kaum 17, 18 Jahren neben dem weißbärtigen Greise, dort den starken robusten Mann neben dem schwächlichen, durch Ausschweifungen jeder Art ruinirten, fast in sich zusammenknickenden Jüngling. Auch die Kleidung dieser Männer bot die wunderbarste Abwechselung. Einige derselben

trugen eine Kleidung, welche den höheren Ständen anzugehören schien, Andere hingegen waren so zerlumpt, ihre Röcke oder Jacken waren mit so unzähligen schmutzigen Flicken besetzt, daß man kaum den ursprünglichen Stoff derselben zu ersehen vermochte. — Julius schauderte zurück, als sein Blick über diese wüste Gesellschaft hinflog und er sich sagen mußte, daß er mit diesen Menschen ein gemeinsames Werk beginnen wollte.

Der schwarze Barthold sprang von seinem Sitz auf, als er die Eintretenden bemerkte. „Willkommen Bürger!“ rief er denselben entgegen, „ich freue mich, daß Sie Wort halten. Ich habe hier schon einige Freunde von mir eingeladen, welche gegen Geld und gute Worte bereit sind, Ihnen zu dienen. Kommen Sie, Bürger! setzen Sie sich neben mich, machen Sie sich's bequem, thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären. — Holla, alter Hans!“ rief er, sich zum Wirthe wendend, „Bier oder Schnaps für diese beiden Bürger! Was wünschen Sie zu trinken? Ich empfehle Ihnen den Kümmel mit Bittern, der beim alten Hans ganz vortrefflich ist.“

„Nein,“ entgegnete der Lieutenant von Berg, „geben Sie mir eine Weiße, und mein Freund wird wohl meinen Geschmack theilen, nicht wahr, Julius?“

„Vollkommen,“ entgegnete dieser kurz.

Und Barthold kommandirte nun: „Eine Weiße für die beiden Bürger, welche die Gesellschaft mit ihrem Besuche beehren.“

Der Lieutenant und Julius mußten am Ende des Tisches neben Barthold Platz nehmen und hatten hier vollkommen Gelegenheit, bei einer nochmaligen Musterung der Gesellschaft sich zu vergewissern, daß Barthold mit lobenswürdiger Auswahl die würdigsten seiner Gefährten aus der gesammten Spitzbubenwelt Berlins herauszufinden gewußt hatte. Sobald die Weißen für Herrn von Berg und Julius gebracht worden waren und sobald diese daher als Mitglieder der Gesellschaft

installirt waren, stand Barthold von seinem Sitz auf und redete die Gesellschaft an: „Bürger!“ sagte er, „Ihr wißt, daß diese beiden hochachtbaren Herren hier zu uns gekommen sind, um mit uns zu sprechen wegen des morgenden Tages. Es kommt darauf an, daß wir uns einmal tüchtig mit dieser vermaledeiten Bürgerwehr prügeln und ich glaube, das wird ganz Eurem Geschmack angemessen sein! Wir wollen daher weiter keine Vorrede machen, und ich frage den Bürger, ob er, wie er mir gestern gesagt hat, bereit ist, ein Paar Thaler springen zu lassen, denn wir sind arme Leute und haben nicht Zeit, einen Tag Arbeit zu versäumen, wenn wir nicht dafür entschädigt werden.“

„Ich sagte Ihnen bereits,“ entgegnete der Lieutenant, „daß Sie für Ihre Person mit 60 Gefährten, welche Sie auswählen können, jeder einen Thaler als Entschädigung für den morgenden Tag erhalten sollen, wenn Sie es dahin bringen, daß ein Kampf zwischen Bürgerwehr und Arbeitern stattfindet. — Sie wissen, meine Herren!“ fuhr der Lieutenant zu den Arbeitern sich wendend, fort, „daß es jetzt an der höchsten Zeit ist, den Uebergriffen der Bürgerwehr Schranken zu setzen, Sie wissen, daß die Bürgerwehr, welche eigentlich eine Volkswehr sein sollte, die Arbeiter auf das Schändlichste tyrannisirt. Den Arbeitern gehören von Rechtswegen die Waffen, aber die Bürger haben sie, und es kommt jetzt darauf an, daß wir ihnen dieselben nehmen, es kommt darauf an, daß wir diese Gelegenheit benutzen, um eine neue Revolution zu machen, denn Sie sehen, daß die Regierung bereits mächtig darauf losarbeitet, alle Errungenschaften der Märzrevolution zunichte zu machen. An Ihnen, meine Herren, ist es, an Ihnen, die Sie kräftige, tüchtige Arbeiter sind, dem Volke mit gutem Beispiel vorauszugehen! Sie haben die Aufgabe, den Kampf zu bestehen, eine neue Revolution zu veranlassen! Und deshalb sind mein Freund und ich zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen darüber

zu sprechen. Wir gehören nicht zu den lumpigen Klubrednern, die stets mit großen Worten den Mund voll nehmen, aber wenn es zu Thaten kommt, sich verkriechen, die fortwährend bestrebt sind, das Volk, wenn es sich selbst Recht verschaffen will, davon abzuhalten, die Aufregung vorbereiten, aber, wenn sie aufgewiegelt haben, stets auch wieder abwiegeln!"

Ein rohes beistimmendes Gelächter unterbrach den Lieutenant. Er fuhr, als die Lachlust seiner Zuhörer sich ein wenig gelegt hatte, weiter fort: „Wir sind, wie ich Ihnen schon sagte, meine Herren, keine Männer des Wortes, sondern der That, echte, wahre Volksfreunde! und wir kommen deshalb zu Ihnen, um jetzt, wo es die That gilt, mit Ihnen gemeinschaftlich zu handeln. Wir wissen, daß es von Ihnen nicht zu verlangen ist, daß Sie Ihre Zeit umsonst dem Wohle des Staates opfern, wir sind deshalb gern bereit, Sie zu entschädigen. Sie sollen Jeder einen Thaler für Ihre Mühe und für Ihre Versäumniß erhalten; mehr zu geben vermögen wir nicht, aber dies geben wir gern und wir überlassen es jetzt Ihnen, die geeigneten Wege zu finden, wie sie einen Kampf mit jener feigen Bürgerwehr und dadurch eine neue Revolution herbeiführen können. — Mein Freund hier, Herr Julius Walter, der ebenso wie ich ein Mann des Volkes ist und für die Freiheit des Volkes gern sein Leben opfern würde, wird morgen sich in Ihrer Mitte befinden und mit Ihnen gemeinschaftlich das große Werk der Freiheit vorbereiten. Auf Ihn können Sie sich verlassen! Er wird Ihnen das versprochene Geld auszahlen, er wird Sie anführen zum Kampfe; er hat tüchtige militärische Kenntnisse, er wird den Bau von Barrikaden leiten, er wird Ihnen sagen, was Sie zu thun haben. Wollen Sie, meine Herren, wollen Sie Ihr Leben für die Freiheit des Volkes in die Schanze schlagen, nun wohl, dann stehen wir zu Ihnen!"

Ein donnerndes Bravo folgte der Rede des Lieutenants von Berg, welche vollkommen auf diese Leute berechnet war,

denn die meisten von ihnen, so arge Spitzbuben sie auch waren, würden doch schwerlich sich dazu hergegeben haben, wissentlich der Reaction in die Hände zu arbeiten. Hätte der Lieutenant von Berg seine wahren Pläne und Absichteu ihnen enthüllt, so würden nur Wenige ihm beigestimmt, Wenige sich bereit erklärt haben, für diese Pläne zu arbeiten; und diese Wenigen würden von den Uebrigen gezwungen worden sein, von ihrem Vorhaben abzustehen. Der Herr von Berg hatte daher die Form seiner Rede vollkommen gut gewählt; er hatte es schlau berechnet, theils den Eigennutz dieser Leute, theils die Lust derselben zu Scandal, theils auch die demokratische Gesinnung derselben anzuregen und war dadurch seines Sieges gewiß geworden. — Nur der schwarze Barthold kannte von allen Anwesenden den Lieutenant und seine Absichten, dieser lächelte daher bei der demokratischen Rede des Lieutenants, aber er hütete sich wohl, seinen Freunden den eigentlichen Kern derselben zu entdecken, sondern er blinzelte nur mit einem schlauen Gesicht dem Lieutenant zu und gab ihm dadurch seinen Beifall über die wohlgewählten Worte zu erkennen. Als der Lieutenant geendet hatte, nahm er das Wort. „Ihr seht, Bürger," sagte er, „daß sich Alles ganz so verhält, wie ich es Euch gesagt habe. Es kommt darauf an, daß Ihr einen Kampf mit der Bürgerwehr herbeiführt, denn nur dadurch wird es möglich sein, eine neue Revolution zu machen, von deren Nothwendigkeit Ihr ja Alle vollkommen und fest überzeugt sein müßt. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen und schlage nur vor, daß wir diesen beiden tüchtigen Bürgern ein Lebehoch bringen, um denselben zu zeigen, wie sehr wir ihre guten Absichten ehren."

Ein dreimaliges donnerndes Lebehoch auf die beiden Besucher folgte Barthold's Worten. Die Schnaps- und Biergläser rasselten gegen einander und mancher Tropfen köstlichen Stoffes floß dabei auf den Tisch und verlor sich in dem Meer von Schmutzflecken, welches denselben bedeckten. Das Geschäft,

welches den Lieutenant und Julius in diese Gesellschaft geführt hatte, war beendet. Barthold versprach, daß am nächsten Tage während des Vormittags der Aufstand vorbereitet werden sollte und daß er bis spätestens Nachmittag zum Ausbruch kommen werde. Der Lieutenant bezahlte als Angeld für alle Anwesenden die Rechnung Dessen, was sie verzehrt hatten und entfernte sich dann mit Julius, nachdem er vorher noch einen kräftigen Händedruck von jedem Arbeiter hatte hinnehmen müssen, was besonders Julius auf das Alleräußerste anekelte.

„Gott sei Dank!“ sagte Julius, als er wieder auf der Straße war und wieder eine freie, reine Luft athmete, „Gott sei Dank, daß wir aus dieser verpesteten Atmosphäre heraus sind! mir wurde übel und weh in dieser Branntwein durchdampften Luft und beim Anblick dieser scheußlichen Gaunerphysiognomieen.“

„Unser Geschäft ist glücklich vollbracht,“ entgegnete der Lieutenant sehr vergnügt, „wir dürfen das Beste hoffen. Entsteht morgen ein Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern und wird dieser Kampf nur einigermaßen heftig, fließt Blut dabei und fühlt sich die Bürgerwehr zu schwach, um den Arbeiten zu widerstehen, so wird sie das Miltär zu Hülfe rufen. Die Arbeiterhaufen werden unterdrückt werden, und die Regierung wird in den Stand gesetzt sein, kräftig und energisch aufzutreten gegen die sich mit jedem Tage weiter ausbreitende Anarchie, gegen diese Nationalversammlung, welche mit dem Schein des Rechtes jetzt die Revolution in Permanenz zu erklären bestrebt ist. Vorwärts, Herr von Lychtendorf! Vorwärts! es ist jetzt Zeit für uns, zu handeln, und unser Aller Pflicht ist es, kein Mittel zu scheuen, um unserm hohen Ziele nachzustreben.“

„Ich bin bereit,“ entgegnete Julius düster, „ich werde meine Pflicht erfüllen.“

„Darauf rechne ich. Aber still jetzt von der Politik! Lassen Sie uns umkehren, unsere entwürdigende Proletarier=

kleidung abwerfen und zum Geheimenrath eilen, der uns sicherlich schon erwartet. Heut ist ja mein Verlobungsfest, heut werde ich Ihr Vetter, mein theurer Baron, und diesen Tag wollen wir festlich begehen, um so mehr, als wir heute mit dem Bewußtsein es thun können, dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet zu haben." —

Vierunddreizigstes Kapitel.

Das Verlobungsfest.

Die Salons des Geheimenraths von Warren waren glänzend erleuchtet und in denselben die Elite der Berliner Gesellschaft versammelt. Wieder hatten sich dort alle diejenigen zusammengefunden, welche wir schon einmal in einer Gesellschaft des Geheimenraths von Warren getroffen haben. Es war ein doppeltes Fest, welches am heutigen Tage gefeiert wurde, der Geburtstag des Königs, das Fest, welches von allen Royalisten Berlins im Jahre 1848 mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde, und die Verlobung der Tochter des Geheimenraths mit dem Lieutenant von Berg.

Der Geheimerath hatte nichts gespart, was das Fest angenehm und glänzend zu machen vermochte. Die Gesellschaftssäle waren wahrhaft zauberhaft ausgeschmückt und strahlten in einem Meere von Licht; die höchste Eleganz, der großartigste Luxus, wie nur der ungeheure Reichthum des Geheimenraths ihn möglich machte, trug dazu bei, den Glanz des Festes zu erhöhen. Durch die Säle drängten sich die eleganten Modedamen der Residenz und die Herren in reicher Uniform, in ausgesuchter Toilette. Aber dennoch schwebte über dem Ganzen, trotz dieses Glanzes, trotz des strahlenden Lichtes, eine dunkle Wolke des Mißmuths. Es war Niemand heiter, Nie-

mand fröhlich auf dem glänzenden Feste; Jeder schien sich zu sagen, daß ernste Ereignisse bald dem Festglanze folgen könnten. — Auch der Geheimerath selbst war nicht der zuvorkommende, galante Wirth, der er sonst zu sein pflegte. Er wußte heut nicht, wie früher, jedem seiner Gäste etwas Angenehmes zu sagen, sondern er stand mit einem düsteren Gesichte mit seinem Schwiegersohne, dem Lieutenant von Berg, der in volle Paradeuniform gekleidet war, in einer Ecke des Zimmers und unterhielt sich mit demselben leise und angelegentlich. Herr von Berg erstattete dem Geheimenrath Rappport über seine heutige Thätigkeit und erregte durch seine Berichterstattung die höchste Zufriedenheit des Geheimenraths, aber auch diese Zufriedenheit vermochte nicht die düsteren Wolken des Mißmuths auf der Stirn des Geheimenraths zu zerstreuen, vermochte nicht die schweren Sorgen zu heben, welche sein Gemüth umdunkelten.

„Ich bin zufrieden," sagte er, „sehr zufrieden und hoffe das Beste. Aber dennoch vermag ich nicht heiter zu sein. — Wir spielen ein gewagtes Spiel — wenn es mißglückt, können wir Alles verlieren. Unter jeder Bedingung dürfen wir nicht voreilig sein mit Heranziehung der Truppen. Wir dürfen Sie nicht heranziehen, wenn sie nicht auf das Ausdrücklichste von der Bürgerwehr gefordert werden, denn es wäre zu leicht möglich, daß die Bürgerwehr gegen die Truppen Front machte, mit den Arbeitern sich verbände und bei der aufgeregten Stimmung, welche im gegenwärtigen Augenblick im Volke herrscht, einen Sieg über uns davon trüge. — Nur mit der Bürgerwehr vereint können wir, wie mir auch der Major Bessel versichert hat, etwas ausrichten; deshalb bitte ich Sie, Herr von Berg, treffen Sie alle Dispositionen auf das Vorsichtigste. Auf keinen Fall dürfen die Truppen sich unberufen in das Gefecht zwischen Bürgern und Arbeitern eindrängen."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Geheimerath, ich weiß, daß

die Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Alles ist auf das Beste vorbereitet. Jetzt aber bitte ich Sie, lassen wir die Politik ruhen. Ich möchte am heutigen Tage gern einmal mir selbst angehören, am heutigen Tage, der mich zum glücklichen Menschen machen soll. Was sagt Fräulein Klara? Hat sich ihr Widerwille etwas gegeben, erklärt sie endlich sich bereit, Ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, mir anzugehören?"

Der Geheimerath schüttelte mißmüthig mit dem Kopfe. „Nein," sagte er, „noch heut Vormittag hat mir Klara auf das Bestimmteste erklärt, sie würde nun und nimmermehr, unter keiner Bedingung die Ihrige werden. Ich habe ihr fest entgegnet, daß heute ihre Verlobung sein werde, daß ich heute dieselbe öffentlich bekannt machen würde."

„Und was erwiderte Fräulein Klara darauf?" fragte der Lieutenant von Berg begierig.

„Sie erwiderte mit einer mir unbegreiflichen Ruhe, daß sie Mittel finden werde, dies zu verhindern."

Herr von Berg wurde leichenblaß. „Und Sie haben dennoch diese Gesellschaft eingeladen?"

„Gewiß," entgegnete der Geheimerath verwundert, „nur eben dadurch vermag ich meine Tochter zu zwingen. Sie kann unmöglich in Gegenwart aller dieser Zeugen mir einen Auftritt machen. Ich werde heute bei Tische öffentlich ihre Verlobung proklamiren und Klara wird sich darein fügen müssen."

„Ich fürchte —"

„Was können Sie fürchten? Sie wissen so gut wie ich, Herr Lieutenant, daß das Herz meiner Tochter Ihnen für jetzt noch nicht gehört; an Ihnen ist es, sich dasselbe zu erwerben, wenn Klara die Ihrige sein wird; ich kann nichts dazu thun. Meine Versprechungen gegen Sie löse ich, indem ich meiner Tochter den entschiedenen Befehl gebe, sich mit Ihnen zu verloben."

„Ich erkenne das an, Heer Geheimerath, aber ich fürchte,

Fräulein Klara wird eben die Gegenwart dieser großen Gesellschaft benutzen, um laut und öffentlich zu erklären, daß sie nun und nimmermehr mir ihre Hand geben werde. Sie kennen die Selbstständigkeit im Charakter Ihrer Tochter; das Mittel, welches Sie angewendet haben, dieselbe zu zwingen, wird möglicherweise zum Mittel werden, jede Verbindung zwischen mir und Fräulein Klara unmöglich zu machen."

„Nein, das wird es nicht — Klara kann und wird —"

„Sprechen Sie noch einmal mit dem Fräulein Klara," unterbrach Herr von Berg den Geheimenrath, „sprechen Sie noch einmal ernst und entschieden mit ihr, vielleicht vermögen Sie noch den harten Sinn der jungen Dame zu besänftigen."

„Ich werde es sogleich thun und Ihnen dann Nachricht geben," entgegnete der Geheimerath und verließ Herrn von Berg, um mit seiner Tochter zu sprechen, welche in einem Nebenzimmer in einem Kreise junger Damen saß. Auch Klärchen von Warren war am heutigen Tage eine ganz Andere als sonst. Ihr leuchtender sprühender Witz war verschwunden und hatte einem tiefen Ernst Platz gemacht. Klärchens sonst so blühende Wangen waren bleich, ihr Auge war trübe — sie war kaum zu erkennen. Sie, die sonst die Munterste der Munteren gewesen war, war heute still und einsilbig. Der Geheimerath setzte sich neben seine Tochter und sprach leise mit ihr. — „Du weißt, Klara," sagte er, „zu welchem Zweck ich diese Gesellschaft eingeladen habe."

„Ich weiß es," entgegnete Klärchen mit einer unaussprechlichen Kälte im Ton.

„Es ist heute das Fest Deiner Verlobung mit Herrn von Berg."

„Du hast es mir bereits heute morgen gesagt."

„Du weigertest Dich heut morgen auf das Entschiedenste meinem Willen zu folgen; hast Du Dich besser bedacht, siehst Du endlich ein, daß ich Dein Bestes will, daß ich Dir einen

Gatten ausgesucht habe, der Deiner vollkommen würdig ist, mit dem Dich zu verbinden eine Ehre für Dich, für unsere ganze Familie ist?"

„Ich kenne Herrn von Berg."

„Du kennst Herrn von Berg, und dennoch weigertest Du Dich, meinem Willen zu gehorchen? Du kennst seine vortrefflichen Eigenschaften, seinen großartigen Charakter, seine Entschiedenheit, seine Fähigkeiten, Du weißt, daß die glänzendste Staatscarriere seiner harrt — und dennoch weigertest Du Dich?"

„Ich weiß, daß Herr von Berg ein ränkesüchtiger Mann ist, ein Mann, der meine Hand begehrt, obgleich er überzeugt ist, daß ich ihn hasse und — verachte, der aber dessen ungeachtet meine Hand begehrt, weil er weiß, daß ich reich bin."

„Das sind thörichte Ideen, Klara."

„Genug Vater! ich weiß das. Heut morgen weigerte ich mich, weil ich Herrn von Berg kenne. Ich hatte mir vorgenommen, um jede Verbindung mit demselben unmöglich zu machen, heut öffentlich zu erklären, daß ich ihm niemals meine Hand reichen werde. Ich habe mir indessen im Laufe des heutigen Tages bei ruhiger Ueberlegung klar gemacht, daß ich dadurch die Pflichten, welche ich unserer Familie gegenüber habe, verletzen würde; ich werde deshalb, wenn Du heute meine Verlobung mit Herrn von Berg proklamirst, kein Wort entgegnen."

„Du willigst also ein?" fragte der Geheimerath freudig.

„Nein," entgegnete Klara, „ich willige nicht ein und ich werde nie die Gattin des Herrn von Berg werden. Selbst vor dem Altare noch werde ich Nein sagen, wenn Du mich zwingst, mit ihm vor den Altar zu treten. Aber ich will, um ein gehässiges Aufsehen zu vermeiden — heut schweigen. Ich werde die Glückwünsche, welche man mir bringt, empfangen, ohne ein Wort zu entgegnen, ich werde Niemandem sagen, daß ich die

Braut des Herrn von Berg sei, daß ich diese Verlobung anerkenne, aber ich werde auch das Gegentheil nicht sagen."

„Das ist genug, mehr verlange ich für den Augenblick nicht von Dir, mein theures Kind!" entgegnete der Geheimerath freundlich und ergriff die Hand seiner Tochter. Aber diese entzog sie ihm, indem sie sich kalt von ihm abwendete.

„Klärchen!" sagte der Geheimerath milde, „Du weißt, wie unaussprechlich ich Dich liebe, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt —"

„Ich weiß, daß Du — um Deine Pläne zu erfüllen, mich dem Herrn von Berg, den ich hasse und verabscheue, — verkauft hast. Du hast meine Liebe zu Dir gewaltsam aus meinem Herzen gerissen."

„Klärchen!" entgegnete der Geheimerath ernst und vorwurfsvoll, „wie kannst Du so mit Deinem Vater sprechen! Du vergißt Dich, mein Kind, und nur Deiner aufgeregten Stimmung kann ich in einem solchen Augenblick solche Worte verzeihen."

„Ich verlange keine Verzeihung," entgegnete Klärchen mit eisiger Kälte. „Du willst mich gebrauchen zum Werkzeug Deiner — Pläne, ich aber werde mich dazu nicht brauchen lassen. Du hast mir heut gedroht, mich zu enterben, mich hinauszustoßen, arm und mittellos in die fremde Welt — magst Du es thun, ich werde ohne Dich zu leben oder zu sterben wissen, nimmer aber mich an einen Mann verkaufen lassen, den ich weder lieben noch achten kann."

„Klärchen!"

„Dringe nicht weiter in mich, Du selbst hast das Band der Liebe zerrissen, welches Vater und Kind umfangen sollte, Du magst mir daher keine Vorwürfe machen, wenn auch ich fortan vergesse, daß ich Deine Tochter bin. — Ich habe einen Theil Deines eigenen starren Sinnes ererbt und Du darfst Dich nicht beklagen, wenn Du die Folgen Deiner eigenen Handlungs-

weise erntest.“ Klara stand bei diesen Worten auf und verließ ihren Vater, indem sie sich zu einer Gruppe von Damen wendete, welche in einem Nebenzimmer zusammen plauderten.

Der Geheimerath verließ ebenfalls seinen Platz und kehrte zu Herrn von Berg zurück. Die entschiedenen Worte seiner Tochter hatten ihn schwankend gemacht. Er konnte nicht begreifen, wie das junge Mädchen, das sich bisher immer so sanft und weich ihm gegenüber gezeigt hatte, plötzlich einen so starren und festen Sinn anzunehmen vermochte. Noch immer hoffte er jedoch, daß nur die Wallung des Augenblicks Klärchen überwältigt habe, daß sie doch endlich seinem Willen nachgeben werde und hatte er einen Augenblick geschwankt, ob er nicht dennoch die Verlobung rückgängig machen, Herrn von Berg sagen sollte, daß Klärchens Widerwille gegen ihn jede Verbindung unmöglich mache, so kam er doch sogleich wieder zu dem Entschluß, dies nicht zu thun, sondern fortzuschreiten auf dem betretenen Wege. Er theilte Herrn von Berg den ganzen Inhalt seiner Unterredung mit Klärchen mit.

Herr von Berg lächelte. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“ sagte er, als der Geheimerath ihn benachrichtigte, daß Klärchen keinen Protest gegen ihre Verlobung einlegen werde. „Fräulein Klara von Warren wird sich darein fügen, meine Braut zu sein, und sie wird auch meine Frau werden. Die gefährlichste Klippe haben wir überstiegen, wenn die Verlobung öffentlich gefeiert ist. — Aber was seh' ich!“ fuhr Herr von Berg erstaunt fort, „dort kommt Herr Hugo von Warren. Ich glaubte, Herr Geheimerath, Sie hätten auf's Neue jedes Verhältniß mit Hugo abgebrochen, weil es uns trotz unserer Bemühungen nicht gelang, Hugo in den Augen seiner Gesinnungsgenossen zu verdächtigen?

„Ich habe Hugo in der letzten Zeit wenig gesehen,“ entgegnete der Geheimerath, „ich hielt es indessen für meine Pflicht, ihn heut einzuladen, da ein so wichtiges Fest in meiner Fa-

milie gefeiert wird. Auch habe ich nicht eigentlich mit Hugo gebrochen, sondern er hat mein Haus seit längerer Zeit wenig oder gar nicht besucht, weil er sich bei unseren politischen Meinungen und bei den mannichfachen harten Worten, welche er von mir hören mußte, nicht wohl in meiner Gesellschaft fühlte. Ich würde gern ganz mit Hugo brechen, aber durch den Tod seines Vaters ist Hugo das eigentliche Haupt unserer Familie geworden; viele seiner Kapitalien stehen auf meinen Gütern, es würde mich in Verlegenheit bringen, wenn er dieselben kündigte und ich muß deshalb schon eine gewisse Rücksicht gegen ihn bewahren. Sie sehen ein, daß ich ihn nothwendig zum Verlobungsfeste meiner Tochter einladen mußte; ich darf nicht gewaltsam mit ihm brechen."

„Es ist im Grunde genommen gleichgültig," entgegnete der Lieutenant von Berg sinnend, „mag er meinethalben hier sein."

Das Gespräch der beiden Herren wurde unterbrochen, indem Hugo in eleganter Gesellschaftskleidung zu ihnen herantrat.

„Ich folge Deiner Einladung, Onkel," sagte er, zum Geheimenrath sich wendend, und komme, um Dir und Ihnen, Herr von Berg, Glück zu wünschen zu dem Feste, welches heut hier gefeiert werden soll."

Hugo sprach diese Worte in dem natürlichsten Ton und auch ein scharfer, stechender Blick des Herrn v. Berg, welcher in Hugo's Augen eine andere Meinung als die, welche sein Mund aussprach, zu erkennen versuchte, vermochte nicht, die geringste Veränderung in seinen Gesichtszügen hervorzubringen.

„Ich nehme von ganzem Herzen Ihre Gratulation an," entgegnete Herr von Berg mit einem spöttischen Lächeln, „ich weiß, daß sie vom Herzen kommt, und freue mich ganz besonders, durch diese Verbindung Ihr Verwandter zu werden."

Hugo verbeugte sich kalt und sprach noch einige formelle Worte, dann verließ er seinen Oheim und Herrn von Berg,

um sich zu Klärchen von Warren zu wenden und dieser ebenso ceremoniös, in ebenso kalten und rein gesellschaftlichen Worten seinen Glückwunsch darzubringen. — Klärchen antwortete nur durch eine leichte Verbeugung, ohne ein Wort auf die Gratulation des Vetters zu erwiedern, und nur als Hugo zum Schluß mit einigen Worten leise flüsternd ihr sagte, daß er bereits die nöthigen Schritte um einen Paß nach der Schweiz gethan habe, daß er indessen auf Hindernisse gestoßen sei und kaum vor Acht bis Vierzehn Tagen die Erlangung eines Passes hoffen dürfe, nur da überflog eine leichte Röthe die bleichen Wangen des Mädchens und ein leuchtender Blick des Einverständnisses sagte Hugo, daß Klara's Entschluß, ihm zu folgen, derselbe geblieben sei.

Hugo entfernte sich nach diesen Worten sogleich wieder, um in den Salons einen oder den andern Bekannten aufzusuchen. Er traf Julius von Lychtendorf, welcher einsam in einer Fensternische saß und mit träumerischen Blicken hinschaute über das Gewühl der vielen Gäste, welche sich im höchsten Glanze vor ihm hin- und her bewegten.

„Wir haben uns fast vierzehn Tage nicht gesehen, Julius," sagte Hugo, „Du hast Dich in letzter Zeit wieder mehr und mehr von mir zurückgezogen. Es thut mir das leid; Du versprachst mir einst, daß die politische Meinung keine Scheidewand mehr zwischen uns bilden solle, hast Du Dein Versprechen vergessen?"

„Nein," entgegnete Julius herzlich, Hugo die Hand hinstreckend, „ich habe es nicht vergessen, aber dennoch, Hugo, können wir nicht eines Weges wandeln. Ich habe Dich näher kennen und achten gelernt, Du bist der einzige unter allen den Männern Deiner Partei, die mir bekannt geworden sind, welchen ich achte und von dem ich weiß, daß er, einer falschen Idee nachhängend, aus reiner Ueberzeugung sich einer unheil-

vollen Sache hingiebt. Aber deshalb achte ich Dich, weil Du Deiner Ueberzeugung folgst, wie ich der meinigen folge."

„Und dennoch ziehst Du Dich wieder von mir zurück?"

„Verzeih' mir das, Hugo," entgegnete Julius düster, „aber sieh', wie sehr wir es auch vermieden haben, von Politik zu sprechen, um nicht in Streit zu gerathen, so mußte doch fortwährend unsere Unterhaltung die Tagesfragen berühren und Einen oder den Andern von uns verletzen. Eben weil ich wünsche, daß nicht wieder Haß und Zwietracht durch die verschiedene politische Ueberzeugung zwischen uns erregt werde, eben deshalb habe ich mich von Dir zurückgezogen. Ich gehe meinen Weg nach meiner Ueberzeugung, gehe Du den Deinigen." Und Julius blickte trübe vor sich nieder, indem plötzlich wieder das Bild des Weges in ihm aufstieg, den zu verfolgen er gezwungen war, indem er zurückdachte an das Gesindel, mit dem Hand in Hand zu gehen die Politik ihn veranlaßte und indem er sich selbst sagte, welch' ein unheimlicher und wenig ehrenvoller Weg der sei, den er als Mittel wählen mußte zu dem Zwecke, welchen er als den höchsten und schönsten anerkannte.

„Wie Du willst, Julius," entgegnete Hugo mit einiger Kälte, „unser Streben ist verschieden, vielleicht ist es auch unsere Handlungsweise. Ich wünsche nur Eins, daß wir nicht dereinst bei der Verfolgung unserer verschiedenen Zwecke uns feindlich gegenüberstehen müssen."

Julius seufzte tief auf. „Geh', Hugo, verlaß mich," sagte er schwermüthig, „ich bin heute in einer unglückseligen Stimmung und am wenigsten aufgelegt zu einem freundlichen Gespräch mit Dir. Ich bitte Dich, laß mich allein — allein mit meinen trüben, quälenden Gedanken und glaube mir, es ist wahrlich oft schwer, seiner Ueberzeugung zu folgen."

„Was ist Dir, Julius?" fragte Hugo verwundert, „ich begreife Dich nicht."

„Nichts, nichts! Verlaß mich, Hugo, ich bitte Dich drin-

gend darum!" Und Julius ergriff die Hand seines Cousins und drückte dieselbe fast krampfhaft, dann aber bat er denselben noch einmal dringend, ihn allein zu lassen, so dringend, daß Hugo dieser Bitte folgen mußte.

Hugo wanderte weiter durch die Gesellschaftszimmer. Auch er fühlte sich einsam und verlassen in diesen glänzenden Salons, in denen er nur ein Wesen hatte, mit dem er sich geistig verwandt fühlte, und diese Eine durfte er nicht sprechen, um nicht Aufsehen, um nicht vielleicht sogar Verdacht bei seinem Oheim zu erregen. Er war eben wieder im Begriff, still und unbemerkt die Gesellschaft zu verlassen, um sich nach Hause zu begeben, als er einen leichten Schlag auf seiner Schulter fühlte. Er wendete sich um und stand vor einem kleinen hagern Mann mit einem eigenthümlich schlauen Gesicht, der ihn mit einem Paar kleinen grauen Augen recht gutmüthig, aber doch dabei äußerst pfiffig anblinzelte.

Sie sind Herr Hugo von Warren?" fragte der Fremde.

„Ja!" entgegnete Hugo erstaunt, „mit wem habe ich die Ehre?" —

„Ich bin der Justizcommissarius Seemann. Sie kennen mich nicht, Herr von Warren, ich aber kenne Sie sehr wohl und bin bereit, Ihnen einen Dienst zn leisten, der Ihnen vielleicht im gegenwärtigen Augenblick recht angenehm sein wird." Hugo's Erstaunen wuchs durch dieses seltsame Anerbieten noch mehr. Er entgegnete: „Ich weiß in der That nicht, Herr Justizcommissarius, worin ein solcher Dienst bestehen sollte; ich wüßte nicht, was ich bedürfte —"

„Ich aber weiß es sehr gut," entgegnete der Justizcommissarius Seemann mit seinem gewöhnlichen schlauen Lächeln, „Sie haben heut sich vergeblich bemüht, einen Paß nach der Schweiz zu erhalten."

„Allerdings!" entgegnete Hugo erstaunt, „aber woher wissen Sei das?"

„Oh!" sagte Seemann lächelnd, „ich weiß Alles, und was ich nicht weiß, errathe ich doch. So weiß ich zum Beispiel, daß Sie nicht nur einen Paß für sich, sondern einen für sich und Ihren Diener verlangt haben, das weiß ich — und wer der Diener sein wird — das errathe ich."

Hugo wurde bei dieser plötzlichen und ungeahnten Andeutung des Justizcommissarius dunkelroth. Er wurde unwillkürlich durch den schlauen Blick, mit welchem Seemann ihn anschaute, in Verlegenheit gesetzt und wußte nicht, was er entgegnen sollte. Seemann fuhr schnell fort: „Sie sehen, daß ich viel weiß und noch mehr errathe. Ich kann Ihnen aber dienlich sein, Herr von Warren, und ich habe meine guten Gründe, es zu sein. Wenn Sie morgen im Laufe des Vormittags sich darum bemühen wollen, wird der verlangte Paß Ihnen sofort ausgefertigt werden; ich habe gute Freunde im Ministerium, und es soll Ihnen nichts im Wege stehen, schon morgen Abend oder übermorgen früh abzureisen, wenn Ihnen dies sonst Vergnügen macht. Somit wünsche ich Ihnen glückliche Reise, Herr von Warren, und bitte Sie dabei nur um Eins: Sollte die Aristokratie siegen bei dem Kampfe, der, wie Sie sowohl wissen, als ich es weiß, in vielleicht nicht zu langer Zeit in Preußen ausbrechen wird, dann vergessen Sie ganz und gar, daß ich Ihnen diesen Dienst geleistet habe; sollte indessen die Demokratie siegen, so erinnern Sie sich daran, daß Sie in mir einen uneigennützigen Freund gefunden haben."

„Ich muß gestehen," entgegnete Hugo höchst verwundert, „ich begreife nicht, Herr Seemann —"

„Das ist auch in der That ganz gleichgültig. Wie gesagt, wenn Sie sich morgen bemühen wollen, werden Sie Ihren Paß erhalten. Glückliche Reise, Herr von Warren!"

Und der Justizcommissarius Seemann drückte mit einem schlauen Lächeln Hugo die Hand uud verlor sich dann schnell wieder im Gewühl der übrigen Gäste. Hugo aber entfernte

sich bald, um die Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen. Ehe er indessen die Gesellschaft verließ, konnte er nicht umhin, noch einmal sich Klärchen zu nähern und ihr leise zuzuflüstern, daß er jetzt Hoffnung habe, schon morgen seinen Paß zu erhalten und daß er deshalb auch hoffe, vielleicht schon übermorgen sie der Gewalt ihres Vaters und des Herrn von Berg zu entziehen. Klärchen nickte ihm bei diesen leise ihr zugeflüsterten Worten freundlich zu, wendete sich dann aber schnell ab, um mit einer Freundin ein gleichgültiges Gespräch eifrig fortzusetzen, welches sie eben begonnen hatte. Hugo verließ die Gesellschaft.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wie Hugo die Nachricht von einem Arbeiteraufstand erhält.

Am Morgen des 16. Oktober machte sich Hugo schon früh auf, um dem Rathe des Justizcommissarius Seemann zufolge, sich seinen Paß nach der Schweiz zu besorgen. Er fand zu seinem Staunen Alles, was ihm der Justizcommissarius vorher gesagt hatte, bestätigt. Die Hindernisse, welche in den Büreau's sich der Ertheilung des Passes an dem Tage vorher entgegengestellt hatten, waren plötzlich aus dem Wege geräumt. Der Paß wurde ihm ertheilt mit einer Schnelligkeit, über welche er selbst erstaunte, er erhielt das nöthige Visa und Hugo war so in den Stand gesetzt, seine Reise ganz nach Belieben, ganz nach seiner Bequemlichkeit zu bewerkstelligen. Nichts hielt ihn mehr in Berlin zurück, als Klärchen, welche als sein Diener verkleidet, sein Reisegefährte sein sollte und von der er, da er sie am Tage vorher nicht genug hatte sprechen können, nicht wissen konnte, ob sie zur Flucht schon gehörig vorbereitet sei.

Hugo kehrte gegen Mittag in seine Wohnung zurück, um

daselbst einen Brief an Klärchen zu schreiben und sie zu bitten, so bald als möglich ihm Nachricht zu geben, wann sie ihre Flucht möglich machen könnte. Er war noch eben beim Schreiben, als der Major Arnow zu ihm kam, ihn freundlich begrüßte und fragte, wie weit die Fluchtpläne bereits gediehen seien. Hugo erzählte ihm, wie schnell und glücklich er, wahrscheinlich durch die Hülfe Seemann's, seinen Paß erhalten habe.

„Wunderbar!" sagte der Major, „ich muß gestehen, ich begreife diesen alten Fuchs, den Seemann nicht. Er interessirt sich auf das Lebhafteste für Sie, obwohl ich nicht recht absehen kann, weshalb. Aber gleichviel! wir müssen seine Hülfe, wie sie uns geboten worden ist, annehmen. Nun, mein Verehrtester, ist es an Ihnen, Ihre Pläne weiter in Ausführung zu bringen und so bald als möglich mit Ihrem reizenden Klärchen Berlin zu verlassen. Das ist wirklich eine ganz vortreffliche, köstliche Geschichte! Eine Entführung, ganz nach den Regeln der besten Romantik! Was kann ich alter Knabe noch mehr verlangen, als in solchem prächtigen Roman eine Rolle gespielt zu haben. Vollenden Sie nur jetzt Ihren Brief an Klärchen, er soll sofort besorgt werden und wenn es möglich ist, müssen Sie morgen schon in aller Frühe Berlin verlassen, um in den Bergen der freien Schweiz mit Ihrer niedlichen Braut sich trauen zu lassen."

Hugo schrieb schnell den Brief an Klärchen fertig und übergab ihn dem Major. Dieser wollte eben das Zimmer verlassen, um seine Aufträge auszuführen, als die Thür stürmisch aufgerissen wurde und der junge Wander mit dunkelrothem, erhitztem Gesicht in's Zimmer stürzte.

„Was machen Sie?" rief er Hugo zu, „Sie sitzen wieder in aller Ruhe hier, während draußen auf den Straßen schon der Kampf tobt! Vorwärts! eilen Sie, Sie sind nothwendig!"

„Was fällt Ihnen ein?" fragte Hugo erstaunt, „der Kampf

auf den Straßen? Schauen Sie doch aus dem Fenster, es ist ja Alles ruhig."

„Hier freilich, aber hören Sie nicht, wie schon in den benachbarten Straßen die Allarmhörner der Bürgerwehr tönen? In der Köpnickerstraße ist ein Arbeiteraufruhr ausgebrochen, es ist bereits zum Kampf gekommen, sowohl die Bürgerwehr als die Arbeiter haben, wie ich eben hörte, Todte und Verwundete. In allen Arbeitervierteln rüsten sich die Mannschaften, die Rehberger ziehen in die Stadt, die Bürgerwehr allarmirt überall, der soziale Kampf wird in den Straßen Berlins hoffentlich siegreicher geschlagen werden, wie der Juniaufstand in Paris!"

„Wander!" sagte Hugo, auf's Höchste erschreckt, „ich glaube, Sie rasen! Was wollen Sie, was geschieht? Erzählen Sie mir dies deutlicher, ich begreife Sie nicht."

„Was soll ich Ihnen erzählen?" rief Wander in der allerhöchsten Aufregung; „ich komme soeben über den Döhnhofsplatz, als aus der Kommandantenstraße mir eine Menge Leute entgegenstürzen und mir mittheilen, daß auf dem Köpnicker Felde ein Arbeiteraufruhr ausgebrochen sei, daß die Bürgerwehr bereits von ihren Waffen Gebrauch gemacht habe, daß Leichen von beiden Seiten gefallen seien und daß der Arbeiteraufstand sich bereits über die ganze Stadt auszubreiten drohe, indem durch die Thore die Arbeitermassen hineinziehen. Es ist endlich Zeit, daß wir dieser Bürgerwehr entgegentreten, es ist Zeit, daß wir diese Macht, welche eine Schutzwehr sein soll für die Freiheit, und welche nichts Anderes ist, als eine Schutzwehr für die Geldaristokratie, für die Bourgeoisie, daß wir diese Bürgerwehr bekämpfen! Es ist Zeit, daß wir die Demokratie zur Geltung bringen! Darum vorwärts! bewaffnen Sie sich! folgen Sie mir; Sie sind Offizier, Sie sind der geeignete Mann, der Anführer zu sein für die Arbeiter, welche allerdings tapfer kämpfen werden, welche aber doch verloren sind, wenn sie nicht

tüchtige Anführer haben, weil sie blind und regellos, ohne Plan, ohne Ziel durcheinander irren werden."

Hugo's Gesicht hatte sich während dieser Erzählung Wanders mehr und mehr verfinstert; endlich sagte er: „Sie sind wahrhaftig wahnsinnig, Wander! Es ist Thorheit, in einem Augenblick, wie der jetzige, an den Erfolg eines Kampfes zwischen Arbeitern und Bürgerwehr zu denken, an einen andern Erfolg, als den, daß jede Freiheit, welche wir bisher noch bewahrt haben, von der Reaction vollständig unterdrückt werden wird. Schauen Sie doch um sich, sehen Sie Berlin umgürtet von Truppen, von einem Wall von Bajonetten, erinnern Sie sich, daß die Reaction nichts sehnlicher wünscht, als eine Veranlassung, daß diese Bajonette einrücken können in die Residenz und daß unter dem Schutz eines Belagerungszustandes hier jedes Recht, jede Freiheit vernichtet werde, erinnern Sie sich, wie gewaltige Fortschritte die Reaction gemacht hat, wie das Ministerium Camphausen, das Ministerium der Vermittelung, dem Ministerium Auerswald-Hansemann, dem Ministerium der reactionairen That und dieses wiederum jetzt dem Ministerium Pfuhl-Eichmann, dem Ministerium der bewaffneten Reaction, hat weichen müssen. Erinnern Sie sich, daß die Bürgerwehr, wie wenig sie auch bisher einzugehen vermocht hat in den demokratischen Geist der Zeit, doch ebensowohl sich auch widersetzt hat jeder reactionairen That und daß daher von Seiten der Reaction nichts mehr gewünscht werden kann, als ein Kampf zwischen dieser ihr verhaßten Bürgerwehr und den Arbeitermassen, welche ebenfalls einen Wall der Freiheit bilden können, wenn sie richtig benutzt werden. Sind beide einig, Arbeiter und Bürger, dann, dies sieht die Reaction sehr wohl ein, vermögen alle die rings um Berlin liegenden Truppen nicht die Freiheit Preußens mit bewaffneter Hand zu unterdrücken, sind aber beide im Kampf, dann kann die vereinigte Truppen- und Bürgerwehrmacht leicht die Arbeiterhaufen unterdrücken und

sind diese erst unterdrückt, dann ist auch die Bürgerwehr als solche der Truppenmacht gegenüber ohnmächtig. Was glauben Sie also, daß aus diesem Kampf ersprießen werde?"

„Das sind Redensarten!" entgegnete Wander unwillig, „Redensarten, nichts als Redensarten! Wollen wir zusehen, wie die Arbeiter von der Bürgerwehr gemordet werden, wollen wir es uns gefallen lassen, daß diese Bourgeoisie jede freie Regung des Proletariats unterdrückt und sich dadurch im Staate eine unausstehlichere und wiederwärtigere Herrschaft anmaßt, als sie selbst früher die Aristokratie gehabt hat? Nein, die Aufgabe der Demokratie ist es im gegenwärtigen Augenblick, Theil zu nehmen an dem Kampfe, der sich entspinnt, die Anführung der Arbeiter zu übernehmen, mit ihnen vereinigt gegen die Bourgeoisie zu kämpfen und wir werden siegen, wenn auch die Bourgeoisie pflichtvergessen genug sein sollte, die Truppenmacht zu ihrer Hülfe zu rufen, um mit ihr vereinigt das Proletariat zu unterdrücken. Die Arbeitermassen, wenn sie gut geführt werden, sind stark genug, Truppen und Bürger zu besiegen, zumal der eine Theil der Bürgerwehr jedenfalls zu uns übergeht. Der Handwerkerverein und die übrigen fliegenden Corps werden nicht wüthen gegen ihr eigen Fleisch und Blut, und eben so wenig werden die Bürgerwehren der Oranienburger Vorstadt gegen die Arbeiter einschreiten, da sie selbst dem Arbeiterstande näher stehen als der Bourgeoisie. Vorwärts also! Kommen Sie mit mir, erfüllen Sie Ihre Pflicht! In diesem Augenblick noch habe ich Seidler gesprochen, ich begegnete ihm in der Gertraudtenstraße, als er eben nach dem Schauplatze des Kampfes gehen wollte. Er ist vollständig meiner Ansicht und er theilt mit mir den Grundsatz, daß es besser sei, in einem ehrenvollen Kampfe gegen die Bourgeoisie zu unterliegen und dadurch möglicherweise die Herrschaft der Aristokratie herbeizuführen, als noch länger die Fesseln dieser brutalen Bourgeoisie zu tragen."

„Ah! der verehrungswürdige Herr Doktor Seidler hat also auch seine Hand im Spiele?“ sagte der Major spöttisch, „nun wird mir die Sache begreiflich! Dieser demokratische Ehrenmann, der jetzt sogar von den Clubs ausgestoßen worden ist, von dessen Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit alle Führer oer Demokratie sich überzeugt haben, will jetzt die Rolle eines Arbeiterhäuptlings spielen, um, wenn etwa der Arbeiteraufstand gelingt und die Herrschaft des Proletariats in Berlin proklamirt wird, an die Spitze desselben zu treten und dadurch seinem Ehrgeiz zu fröhnen, und um im entgegengesetzten Falle, wenn der Aufstand mißglücken sollte, sich von der Reaction die Summe auszahlen zu lassen, welche ihm für die Verwendung seines Einflusses zur Ausbreitung dieses Aufstandes zugesagt worden ist.“

„Sie verläumden den Doktor Seidler!“ rief Wander wüthend.

„Ah, mein Verehrtester! Doktor Seidler ist über jede Verläumdung erhaben. Ich muß gestehen, ich begreife nicht, wie Sie, der Sie doch sonst ein gescheuter Mann sind, überhaupt noch darüber in Zweifel sein können, daß dieser Mensch ein abgefeimter Schurke ist durch und durch. Ich hätte geglaubt, Seidler's ganzes Benehmen in letzter Zeit, wie er sich bemüht hat, Unfrieden zu stiften in der Partei, wie er sich bemüht hat, diese auseinander zu reißen und zwar gegenüber der einigen Reaction, müßte Ihnen denn doch endlich die Augen geöffnet haben. Und Sie wollen sich jetzt bei einer Bewegung betheiligen, in welcher dieser Mensch die Hände im Spiel hat?“

„Verlangen Sie vielleicht, daß ich ruhig zusehen soll,“ fragte Wander exaltirt, „daß ich die Hände in den Schooß legen soll, während draußen auf den Straßen das Blut meiner Brüder fließt?“

„Nein, das verlange ich nicht,“ entgegnete der Major ernst, „ich verlange im Gegentheil, daß Sie an den Schauplatz eilen,

wie auch ich dies thun werde, wie auch Freund Warren es thun wird. Aber unsere Aufgabe ist es nicht, Theil zu nehmen an diesem wahnsinnigen Kampf, es ist nicht die Aufgabe der Demokratie, das Feuer zu schüren, welches leider nur zu hell und vernichtend brennt, sondern es ist ihre Aufgabe, die Gemüther zu besänftigen, die Arbeiter zurückzuhalten von diesem unglückseligen Kampf, der vielleicht den Untergang der Freiheit mit sich führen wird; den Bürgern zu beweisen, daß sie und die Arbeiter Eins sein müssen, wenn nicht die Reaction den Sieg über sie Beide davontragen soll. Dies ist unsere Aufgabe und deshalb müssen wir auf den Schauplatz des Kampfes eilen, deshalb müssen wir mit Wort und That dort einschreiten, deshalb dürfen wir keine Gefahr scheuen, aber eben deshalb bedürfen wir auch keiner Waffen, denn wir würden einen Verrath an der Freiheit begehen, wollten wir an dem Kampfe Theil nehmen, sei es auf dieser, sei es auf jener Seite."

Hugo drückte dem Major, welcher mit tiefem Ernst, mit inniger Ueberzeugung gesprochen hatte, nach diesen Worten warm die Hand. „Sie haben ganz und gar mir aus der Seele gesprochen!" sagte er, „und Sie Wander, auch Sie müssen fühlen, wie wahr die Worte unseres Freundes sind. Glauben Sie mir, die Zeit ist vielleicht nahe genug, wo Sie die Aufgabe haben, Theil zu nehmen an einem anderen schwereren Kampf, nicht gegen die Bürgerwehr, sondern gegen eine disciplinirte Macht. Schauen Sie nach Wien, dort ist der Kampf der Demokratie gegen die Reaction schon ausgebrochen. Vielleicht in diesem Augenblicke schon wird das unglückliche Wien bombardirt. Auch hier wird dieser Kampf nicht lange auf sich warten lassen, Lassen Sie uns das edle Blut, welches heut im Streite von Brüdern gegen Brüder fließen würde, sparen, bis es vergossen werden muß im Kampfe der Freiheit gegen die Despotie."

Wander blickte sinnend vor sich nieder auf den Boden. „Kommen Sie," sagte er, „ich fühle, daß Manches, in dem was Sie sagen, wahr ist, ich fühle, daß Sie Recht haben mögen, aber ich fühle auch ebensowohl, daß das Blut mir in den Adern kocht, wenn ich daran denke, daß die Bürger in diesem Augenblicke vielleicht unsere unbewaffneten Arbeiter ermorden. Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, lassen Sie uns an Ort und Stelle eilen, lassen Sie uns dort die Ueberzeugung gewinnen von dem, was geschieht, dort werde ich meinen Entschluß fassen."

„Ich hoffe, dies wird ein vernünftiger Entschluß sein," entgegnete der Major, „übrigens haben Sie Recht, nicht hier ist der Ort, wo wir verweilen dürfen, hier nützen wir Nichts. An uns ist es, den Schauplatz des Kampfes zu suchen."

Auch Hugo schloß sich den Wünschen Wanders und des Majors an. Er verließ mit ihnen seine Wohnung, indem er den Major bat, den Brief an Klärchen, sobald dies die Umstände irgend gestatten würden, besorgen zu lassen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Vater und Tochter.

Der Geheimerath von Warren war am Nachmittage des 16. Oktober eben in tiefster Arbeit begriffen; dicke Aktenstöße umlagerten seinen ganzen Schreibtisch, als der Bediente ihm meldete, daß das gnädige Fräulein den Herrn Geheimenrath zu sprechen wünsche. Der Geheimerath hatte Klärchen seit dem gestrigen Abend nicht gesehen. Sie war nicht zu Tische gekommen, sondern hatte ihm melden lassen, daß sie unwohl sei, und er hatte es nicht gewagt, seine Tochter nach dem Gespräche des gestrigen Abends in ihrem Zimmer zu besuchen.

Klara hatte sich dem Willen ihres Vaters am Verlobungsfeste gefügt. Als beim Abendtisch der Geheimerath die Verlobung seiner Tochter mit dem Lieutenant von Berg proklamirte, hatte Klara nicht ein Wort entgegnet; nur für einen Augenblick hatte eine dunkele Scharlachröthe ihr ganzes Gesicht überflogen, aber sogleich war diese wieder einer fast leichenhaften Blässe gewichen. Die Gäste hatten sich um die junge Verlobte geschaart, um ihr die üblichen Gratulationen darzubringen; Klara hatte dieselben mit eisiger Kälte empfangen, nicht ein Wort hatte sie entgegnet auf die vielfachen Glückwünsche von den Freundinnen, nicht ein Wort auf die mannigfaltigen Schmeicheleien von den Freunden des Vaters, eine kalte Verbeugung war die einzige Antwort auf jeden Glückwunsch gewesen. Desto lebhafter und scheinbar glücklicher hatte der Lieutenant von Berg die ihm dargebrachten Glückwünsche in Empfang genommen.

Nach dem Abendessen, als der Tanz wieder begonnen, wollte der Lieutenant von Berg mit seiner jungen Braut den Tanz eröffnen, aber mit eisiger Kälte hatte ihm Klara erwidert: „Ich tanze nicht, Herr von Berg, und am wenigsten mit Ihnen." Herr von Berg war bleich geworden vor Wuth, er war zum Geheimenrath gegangen, um durch dessen Vermittelung Klara wenigstens dazu zu bewegen, daß sie ihren Abscheu etwas weniger augenfällig an den Tag lege. Aber der Geheimerath hütete sich wohl, in einem solchen Augenblick mit seiner Tochter zu sprechen, er fühlte das Unrecht, welches er gegen das junge Mädchen beging; fast that es ihm leid, daß er sie dem Lieutenant von Berg verlobt hatte, aber das einmal gegebene Wort band ihn. Er wagte nicht, diese Verlobung, gegen welche Klara einen so furchtbaren Widerwillen an den Tag legte, rückgängig zu machen, er wagte es um so weniger, als er den Einfluß kannte und fürchtete, welchen Herr von Berg in den höchsten Kreisen ausübte, und als er wußte, wie hoch ihm die

Verlobung seiner Tochter mit Herrn von Berg in diesen Kreisen angerechnet werden würde. Er begnügte sich deshalb damit, Herrn von Berg zu sagen, daß er keine Macht über die Zuneigung oder Abneigung seiner Tochter habe und daß er es ihm überlassen müsse, sich die Liebe Klara's zu erwerben. Was er gekonnt, habe er gethan, um seine Tochter günstig für Herrn von Berg zu stimmen, erzwingen lasse sich die Liebe nicht. Klara hatte während des übrigen Festes dieselbe Zurückhaltung gegen den Lieutenant von Berg an den Tag gelegt, wie während und nach dem Abendessen. Sie hatte jede Annäherung des Lieutenants streng zurückgewiesen in so absichtlicher und augenscheinlicher Weise, daß es sogar den Gästen des Geheimenraths auffallen mußte. Man hörte manches bedeutsame Zischeln in der Gesellschaft und mancher mitleidige Blick heftete sich auf Klärchen Warren, deren bleiche Gesichtsfarbe, deren trübe Augen so wenig zu der heiteren Verlobungsfeier paßten und so seltsam contrastirten mit der früheren Farbe der Gesundheit und dem strahlenden jugendlich-feurigen Blick des lieblichen Mädchens.

Der Geheimerath erinnerte sich aller jenen Scenen des vergangenen Abends, als seine Tochter sich bei ihmm elden ließ und er war sehr milde und freundlich gegen dieselbe gestimmt. Er hatte ganz und gar die Kälte vergessen, mit welcher Klara gestern mit ihm gesprochen hatte. — Klara trat in's Zimmer. Der Geheimerath ging ihr entgegen und küßte sie auf die Stirn. Sie suchte sich im ersten Augenblick dem Kuß zu entziehen, aber sie besann sich und litt die väterliche Liebkosung, ohne jedoch ein Wort auf die freundliche Begrüßung zu erwidern.

„Komm, mein theures Kind," sagte der Geheimerath zu ihr, indem er zärtlich ihre Hand drückte, „komm', setze Dich zu mir; es haben sich trübe Wolken zwischen uns, zwischen Vater und Kind gelagert, wir müssen diese verscheuchen. Du mein Kind, bist ja meine einzige Freude, für Dich allein lebe ich, für Dich strebe ich und ich will nicht, daß Du einen Aerger

gegen mich länger als einige Stunden im Herzen hegest. Komm', laß uns ruhig und vernünftig über Deine Zukunft sprechen und Du wirst bald einsehen, daß ich nur Dein Bestes will."

Klara schüttelte leise mit dem Kopf. „Du magst Dir das vielleicht selbst sagen, um Dich zu täuschen, Vater, aber Du weißt es besser," entgegnete sie kalt. „Du weißt am besten, daß Du mich nur gebrauchen willst als ein Werkzeug für Deinen Ehrgeiz, als ein Mittel zur Durchführung Deiner Pläne. Ich bin zu Dir gekommen, um noch einmal mit Dir über meine Zukunft zu sprechen — zum letzten Male! — denn ich nehme das Recht, über mein eigenes Lebensglück bestimmen zu können, jetzt in Anspruch, wenn Du bei Deinen Absichten beharrst."

„Setze Dich mein Kind," erwiderte der Geheimrath ernst, aber gütig, indem er Klara neben sich auf das Sopha zog. „Laß mich Dir mittheilen, was ich über Herrn von Berg weiß und Du wirst mir zugestehen, daß Niemand würdiger ist, Dein Gatte zu werden, als eben er."

„Dies zu hören bin ich wirklich begierig," sagte Klara mit scharfem Spott.

„Du spottest, weil Du Herrn von Berg nicht genau kennst. Herr von Berg ist der Sprößling einer unserer ältesten Familien —"

„Ah, das freilich ist ein Grund für mich, ihn zu heirathen!"

„Wenigstens" entgegnete der Geheimerath ärgerlich, „würde das Gegentheil sicherlich für Dich, die Freiin von Warren, die Du selbst aus einer der ältesten adligen Familien des Landes stammst, ein genügender Grund sein, Herrn von Berg nicht zu heirathen."

Ein kaum bemerkenswerthes Lächeln, welches über Klara's bleiches ernstes Gesicht hinflog, war ihre einzige Antwort. Der Geheimerath fuhr fort:

„Noch einmal, der Herr von Berg ist der Sprößling einer

unserer ältesten, ehrenwehrtesten adligen Familien, kein Tropfen bürgerlichen Blutes fließt in seinen Adern, sein Stammbaum ist einer der besten und ältesten in Berlin."

„Vortrefflich!"

„Herr von Berg ist, wie Du selbst weißt, ein außerordentlich geistreicher Mann, ein Mann von festem, gediegenem Charakter, von Energie und dabei doch ruhig. Ein Mann, der mit glühendem Enthusiasmus der Sache des Royalismus angehört und derselben bereits die allerwesentlichsten Dienste geleistet hat."

Wieder lächelte Klärchen über diese Empfehlung, welche ihr den Herrn von Berg lieb machen sollte, aber sie antwortete nicht.

„Herr von Berg hat, durch die großartigen Dienste, welche er dem Königlichen Hause in der jetzigen schwerbedrängten Zeit geleistet hat, ja mit unendlicher Aufopferung und Gefahr geleistet hat, durch den Geist, die tiefe Menschenkenntniß, die Genialität, mit welcher er alle Pläne der Royalisten, theils selbst entworfen, theils wenigstens befördert hat, sich in den höchsten Kreisen einen Einfluß erworben, wie fast Niemand am Hofe. Eine glänzende Carriere steht ihm offen; es ist keiner Frage unterworfen, daß Herr von Berg, wenn erst die Zeiten ruhiger geworden sind, auf jede Weise bevorzugt und befördert werden wird; man ist ihm diesen Dank für seine außerordentlichen Leistungen schuldig. Herr von Berg ist außerdem ein Ehrenmann durch und durch, ein Mann, vor dem nicht nur ich, sondern vor dem alle seine Freunde, alle meine Bekannten die allergrößte Hochachtung haben. Was kannst Du also mehr verlangen, Klara, welche Ansprüche kannst Du an Deinen Gatten machen? Bedenke Dich! Ein Mann von allen diesen Eigenschaften und dabei von einnehmendem Aeußeren, dessen Zukunft zu den größten Erwartungen berechtigt, was verlangst Du mehr?"

„Nur eine Kleinigkeit," entgegnete Klara mit scharfer Betonung, „Liebe!"

„Herr von Berg liebt Dich, er liebt Dich mit glühender Leidenschaft, Du bist sein Ideal, von dem ersten Tage, wo er Dich gesehen, hat er Dich geliebt, er hat mir diese Liebe gestanden und mir gesagt, nicht ein Mal, nein hundert Mal, daß er für alle diese Dienste, welche er dem Staate, welche er mir persönlich geleistet hat, keinen andern Lohn verlange, als Deine Hand."

„Wirklich?" fragte Klara wieder, „also Herr von Berg liebt mich? Weißt Du das gewiß, Vater, oder sollte nicht Herr von Berg eine ganz besondere Zärtlichkeit für meine Person, als — für mein Vermögen besitzen?"

„Pfui! Klara, das ist ein unwürdiger Verdacht!"

„Hat Herr von Berg Vermögen?

„Ich begreife nicht, wie Du so fragen kannst. Herr von Berg ist, so viel ich weiß, allerdings nicht reich, aber er ist, wie ich wenigstens glaube und wie aus seiner ganzen Lebensweise hervorgeht, wohlhabend. Aber dies ist ja gleichgültig; wir sind reich genug, um darauf, ob Dein künftiger Gatte Vermögen hat oder nicht, wohl nicht zu sehen."

„Du hast Recht, Vater, auch ich würde darauf nicht sehen, auch mir würde dies sehr gleichgültig sein; aber ich weiß, daß Herr von Berg darauf sieht, ich weiß, daß Herr von Berg keinen andern Grund hat, so eifrig nach meiner Hand zu streben, als mein Vermögen."

„Du irrst, Klara, Herr von Berg liebt Dich."

„Er liebt mich, und dennoch sieht er es ruhig mit an, daß ich fast verzweifle darüber, seine Gattin werden zu sollen. Er weiß, denn ich habe es ihm wiederholt gesagt, daß ich ihn hasse und verabscheue; er weiß es, daß ich ihm freiwillig niemals meine Hand reichen werde, und dennoch fordert er, daß ich mit ihm verlobt werde! Er liebt mich, und dennoch sieht er, wie ich mich abhärme, wie meine Augen verweint sind aus Gram über den Zwang, den mir mein Vater — welcher mich auch liebt — auferlegt. — Wenn Herr von Berg mich liebte,

so würde er aus Liebe zurücktreten von dieser Verbindung, die mich zur Verzweiflung bringt, von dieser Verbindung, die ich doch niemals, niemals eingehen werde! Aber Herrn von Berg sind meine Thränen, Herrn von Berg ist mein Schmerz, meine Verzweiflung gleichgültig! Was kümmert es ihn, ob ich weine? ich habe ja Geld! Was kümmert es ihn, ob ich ihn hasse, ob ich ihn verachte? ich habe ja Geld. Nicht mich will er, sondern mein Geld. — Mag er es nehmen! es ist mir gleichgültig, ich verlange dies elende Geld nicht, welches mich unglücklich macht. Aber meine Seele wenigstens und mein Körper gehören mir! Magst Du auch, Vater, über mein Vermögen verfügen, magst Du es Herrn von Berg anvertrauen, auf daß er wuchre damit zu Gunsten des Royalismus, mich selbst wirst Du nie dazu bewegen, meine Hand diesem Menschen zu geben!"

„Du bist aufgeregt, Klara, Du bist exaltirt!"

„Ich bin aufgeregt, freilich, denn ich bin zur Verzweiflung getrieben! Ich hatte einst einen Vater, der mich liebte — ich habe ihn verloren —"

„Klara!"

„Ja, Vater, es muß Wahrheit zwischen uns sein in diesem Augenblick, denn ich bin fest entschlossen, es soll dies heute das letzte Mal sein, wo die Tochter mit dem Vater spricht. Willst Du mich zwingen, mich Herrn von Berg hinzugeben, so mag fortan der Herr mit der Sclavin sprechen, nicht aber der Vater mit der Tochter!"

„Ich bitte Dich, Klara, beruhige Dich, sei vernünftig und bedenke, wie tief Du mich verletzest durch solche Worte.

„Gut, Vater, ich werde vernünftig sprechen. Du bist entschlossen, mich Deinen Plänen zum Opfer zu bringen, Du hast Deine Liebe zu mir Deiner Liebe zu der Partei, der Du angehörst, geopfert; Du bist entschlossen, mich unglücklich zu machen für mein ganzes Leben, mich hineinzustoßen in ein Dasein, welches schlimmer ist, als der Tod, in ein Leben voll Qualen,

an der Seite eines Mannes, den ich hasse und verabscheue. Du hast durch diesen Entschluß selbst das Band der Liebe zerrissen, welches mich bisher an Dich, meinen Vater, knüpfte. Du hast die Dankbarkeit vernichtet, welche ich für Dich, Deiner frühern Liebe wegen, fühlen mußte, Du hast mir dadurch meinen eigenen freien Willen wieder gegeben und mit diesem freien Willen sage ich Dir, ich will und werde Herrn von Berg niemals meine Hand geben! — Ich will lieber Dein Haus verlassen, will mich jedem Schicksale Preis geben, will selbst beladen mit Deinem Fluche, enterbt von Dir, in die weite Welt hinausgehen, als mich entschließen, das Werkzeug Deiner Pläne zu werden. — Das, Vater, sage ich Dir in aller Ruhe und Vernunft und ich schwöre Dir zu, daß mein Entschluß unwiderruflich ist; ich schwöre Dir zu, daß eben so fest, wie Dein Wille, auch der meinige ist."

Klara hatte diese Worte mit einer wunderbaren Ruhe und Kälte gesprochen. Ihre Stimme war auch nicht einen Moment nur aufgeregt gewesen, aber eine fliegende Röthe hatte ihr bisher so bleiches Gesicht überzogen und die tiefe Seelenaufregung gezeigt, mit der Klara, trotz der scheinbaren äußeren Ruhe sprach. Klara's Entschiedenheit, Klara's Festigkeit imponirte den Geheimenrath, aber sie rief in ihm nur die gleiche Enschiedenheit, die gleiche Festigkeit hervor. Er fühlte, daß er seiner Tochter gegenüber im Unrecht war, aber um so weniger konnte er sich entschließen, ihr nachzugeben, besonders, da er sich durch seine Versprechungen gegen Herrn von Berg ganz bestimmt gebunden fühlte. Er erwiderte deshalb ernst und fest: „Du weißt nicht, was Du sprichst, Klara, Du weißt nicht, was der Fluch eines Vaters auf sich hat."

„Ich weiß das sehr wohl, Vater," entgegnete Klara ruhig, „und ich spreche nicht unüberlegt zu Dir, sondern nachdem ich viele schlaflose Stunden die Nacht hindurch nachgedacht habe über das, was ich Dir sagen sollte und sagen mußte."

„Genug, Klara," entgegnete der Geheimerath fest, „ich will Dir Dein unweibliches, unzartes Betragen verzeihen, aber ich wiederhole Dir noch einmal, was ich Dir schon oft gesagt habe, ich kann nicht abgehen von meinen Plänen, die ich zu Deinem Besten nach reifer Ueberlegung entworfen habe. Du bist selbst noch ein halbes Kind und weißt nicht, was Dir gut ist. Meine Pflicht als Vater ist es, Dein Glück auch gegen Deinen Willen zu befördern, ich wiederhole Dir deshalb, Du wirst die Gattin des Herrn von Berg werden, ich dulde keinen weitern Widerspruch."

„Ist dies Dein letztes Wort, Vater?"

„Mein letztes."

„So magst Du die Folgen Dir zuschreiben," entgegnete Klara kalt und stand auf. Sie warf keinen Blick weiter auf ihren Vater, sondern verließ ohne Abschied das Zimmer.

Der Geheimerath schaute ihr erstaunt nach. Er begriff diese wunderbare Festigket und Entschlossenheit bei einem so jungen Mädchen nicht, er begriff nicht, was Klara damit sagen wollte, daß er die Folgen sich selbst zuschreiben möchte, aber eine bange Ahnung überfiel ihn, daß Klara, bei der großen Characterstärke, welche sie gezeigt hatte, wohl einen Entschluß gefaßt baben möge, den zu ahnen er im gegenwärtigen Augenblick noch nicht im Stande war.

Als Klara das Zimmer ihres Vaters verlassen hatte, kehrte sie in ihr eigenes Wohnzimmer zurück; sie fand daselbst ihr Kammermädchen beschäftigt mit dem Ordnen einiger Kleidungsstücke.

„Lassen Sie mich allein, Marie," sagte Klärchen und setzte sich, nachdem das Kammermädchen sich entfernt hatte, an ihren Schreibsecretär. Sie breitete das Papier vor sich aus und ergriff die Feder, aber sie legte dieselbe wieder nieder und stützte den schönen Kopf in die kleine Hand, um lange, lange und tief nachzusinnen. —

Klara war entschlossen. Sie hatte diese Unterredung mit ihrem Vater nur deshalb herbeigeführt, um vor sich selbst vollkommen gerechtfertigt zu sein, wenn sie auf Hugo's Pläne eingehe, wenn sie mit ihm Berlin verlasse, um in der Schweiz seine Gattin zu werden. Sie hatte noch einen, den letzten Versuch machen wollen, ihren Vater von dem Plan abzubringen, der das Unglück ihres Lebens entscheiden sollte; dieser Versuch war mißlungen und Klara glaubte sich jetzt berechtigt, sie glaubte sogar die Pflicht der Selbsterhaltung zu haben, das Haus ihres Vaters zu verlassen, um nicht gezwungen zu sein, an der Seite des Herrn von Berg ein furchtbares Leben voll Schmerz und Qual zu führen. Sie war entschlossen, jetzt ihrem Vater zu schreiben und dann zu Hugo zu eilen, um zu erfahren, ob dieser die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht bereits getroffen habe. War dies geschehen, so wollte sie ihn bitten, sofort mit ihr Berlin zu verlassen und nach der Schweiz zu eilen; sie wollte dann wo möglich auch nicht eine Nacht mehr in dem Hause ihres Vaters bleiben. Die Ungeduld, dies Haus zu verlassen, in welchem die Luft schwer auf ihr lag, peinigte sie. Jetzt wollte sie den letzten Brief an ihren Vater schreiben, aber so fest auch ihr Entschluß in dem Moment, als sie den Vater verließ, gewesen war, so wankte doch dieser Entschluß in dem Augenblick, wo er ausgeführt werden sollte. In diesem Augenblick kehrte in Klara die Erinnerung an alle jene vielfachen Beweise der innigen Liebe, welche ihr Vater ihr seit ihrer frühesten Kindheit erwiesen hatte, zurück. Sie dachte an den tiefen, furchtbaren Schmerz, den der stolze Freiherr von Warren empfinden würde, wenn er erführe, daß seine einzige Tochter heimlich das Vaterhaus verlassen habe, um in das Ausland zu flüchten, und die ganze Liebe zu ihrem Vater erwachte mit erneuerter Stärke in ihr. Große Thränen entrollten Klara's schönen Augen, sie wurde unschlüssig; aber nur wenige Augenblicke dauerte diese Unentschiedenheit, dann ergriff sie

schnell die Feder und schrieb mit fester Hand folgenden Brief:

Vater!

Du hast Dein letztes Wort zu mir gesprochen und Dein letztes Wort verdammt mich zur Aufopferung meiner selbst, meines Lebensglückes — zur ewigen Qual. Ich erwiderte Dir, Du mögest die Folgen Deines Wortes Dir selbst zuschreiben, ich erwiderte Dir, ich wollte lieber den Fluch des Vaters auf mich laden und hinaustreten in die weite Welt, als an der Seite des Herrn von Berg leben, im Reichthum und Ueberfluß. — Meine Wahl ist getroffen; ich verlasse Dein Haus, um Dich vielleicht niemals wieder zu sehen. Du selbst hast mich der Pflichten, welche die Tochter sonst gegen den Vater hegte, entbunden, indem Du gegen Deine Vaterpflicht mein Lebensglück zu vernichten drohtest. Nicht ich also trage die Schuld an dem Schmerz, den Du, ich weiß es, empfinden wirst über unsere Trennung, ein Schmerz, der furchtbarer sein wird, als wenn mich der Tod Dir entrissen hätte. — Aber fühle ich denn nicht denselben Schmerz? Zerreißt es nicht auch mir das Herz, wenn ich zurückdenke an Deine frühere Liebe zu mir, wenn ich zurückdenke an die glücklichen Tage der Kindheit, in denen Du so oft und zärtlich mich liebkostest und mich Dein Glück, Dein Alles nanntest, wenn ich zurückdenke an jene glücklichen Tage und dann wieder an das furchtbare Jetzt? — Ach Vater, es ist ein schwerer, ein furchtbarer Entschluß, der mich von Dir drängt! Mein Herz möchte zerreißen — und dennoch muß es, muß es geschehen! — Zürne mir nicht, Vater, ich muß Dich ja verlassen! Du selbst wirst dereinst, wenn Du jenen Menschen, dem Du mich opfern wolltest, näher kennen gelernt hast, wenn ruhigere Zeiten Dich den furchtbaren Plänen, die Dich jetzt ganz und gar mit sich fortreißen, entfremdet haben werden, Du selbst wirst es mir dann danken, daß ich nicht Deinen Willen befolgt habe, diesen Willen, der Dein Gewissen nie-

mals wieder hätte ruhig werden lassen. — Lebe wohl, mein Vater! — Jetzt, in dem Augenblick, wo ich von Dir scheiden soll, in diesem Augenblick fühle ich erst wieder, wie unendlich schwer mir das Scheiden wird, wie tief und unvertilgbar die Liebe zu Dir in meinem Herzen wurzelt, wie ich mit Dir fühle den Schmerz über unser Scheiden. Aber dennoch — es muß ja sein! Lebe wohl! lebe wohl! Klara.

Und zwei heiße Thränen rollten beim Schreiben dieses Briefes über Klara's Wangen und fielen nieder auf das feine weiße Papier, auf die zierlichen Schriftzüge, welche sie verlöschten und undeutlich machten.

Klara hatte geendet. Sie legte die Feder nieder und überließ sich einige Augenblicke ganz dem tiefen Schmerz ihrer Seele, ganz ihren immer heftiger hervorströmenden Thränen. Dann aber riß sie sich gewaltsam los. Sie stand auf, trocknete ihre Thränen, versiegelte schnell den Brief und legte ihn in ihren Schreibsekretär. Zwei ihrer liebsten Schmucksachen steckte sie zu sich, die Medaillons ihrer früh verstorbenen Mutter und ihres Vaters. Dann rief sie das Kammermädchen und sagte diesem, daß sie eine Freundin besuchen werde und wohl schwerlich vor dem späten Abend nach Hause kommen könne; sie werde sich vom Bedienten der Freundin nach Hause bringen lassen, es sei daher nicht nöthig, daß sie abgeholt werde. Klara ertheilte noch einige Befehle für die Haushaltung mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Unbefangenheit, dann nahm sie Hut und Mantel und eilte nach dem Hause unter den Linden Nr. **.

Sie stieg schnell die drei Treppen des Hinterhauses hinauf und klingelte an einer Thür, welche mit dem Schilde „Wittwe Martin" bezeichnet war. Eine alte Frau von gutmüthigem Aussehen öffnete die Thür.

„Ah! gnädiges Fräulein, sind Sie es, wollen Sie ausgehen, kommen Sie zum Umkleiden?"

„Ja, Frau Martin. Bitte, geben Sie mir schnell meine Kleider, ich muß eiligst fort.“

„Ja, ja, gnädiges Fräulein, Sie sollen schnell bedient sein und ich will Ihnen helfen. Aber eigentlich ist heute kein Tag für junge Damen, auf die Straße zu gehen. — Hören Sie nicht, wie sie tuten? — Die ganze Stadt ist wieder in Allarm.“

„Ich habe Nichts gehört,“ entgegnete Klara zerstreut, kaum auf die Worte der redseligen Alten achtend.

„Nichts? Nun, Du lieber Gott! dann müßten Sie ja doch wahrhaft taub sein. Durch alle Straßen geht ja das Getute; es soll eine große Revolution im Anzuge sein; sie haben schon geschossen —“

„Wer hat geschossen?“

„Nun, die Arbeiter auf die Bürgerwehr und umgekehrt.“

Klara erschrak auf das Heftigste, denn sie mußte nun fürchten, daß Hugo, wenn es in der That zu unruhigen Auftritten gekommen war, auf den Schauplatz der Ereignisse geeilt sein würde. Aber sie entschloß sich kurz, wenn dies der Fall wäre, bei Hugo auf dessen Rückkunft zu warten. Schnell hatte sie sich die Männerkleider übergeworfen, welche in der Wohnung der Wittwe Martin stets für sie bereit lagen, und eilte in dieser Verkleidung nach Hugo's Wohnung in der Breiten Straße.

In dem Augenblick, als sie das Haus verließ, ging der Lieutenant von Berg an ihr vorüber. — Sie zog sich den Hut etwas tiefer in's Gesicht, um von ihrem Bräutigam nicht erkannt zu werden. Dieser warf im Vorübergehen einen scharfen Blick auf sie und derselbe genügte ihm, seine Braut zu erkennen. Der Lieutenant von Berg erglühte vor Zorn, doch ging er ruhig einige Schritte weiter, und als Klara sich vorsichtig nach ihm umsah, bemerkte sie nur, daß er in seinem vorigen Schritt vorwärts ging. Sie glaubte daher sicher, von ihm nicht erkannt worden zu sein und setzte mit schnellen Schritten ihren Weg nach Hugo's Wohnung fort, ohne sich wieder umzuschauen.

Einige Augenblicke ging der Lieutenant von Berg ruhig fort, dann aber kehrte er schnell um und folgte Klara langsamen Schrittes, immer so weit von derselben entfernt, daß sie ihn beim flüchtigen Umsehen nicht bemerken konnte, aber doch nicht weit genug, um sie nicht stets mit beobachtenden Augen verfolgen zu können. Klara eilte die Linden entlang nach dem Schloßplatz. Schon unterwegs wurde sie oft aufgehalten durch Volksgruppen, welche sich am Eingang der Linden und auf dem Opernplatz zusammenballten und in denen lebhaft gesprochen und gesticulirt wurde. Aber Klara achtete nicht auf diese Gruppen, sie achtete nicht darauf, daß nah und fern die Signalhörner der Bürgerwehr durch die Straßen tönten, sondern sie eilte rastlos weiter. So kam sie auf den Schloßplatz, an den Eingang der Breiten Straße. Hier wurde Klara plötzlich aufgehalten durch eine gewaltige, ihr entgegenströmende Volksmasse, die mit furchtbarem Geschrei die Breite Straße entlang wogte. Vergeblich bemühte sich Klara, die dichte Menschenwand zu durchbrechen, sie konnte es nicht. Jetzt erst wurde ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie umgab, gelenkt; sie blickte um sich und ein grauenvolles Bild bot sich ihr dar.

Auf Tragbahren wurden mit entblößten Wunden mehrere Leichen getragen, umgeben von Arbeitermassen, welche mit wüthenden Stimmen nach Rache schrieen und die Leichen Derer, welche schon im Kampfe gegen die Bürgerwehr gefallen waren, auf einem Umzug durch die Stadt begleiteten. Klara drängte sich eng an ein Haus und ließ den entsetzlichen Zug an sich vorübergehen. Er zog sich über den Schloßplatz der inneren Stadt zu, unter fortwährendem Rufen nach Rache und nach Waffen. Ein Kampf zwischen Bürgern und Arbeitern, auf den wir noch zurückkommen werden, hatte bereits stattgefunden. Die Leichen der gefallenen Arbeiter wurden durch die Straßen getragen, um das Volk zur Rache gegen die Bürgerwehr anzuspornen.

Der Zug ging weiter. Nur in der Breiten Straße hatte er einen Augenblick stille gestanden, um einen Waffenladen zu stürmen und ebenso machte er auf dem Monbijouplatz auf kurze Zeit Halt, um die dortige Wache zu überfallen und den Soldaten die Gewehre zu nehmen. Ein Volontair-Unteroffizier befehligte die Wache. Er ließ dieselbe ins Gewehr treten, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein. Er hatte den Befehl erhalten, das Monbijou-Schloß, in welchem sich zwei Prinzen des königlichen Hauses befanden, zu schützen. Der wüthende Volkshaufen wälzte sich dieser Wache zu und die Arbeiter forderten den Commandirenden auf, indem sie ihm die Leichen der Gefallenen zeigten, die Waffen zu strecken. Der Commandirende war ein junger Mann von Energie und Ueberlegung, er antwortete ruhig den Anstürmenden, daß, ein wie großer Freund des Volkes er auch sei, er dennoch nun und nimmermehr seine Pflicht als Soldat verabsäumen und die Wache übergeben werde, er werde dieselbe bis auf den letzten Mann vertheidigen. — Das Berliner Volk ist immer vernünftigem Zureden zugänglich; so sahen auch hier die Arbeiter ein, daß der Unteroffizier nur seine Pflicht thue, sie forderten aber von der Militärwache wenigstens eine Ehrenbezeugung für ihre gefallenen Brüder und diese gab der Unteroffizier, indem er die Wache vor den Leichen präsentiren ließ. Dann zog der grausenhafte Zug weiter, den Arbeitervierteln vor dem Oranienburger Thore zu, um hier die Arbeiter, besonders die Maschinenbauer aufzufordern zur Rache gegen die Bürgerwehr, zur Rache für das Blut, welches bereits im Kampfe geflossen sei.

Dicht an die Wand eines Hauses gedrängt, hatte Klärchen den Zug vorüberziehen sehen; endlich wurde der Weg wieder frei und sie eilte nun dem Hause zu, in welchem Hugo wohnte. — Wie sie geahnt, so war es, Hugo war nicht zu Hause. Der Diener sagte Klärchen, daß sein Herr nach dem Köpnicker Felde gegangen sei, wo ein Kampf zwischen Arbeitern und

Bürgern stattfinde. Klärchen bat den Diener, sie in das Zimmer zu lassen, wo sie auf Hugo warten wolle, und der Bediente welcher wußte, in wie vertrautem Verhältnisse Hugo mit dem jungen Mann, denn als solchen nur kannte er Klärchen, stehe, folgte bereitwillig der Aufforderung. Er öffnete ihr Hugo's Zimmer, schloß aber hinter ihr sorgfältig wieder zu, weil auch er beabsichtigte ein wenig sich umzusehen, wie es auf den Straßen hergehe.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein Arbeiterfest.

Am Vormittage des 16. Oktober hatte sich auf dem Köpnicker Felde auf einem freien Platze eine Anzahl Arbeiter gelagert; sie hatten sich von der Arbeit zurückgezogen und benutzten den Tag, um ein fröhliches Fest zu feiern. Ein neuer Schachtmeister war eingetreten und gab nach guter alter Sitte den Arbeitern, welche er fortan kommandiren sollte, ein kleines Fest. Die Arbeiter waren äußerst fröhlich und vergnügt. In der Mitte des kleinen Kreises befand sich ein Tisch mit Bier und Schnaps an welchem eine schmutzige Marketenderin bemüht war, die sich oft wiederholenden Wünsche der verschiedenen Arbeiter nach dem edlen Fusel schnell zu erfüllen. Unter allen Arbeitern zeichnete sich durch eine ausgelassene Lustigkeit besonders der schwarze Barthold aus, der mit einigen seiner Freunde ebenfalls zu dem Schacht gehörte, welcher heute das kleine Fest feierte. So ausgelassen lustig hatte man den schwarzen Barthold noch nie gesehen! Immer neue Lieder wußte er zu singen, in welche der Arbeiterchor mit Jubel einstimmte, immer neue Scherze wußte er zu ersinnen, welche das allgemeine Gelächter erregten und die Heiterkeit seiner Arbeitsgenossen bis auf den höchsten Grad steigerten.

Während die Arbeiter in so ausgelassener Lustigkeit zusammensaßen und Scherz und Gesang sich abwechselten zur Feier des frohen Tages, denn der neue Schachtmeister war bei allen Arbeitern äußerst beliebt, trat ein fremder Arbeiter zur Gesellschaft, den von allen Anwesenden nur Barthold und einige seiner nähern Freunde kannten. Der Fremde war ein schlank gewachsener junger Mann, der den Gesichtszügen nach kaum etliche und 20 Jahre alt sein konnte, dessen voller schwarzer Bart indessen ein reiferes Alter zu bezeichnen schien und gar seltsam mit den sonst so jugendlichen und feinen Gesichtszügen kontrastirte. Auch schien die schmutzige Arbeiterblouse, in welche der Fremde gekleidet war, kaum zu den vornehmen Händen zu passen, deren weiße Haut eben nicht für eine zu angestrengte Arbeit sprach. Der Fremde gesellte sich den Arbeitern bei und lagerte sich zu ihnen. Er wurde Anfangs mit einigen scheelen Blicken betrachtet, als aber der schwarze Barthold ihn mit lautem Jubel begrüßte, ihn einen seiner besten Freunde, den Arbeiter Fritz Schulz von den Rehbergen nannte und zugleich versicherte, daß er ein tüchtiger Demokrat, ein rother Republikaner sei und am 18. März brav mitgekämpft habe, da empfingen ihn auch die übrigen Arbeiier mit gleicher Fröhlichkeit und er mußte Theil nehmen an dem lustigen Gelage.

Fritz Schulz schien sich indessen bei diesem Gelage nicht sehr behaglich zu fühlen. Der schlechte Kornfusel mundete ihm eben nicht besonders und nur mit Widerstreben schien er den scharfen Branntwein, das Labsal seiner Gefährten, zu trinken. Aber er that es und gab Bescheid auf die ihm gebrachten Gläser. Er nahm Theil an der allgemeinen Lustigkeit, wenn er auch nicht ganz in dieselbe sich zu finden wußte. Er sang die frivolen Lieder mit, welche zur Erheiterung der Arbeiter dienten und machte sich dieselben vollends zu Freunden, indem er erzählte, daß er gestern eine kleine Erbschaft gemacht habe und nun gern einen Theil derselben seinen neuen Freunden

zum Besten geben würde. Er holte dabei ein Paar harte Thaler aus der Tasche und ließ dafür neues Bier, neuen Branntwein kommen, wodurch die allgemeine Fröhlichkeit bedeutend erhöht wurde. Die ganze Gesellschaft ließ es sich auf Kosten des neu Hinzugekommen gut schmecken, die Branntweinflasche ging fortwährend ringsum und kaum war sie geleert, so wurde sie auf's Neue gefüllt. Auch vorzügliche Knoblauchswürste und andere ähnliche Delikatessen wurden auf das Kommando des Schulz von der Marketenderin gegen gleich baare Bezahlung gern verabreicht. — Mit jeder Minute wurde die Fröhlichkeit der Arbeiter ausgelassener' mit jeder Minute zeigte sich mehr und mehr die Wirkung des reichlich gespendeten Branntweins. Immer schneller kreiste die Flasche von einem Munde zum andern, immer tüchtigere Züge wurden aus derselben gethan und nur der schwarze Barthold und der Fremde setzten, wenn sie es irgend unbemerkt thun konnten, die Flasche kaum an den Mund und nippten höchstens von dem feurigen Getränk.

So waren einige Stunden den Arbeitern schnell vergangen, da sprang plötzlich der schwarze Barthold auf und brachte in seiner rohen, aber den Arbeitern verständlichen und lieben Ausdrucksweise einen Toast aus auf die Demokratie und zu gleicher Zeit auf die Bürgerwehr, welche in neuerer Zeit sich immer mehr und mehr der Demokratie zugeneigt habe. — Ein Theil der Arbeiter stimmte jubelnd in den Toast ein, ein anderer Theil indessen protestirte unter lautem Geschrei. Die Bürger seien die Feinde der Arbeiter, riefen sie, und hätten es niemals mit ihnen gehalten. Die Bürgerwehr sei weiter nichts, als ein Theil der Polizei und könne den Arbeitern nichts nützen, sondern ihnen nur schaden. — Barthold nahm eifrig die Parthie der Bürgerwehr und schlug endlich vor, man könne sich ja gleich davon überzeugen, wie freundschaftlich gesinnt die Bürgerwehr den Arbeitern sei, wenn man nach dem Exercierhause marschiere, welches am Ende der Schäfergasse auf dem Köp-

nicker Felde befindlich sei, und in welchem gerade jetzt eine Compagnie Bürgerwehr sich aufgestellt habe.

„Freilich," riefen einige Arbeiter, „freilich ist Bürgerwehr dort, aber warum ist sie dort? Sie soll auf uns aufpassen, soll mit den Waffen gegen uns einschreiten, wenn hier etwa einmal eine kleine Unordnung oder dergleichen vorkommt; als ob wir uns nicht selbst regieren könnten."

„Wir könnten ja gleich sehen," entgegnete der schwarze Barthold, „ob jene Bürger unsere Freunde sind. Kommt, laßt uns zu ihnen ziehen! Wir wollen ihnen unsere Brüderschaft anbieten, unsere Freundschaft! und Ihr sollt sehen, sie werden uns freundlich empfangen. Hurrah! es lebe die Bürgerwehr! Es lebe die rothe Republik!

Jubelnd stimmte der Arbeiterchorus ein und alle Anwesenden sprangen von ihren Sitzen auf, um sich dem Vorschlage Bartholds anzuschließen. Vergeblich protestirte der neue Schachtmeister gegen diesen Zug, die Arbeiter hatten des Guten schon zu viel genossen, sie waren nicht mehr lenksam und der Vorschlag Bartholds war ganz nach ihrem Geschmack. Barthold übergab einem seiner Freunde die rothe Schachtfahne und mit dieser an der Spitze zog der Arbeiterzug dem Exercierhause in der Schäfergasse zu.

Der fremde Arbeiter von den Rehbergen hatte sich dem Zuge angeschlossen und rief fortwährend Lebehochs auf die Bürgerwehr und die rothe Republik aus, in welche sämmtliche Arbeiter mit lautem Jubelruf einstimmten. So zog lärmend und schreiend der Zug mit der rothen Fahne voran dem Exercierhause zu. In diesem befand sich allerdings eine Abtheilung Bürgerwehr, welche dort aufgestellt war, um in Bereitschaft zu sein, gegen etwaige Excesse der Arbeiter einzuschreiten, die sich besonders in den letzten Tagen auf dem Köpnicker Felde vielfach wiederholt hatten. Erst vor einigen Tsgen hatten die Arbeiter dort eine Dampfmaschine zerstört, welche zum Aus-

pumpen des Wassers bestimmt gewesen war, und hatten dadurch einen nicht unbedeutenden Schaden angerichtet. Es hatte sich unter ihnen in letzter Zeit der Geist einer argen Widersetzlichkeit gezeigt und es erschien daher allerdings nothwendig, dieser Widersetzlichkeit Schranken zu setzen und falls dergleichen Excesse auf's Neue vorkämen, denselben mit Gewalt zu steuern. Zu diesem Zwecke war eine Abtheilung Bürgerwehr in das Exercierhaus postirt.

Mit Staunen sahen die Bürger den Haufen Arbeiter anrücken. Sie befürchteten einen Angriff der unter lautem Geschrei näher Ziehenden, und wurden in diesem Glauben um so mehr bestärkt, als die rothe Fahne dem Trupp voranwehte. Als die Arbeiter vor dem Exercierhause angekommen waren, brachten sie der Bürgerwehr ein lautes Lebehoch aus. Die Bürger, welche an eine solche Freundlichkeit von Seiten der Arbeiter, denen sie so oft feindlich gegenüber gestanden hatten, nicht gewöhnt waren, glaubten in diesem Lebehoch Nichts erblicken zu können, als eine Verhöhnung, und es sprachen sich deshalb mißbilligende Stimmen unter ihnen aus. Besonders mißbilligend aber äußerte sich der Hauptmann der anwesenden Bürgerwehr-Compagnie gegen die Arbeiter, indem er ihnen sagte, sie möchten lieber an ihre Arbeit gehen, anstatt hier betrunken Scandal zu machen.

Ein Wort gab das andere, die Arbeiter schimpften weidlich gegen die Bürger, aber noch immer blieben sie in ihrer guten Laune und einige traten sogar mit ihren Branntweinflaschen hervor und boten den Bürgern an, daraus mit ihnen Brüderschaft zu trinken, denn sie seien die besten Freunde der Bürger und es fiele ihnen nicht ein, dieselben kränken zu wollen. — Dies Anerbieten kränkte nun vollends den bürgerlichen Stolz. Viele Bürgerwehrmänner brachen in Schimpfworte gegen die Arbeiter aus und setzten diese dadurch in Wuth. Da sprang plötzlich der schwarze Barthold vor und gab dem Hauptmann

der Bürgerwehr einen Schlag in's Gesicht. — Eine dunkle Wuthröthe überzog augenblicklich das Gesicht des Geschlagenen; er trat einen Schritt zurück, riß den Säbel aus der Scheide und hieb damit Barthold über den Arm, daß das Blut hervorströmte. Die übrigen Bürgerwehrmänner fällten das Bajonett und drängten gegen die Arbeiter vor, so daß diese das Exercierhaus verlassen mußten.

Jetzt hatte auch die Wuth der Arbeiter den höchsten Punkt erreicht. Unter lautem Geschrei zogen sie sich ein wenig zurück. Einige stürzten nach den nahe gelegenen Arbeiterplätzen und riefen von dort ihre Kameraden zur Hülfe herbei. Die ganzen Arbeitermassen brachen in ein furchtbares Wuthgeschrei aus, in einem Zeitraum von wenigen Minuten hatten sich wohl einige Tausend Mann Arbeiter den Bürgern gegenüber gesammelt; sie rissen die Steine des Pflasters auf und warfen mit diesen auf die Bürgerwehr, sie versuchten, das Exercierhaus zu stürmen. Die Bürgerwehr blieb ruhig und benahm sich ihrer Aufgabe würdig, nur mit vorgehaltenem Bajonett wehrte sie die Angriffe der Arbeiter ab. Da sprang wieder der schwarze Barthold hervor, riß mit der unverwundeten rechten Hand, während die Linke ihm blutend zur Seite hing, ein Terzerol aus der Brust und schoß es ab, mitten in die Reihen der Bürgerwehr hinein.

Der Schuß verwundete Niemanden. Vielleicht war das Terzerol nur blind geladen, oder durch einen Zufall ging die Kugel, ohne Schaden zu thun, zur Seite. Aber obgleich keine Verwundung unter den Bürgern vorgekommen war, wurde doch die Wuth derselben dadurch, daß auf sie geschossen worden war, auf's Neue erregt. Der Hauptmann kommandirte einen Bajonettangriff auf die Arbeiter, um diese auseinander zu bringen, aber dies gelang nicht; die Massen waren zu stark und sie wurden angefeuert, besonders durch den schwarzen Barthold und den jungen Arbeiter, der sich ihnen zugesellt hatte, dem

Angriff zu widerstehen, sich nicht auseinander treiben zu lassen, sondern einen neuen Angriff durch Steinwürfe auf die Bürgerwehr zu machen. — Dies geschah. Das Pflaster wurde auf's Neue aufgerissen, die schweren Steine wurden in die Reihen der Bürgerwehr geschleudert und brachten hier verschiedenen Bürgern mehr oder weniger leichte Quetschwunden bei. — Besonders zeichnete sich der junge schwarzbärtige Arbeiter bei diesen Angriffen aus, indem er überall den Andern Muth zusprach und sie anwies, das Straßenpflaster aufzureißen und kräftig zu werfen.

Noch immer riß die Geduld des Bürgerwehr-Hauptmanns nicht, noch immer konnte er sich nicht entschließen, auf eine ernsthafte Weise die angreifenden Arbeiter zurückzuschlagen und dadurch vielleicht Blut zu vergießen. Er ließ laden im Angesicht der Arbeiter. Diese zogen sich ein wenig zurück; dann kommandirte der Hauptmann „Feuer", aber er hatte vorher den Befehl gegeben, nur in die Luft zu schießen, und dies geschah auch. Sobald die Schüsse abgefeuert worden waren und der Rauch des Pulvers sich ein wenig verzogen hatte, schauten die Arbeiter, welche kaum einige Schritte gewichen waren, um sich. Sie sahen keinen Verwundeten, keinen Todten. Das unglückliche Manöver, in die Luft zu schießen, verstärkte nur den Muth und die Wuth der Arbeiter, ohne ihnen einen Schrecken einzujagen und mit um so größerer Erbitterung stürzten sie sich daher auf die Bürgerwehr, welche bei weitem zu schwach war, um die mit jeder Minute immer mehr und mehr wachsenden Arbeitermassen mit Bajonett-Angriffen auseinander zu treiben. — Jetzt entschloß sich der Bürgerwehr-Hauptmann zu dem letzten, ihm zustehenden Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ abermals laden in Gegenwart der Arbeiter und erklärte denselben mit lauter Stimme, daß, wenn sie nicht augenblicklich auseinandergingen, nicht augenblicklich die Bürgerwehr unangefochten ihren Weg ziehen ließen, er Feuer geben lassen werde

und zwar diesmal sicherlich nicht in die Luft, sondern auf die Angreifenden.

Ein wildes Hohngeschrei war die Antwort der Arbeiter.

„Fürchtet Euch nicht!" rief Fritz Schulz, „die Feiglinge wagen es nicht, auf uns Feuer zu geben! — Greift sie an! reißt ihnen die Gewehre fort! Vorwärts!"

Und wieder drängten die Arbeitermassen gegen die Bürgerwehr vor. Da kommandirte der Hauptmann: „Feuer!"

Eine volle Salve traf die dicht gedrängten Arbeiter, welche ungestüm vorwärts gedrängt waren, nun aber plötzlich stehen blieben und mit panischem Schrecken sahen, welche mörderische Wirkung die Kugeln in ihren Reihen gehabt hatten. Drei Arbeiter stürzten auf der Stelle todt, eine große Anzahl verwundet zu Boden. Das erste Blut an diesem verhängnißvollen Tage war geflossen. — Auf's Höchste entsetzt, stäubten die Arbeiter auseinander — aber nur für einen Augenblick, denn mit donnernder Stimme riefen ihnen der schwarze Barthold und der junge Fremde nach: „Halt, Ihr Memmen! Sollen Eure Brüder hier sich ungerächt verbluten? Wollt Ihr fliehen vor diesen wenigen Bürgern? Hebt die Todten auf! Rache! Rache für die Leichen!"

Die Arbeiter kehrten zurück; aber sie ließen jetzt die Bürgerwehr ruhig ihres Weges nach der Stadt ziehen, denn sie wagten es nicht nach dieser fürchtbaren Zurechtweisung, sie abermals anzugreifen. Nur einzelne Steinwürfe schickten sie derselben nach, welche durch Gewehrschüsse von Seiten der Bürgerwehr erwiedert wurden und noch einige Opfer aus den Reihen der Arbeiter hinrafften. Um die Leichen und Verwundeten sammelten sich jetzt die Arbeiter in dichten Massen. Fritz Schulz, der junge Fremde, stieg auf einen Stein, und redete mit wild aufgeregter Stimme zu den Versammelten.

„Rache, Rache!" rief er, „für das vergossene Blut! Legt sie auf Bahren, Eure gefallenen Brüder, tragt sie durch die

Stadt, auf daß alle Arbeiter in Berlin sehen, wie die Bürgerwehr uns Waffenlose mordet! Keine Schonung mehr, keine Vergebung, keine Milde; Kampf mit diesen entmenschten Bürgern! Vorwärts! bewaffnet Euch! Zieht mit den Leichen durch die Stadt, hinaus nach den Rehbergen! zu den Maschinenbauern! auf daß alle Arbeiter in der ganzen Stadt aufstehen und das Blut unserer gefallenen Brüder rächen! Vorwärts!"

Ein Wuthgeschrei der Tausende antwortete dem Aufruf des Fremden. Die Verwundeten wurden schnell in die nächsten Häuser gebracht, die Todteu aber auf augenblicklich zusammengefügte Tragbahren gelegt, ihre Wunden entblößt und so von Tausenden begleitet, wurden die Leichen nach der innern Stadt getragen. Mit jedem Schritte wuchs dieser entsetzliche Leichenzug, mit jedem Schritte wuchs die Wuth der Arbeiter, welche die entstellten Leichname ihrer Gefährten sahen und welche hörten, daß dieselben von der Bürgerwehr gemordet worden seien. Wer fragte bei einem solchen Anbtick, in solchem Moment nach dem Grunde, wer fragte, auf wessen Seite die Schuld sei, ob die Arbeiter selbst die Bürgerwehr gezwungen hätten, mit den Waffen in der Hand gegen sie einzuschreiten. Man sah die Leichen der Gefallenen; der Haß der Arbeiter gegen die Bürgerwehr, der schon längst in ihrem Innern glühte, der schon längst sich einen Ausweg gesucht hatte, dieser Haß wurde zur rasenden Wuth erhöht.

In allen Stadttheilen, durch welche der grausenhafte Zug mit den Leichen ging, fanden immer neue Arbeiter sich zu demselben, welche den Zug nur verließen, um nach dem Köpnicker Felde zu eilen, wo der Kampf der Arbeiter gegen die Bürger ausgefochten werden sollte.

„Waffen! Waffen!" so tönte es durch die ganze Stadt. Ein Waffenladen wurde gestürmt. In einzelne Häuser, in denen die Arbeiter Bürgerwehrmänner wußten, drangen sie ein und nahmen die Gewehre fort. Viele Arbeiter waren ohnehin

bewaffnet, noch vom Sturm des Zeughauses her. So bildete sich in der Roß- und Jakobsstraße, in der Dresdnerstraße und der Umgegend bald ein ziemlich starkes Corps bewaffneter Arbeiter.

Barrikaden wurden aufgeworfen und die Arbeiter waren entschlossen, jetzt den Kampf auszukämpfen mit den Bürgern, den Kampf, den sie längst als bevorstehend geahnt hatten, den Kampf, in welchen sie ihren ganzen Haß gegen die bevorzugten Klassen hineingetragen hatten. Zu gleicher Zeit aber ertönten auch in der ganzen Stadt die Signalhörner der Bürgerwehr, in allen Bezirken wurde dieselbe zu den Waffen gerufen, um Theil zn nehmen an jenem unglückseligen Kampf. Mit Windesschnelle durcheilte die ganze Stadt das Gerücht, daß auf dem Köpnicker Felde ein blutiger Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern ausgebrochen sei, daß dort Barrikaden gebaut würden und daß in wenigen Stunden vielleicht die gesammten Arbeiter Berlins unter Waffen stehen würden, um den Kampf mit der Bürgerwehr aufzunehmen.

Die Führer der Demokratie erfuhren einzeln jene furchtbare Nachricht. Dieser Kampf kam ihnen im höchsten Grade überraschend; Niemand hatte das Geringste davon gewußt, daß er bevorstehe, die Führer der Demokratie konnten die geheimen Pläne nicht ahnen, welche denselben zum Ausbruch gebracht hatten. Sie eilten deshalb zum größern Theile einzeln nach dem Köpnicker Felde, um hier nach Kräften zum Frieden zu wirken. Aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich; mit lautem Hohn wurden die Friedensstifter zurückgewiesen.

„Sollten wir das Blut unserer Brüder ungerächt vergießen lassen?" so rief man Denen entgegen, welche zum Frieden ermahnten; „sollen wir uns morden lassen ohne Gegenwehr! sollen wir zusehen, wie unsre Freunde erschossen werden? Nimmermehr! Wir wollen kämpfen gegen diese Bürger, wir wollen wenigstens die Genugthuung des Kampfes ihnen gegenüber

haben!" Und die Barrikaden in der Roßstraße, in der Köpnicker- und Jakobsstraße wurden befestigt trotz alles Abredens der sonst so beliebten demokratischen Führer. Vergeblich sprachen selbst die Männer, welche von den Arbeitern sonst so sehr verehrt wurden, zum Frieden, vergeblich selbst die Deputirten Waldeck und Berends. Ihr Reden hatte keine Wirkung; die Barrikaden blieben stehen und immer mehr und mehr bewaffnete Arbeiter sammelten sich hinter denselben, entschlossen, den Kampf mit der Bourgeoisie auszukämpfen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Kampf.

Hugo, der Major und der junge Wander eilten, nachdem sie Hugo's Wohnung verlassen hatten, nach demjenigen Ort, wo die demokratischen Führer verabredet hatten, sich zu treffen, falls etwa eine plötzlich ausbrechende Volksbewegung eine Berathung derselben und ein übereinstimmendes Handeln nothwendig machen sollte. Sie glaubten natürlich bei einem so wichtigen Ereigniß, wie dieser so ohne alle Veranlassung ausgebrochene Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern, die Führer der Demokratie versammelt zu finden, sie glaubten, daß dieselben jedenfalls vereint berathen würden, was hierbei zu thun sei. Aber sie fanden sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht, denn als sie an den Versammlungsort kamen, welcher ein- für allemal als solcher festgesetzt war, fanden sie nur zwei der unbedeutenden Führer gegenwärtig, welche mit einem sehr ruhigen Phlegma auf das Ankommen Mehrerer schon längere Zeit warteten. Diese theilten ihnen mit, daß wahrscheinlicher Weise wohl Niemand weiter kommen würde, indem sie gehört hätten, es seien die Führer bereits einzeln an den Schauplatz der Er-

eignisse geeilt, um dort auf ihre eigene Hand zum Frieden zu wirken.

Es war zu jener Zeit schon eine solche Regellosigkeit in die demokratische Bewegung gekommen, daß an eine gemeinsame Verabredung, an eine Verständigung der einflußreichen Führer der Demokratie kaum mehr zu denken war. Die einzelnen Klubs gingen wild und stürmisch vorwärts, ohne sich einer um die andern zu kümmern. Nach demselben Prinzip verfuhren auch die eigentlichen Führer der Demokratie, die Leiter der Klubs, indem sie vollständig planlos neben einander herirrten, ohne eine Verständigung anzubahnen. — Hugo und der Major sahen ein, daß es unter solchen Verhältnissen eine Thorheit sein würde, länger unthätig an einem Orte zu warten, wo sie vollständig nutzlos waren. Sie machten sich deshalb auf den Weg nach dem Köpnicker Felde. Schon unterwegs trafen sie viele Arbeiter, welche theils bewaffnet, theils unbewaffnet nach dem Köpnicker Felde eilten, um sich der Bewegung anzureihen. Ein ganzer Haufen Arbeiter überholte sie in der Kommandantenstraße, indem er in höchster Eile nach der Köpnicker Straße zog. Hugo stellte sich den Arbeitern in den Weg und fragte Sie, was es denn eigentlich gäbe, weshalb sie so eilig vorwärts wollten.

„Wissen Sie das nicht?“ schrie einer der Arbeiter ihm entgegen, „wissen Sie nicht, daß die Bürgerwehr auf die Arbeiter geschossen hat, haben Sie den Leichenzug nicht gesehen, der jetzt schon durch alle Straßen zieht? Unsere Brüder sind ermordet worden! Vorwärts, Herr! folgen Sie uns, wir wollen Rache für das vergossene Blut!“

„Sie wollen Rache?“ entgegnete Hugo ernst, „Sie wollen Rache für das vergossene Blut, aber an wem wollen Sie dieses Blut rächen?“

„An der Bürgerwehr! An wem sonst als an den Mördern!“ schrie der Arbeiter wüthend, „an den verdammten Bür-

gern, welche ihre Gewehre nur gegen die unbewaffneten Arbeiter zu gebrauchen verstehen! Wir wollen's ihnen lehren!"

„Und was werden die Folgen davon sein? wissen Sie das? Schauen Sie um sich, sehen Sie, wie die Reaction sich rüstet, wie sie nur darauf wartet, daß die Bürger und Arbeiter uneinig werden um mit der Armee einzurücken in die Stadt, um alle die durch die Märzkämpfer errungenen Freiheiten wieder zunichte zu machen; und dennoch wollen Sie theilnehmen an dem Kampf der Arbeiter gegen die Bürger, während Sie nur mit ihnen vereint, der gewaltigen Macht der Reaction, der ungeheuren Truppenmacht widerstehen können!"

„Was redet der denn?" schrie einer der Arbeiter, „schlagt ihn nieder! es ist ein Reactionär!"

„Ein Reactionär! Ein Reactionär!" so tönte das Geschrei durch den Arbeiterhaufen, der augenblicklich Hugo und den Major umringte. — Ein Paar kräftige Arbeiterfäuste faßten Hugo, um ihn fortzuschleppen und gleich an ihm einen Act der Volksjustiz zu üben, denn die Arbeiter waren in einer so furchtbaren Wuth, daß sie jeden, den sie für einen Reactionär hielten, umzubringen entschlossen waren; sie waren kaum mehr fähig, eine ruhige Rede mit anzuhören, viel weniger, ihre Wuth zu zügeln und der vernünftigen Besonnenheit Raum zu geben. Hugo riß sich mit einiger Gewalt los aus den Armen Derer, die ihn erfaßt hatten. Mit donnernder Stimme rief er, das wüste Geschrei des Haufens übertönend:

„Ich bin ein Reactionär, sagt Ihr! Wohl denn, nennt mich so, wenn Ihr wollt, nennt mich so, wenn Ihr einen Mann, der für die Freiheit des Volkes glüht, der sein Leben für das Glück des Volkes hingeben möchte, für reactionär halten wollt, weil er nicht will, daß eben diese Freiheit unterdrückt werde durch die Bajonette, welche vor den Thoren Berlins nur darauf warten, gegen das Volk gebraucht zu werden. Nennt mich einen Reactionär, weil ich Euch sage, daß dieser Kampf

ein unglückseliger ist! Dieser Kampf, der den Bruder vom Bruder reißt und sie im tödlichen Gefechte sich gegenüber stellt! Wo ist hier das Recht, wo das Unrecht? — Ihr sagt, die Bürger haben Eure Brüder ermordet; seid Ihr nicht selbst Bürger? und sind Jene, die Euch mit den Waffen in der Hand gegenüber stehen, weniger Arbeiter als Ihr? — Nennt mich meinethalben einen Reactionär, weil ich Euch sage, daß Ihr unsinnige Thoren seid, wenn Ihr das Blut Derer vergießt, die Eure besten Freunde sein sollten und müßten, weil sie in unglückseliger Verblendung das Blut einiger von Euch vergossen haben! Giebt es etwas Unsinnigers als die Rache in diesem Augenblick, wo die Freiheit, nicht nur Eure, sondern auch die Jener, die Freiheit des ganzen Volkes bedroht ist! Ihr seid Kinder, die sich um ein gemeinsames Eigenthum zanken, welches ein listiger Dieb ihnen während des Zankes raubt, so daß sie nach dem Streit den Gegenstand desselben verloren haben! Ich habe mit allen meinen Kräften gestritten für die Freiheit des Volkes und werde es ferner thun, aber Euren Thorheiten werde ich nicht nachgeben, sondern Euch die Wahrheit immer in's Gesicht sagen, auch wenn ihr mich einen Reactionär nennen wollt."

„Das ist ja Herr Warren!" ertönte im nächsten Augenblick, nachdem Hugo im größten Feuer diese Worte zu den Arbeitern gesprochen hatte, eine laute Stimme aus dem Haufen heraus.

„Herr Warren?" entgegneten einige andere Arbeiter erstaunt, „ja der ist freilich kein Reactionär!" Und sie traten zurück.

Hugo stand wieder frei mitten in dem Haufen und konnte nun weiter zu den Arbeitern sprechen. Mit feuriger Beredtsamkeit schilderte er Ihnen abermals die drohenden Gefahren, welche im gegenwärtigen Augenblick ein Kampf zwischen Bürgern und Arbeitern habe. Aber auf alle seine Worte wurde ihm

immer nur entgegnet: „Sollen wir ungestraft das Blut unserer Brüder vergießen lassen? Wir müssen sie rächen!" Und die Arbeiter zogen, obgleich sie ein Lebehoch auf Hugo ausbrachten, dessen Name ihnen als der eines berühmten Demokraten bekannt war, dennoch weiter nach der Köpnicker Straße, um hier am Kampfe Theil zu nehmen.

Hugo, der Major und Wander folgten ihnen, Sie kamen durch die Jakobsstraße nach der Roßstraße und fanden diese versperrt durch eine Barrikade, welche die Arbeiter schnell aus Brückenbohlen, Fässern uud andern Geräthschaften leicht zusammengefügt hatten. Hinter und auf der Barrikade stand eine bunte Arbeitermasse, bereit dieselbe zu vertheidigen gegen die Bürgerwehr, welche ihnen gegenüber in der Roßstraße unthätig stand und fortwährend das Signal zum Auseinandergehen gab. An der Spitze der Bürgerwehr stand ein Major, der jedesmal, nachdem er das Signal zum Auseinandergehen hatte geben lassen, freundlich mit den Arbeitern sprach und sie ermahnte, die Barrikade zu verlassen, nicht einen Kampf fortzuführen, der schon zu viel Blut gekostet habe, einen Kampf ohne Ziel, ohne jeden Zweck. Es werde eine Untersuchung wegen der schon stattgehabten Vorfälle eingeleitet werden und es sollten gerecht die Schuldigen ermittelt und bestraft werden. Die Arbeiter antworteten kaum auf solche Ermahnungen. Der schwarze Barthold stand auf der Barrikade und stieß Hohn und Spottworte gegen die Bürgerwehr aus.

Unter den Arbeitern hinter der Barrikade bewegte sich mit unermüdlichen Eifer jener junge Mann mit dem großen schwarzen Barte hin und her, den wir bereits auf dem Köpnicker Felde gesehen haben. Er führte fortwährend in den einzelnen Arbeitergruppen aufregende Reden gegen die Bürgerwehr und suchte seine Genossen auf das Aeußerste zu erbittern, damit endlich der Kampf mit den Bürgern begonnen werde. Er hatte ein Gewehr im Arm, welches wahrscheinlich einem Bürger=

wehrmann abgenommen worden war. Ebenso befand sich auch der Doktor Seidler unter den Arbeitern und zischelte bald hier, bald dort Einem oder dem Andern ein leises Wort ins Ohr. Sobald er indessen Hugo und den Major kommen sah, verlor er sich schnell im Gewühl und verließ so eilig als möglich durch eine abgelegene Straße den Schauplatz des Kampfes.

Hugo und der Major wendeten sich augenblicklich zu den Arbeitern. Sie wiederholten hier ihre Bemühungen, dieselben auseinander zu bringen und wurden unterstützt durch Wander, sowie durch eine große Anzahl anderer tüchtiger Demokraten, welche sich hier trafen, denn die Mehrzahl der demokratischen Führer war aus freien Stücken nach dem Köpnicker Felde geeilt, um hier Frieden zu stiften, um einen Kampf zu beendigen, dessen Folgen jedenfalls die unglückseligsten sein mußten. Aber alle beruhigenden Worte, jedes freundliche Zureden, alle Bitten waren vergeblich; die Arbeiter waren entflammt zu einer furchtbaren Wuth. Nur Eins war von ihnen zu erlangen und dies Eine versprachen sie: daß sie selbst die Bürger nicht mehr angreifen und nur die Barrikade vertheidigen wollten, um in Besitz derselben zu bleiben.

Hugo stand eben mitten in einer Menschengruppe und hatte die Umstehenden so weit bewegt, ihm dies Versprechen zu geben, als er plötzlich einen jungen Arbeiter im schmutzigen Kittel auf die Barrikade springen sah und hörte, wie dieser mit den aufregendsten Worten die Arbeiter anredete und sie ermunterte, den Kampf gegen die Bürgerwehr fortzuführen, nicht aber feige zurückzuschrecken und zu fliehen; man möge den Kampf wieder aufnehmen, und wenn die Bürgerwehr nicht angreifen wollte, nun wohl, dann müßten die Arbeiter selbst die Bürgerwehr angreifen, sie vor sich hertreiben und sich vereinigen mit den Arbeitern, welche am Rosenthaler- und Oranienburger Thore bereit ständen, in die Stadt einzudringen. Hugo drängte sich augenblicklich durch die Menge, um sich diesem jungen

Manne zu nähern und mit ihm persönlich zu sprechen, ihm persönlich vernünftige Vorstellungen zu machen und ihn zu bewegen, von dem unsinnigen Unternehmen abzustehen. Er kam ihm nahe, da fiel plötzlich der Blick des jungen Arbeiters auf Hugo, der nur noch durch wenige dazwischen stehende Personen von ihm getrennt war. Fritz Schulz, es war derselbe, den der schwarze Barthold unter diesem Namen seinen Gefährten vorgestellt hatte, erbleichte, als er Hugo sah. Er sprang schnell von der Barrikade herab und verlor sich in einen andern Arbeiterhaufen, der auf der entgegengesetzten Seite der Straße sich zusammengeballt hatte: Er schien Hugo vermeiden zu wollen und diesem fiel das sonderbar anf, um so mehr, als die Züge des jungen Mannes ihm bekannt vorkamen, obgleich er nicht wußte, wo er denselben wohl gesehen haben möge und sich nicht erinnerte, je näher mit ihm zusammengetroffen zu sein.

Hugo entschloß sich, den jungen Arbeiter weiter aufzusuchen; er drängte sich deshalb schnell durch die Menge und nach wenigen Augenblicken sah er den schwarzbärtigen Arbeiter wieder an einer andern Stelle der Barrikade mit heftigen Gestikulationen zu seinen Kameraden sprechen. Nur mühsam konnte sich Hugo durchdrängen. Wiederum ertönte auf der andern Seite das Signalhorn der Bürgerwehr, welches die Arbeiter zum Auseinandergehen aufforderte, wieder trat der Major, welcher die Bürgerwehr befehligte, vor die Reihen derselben und redete mit freundlichen Worten den Arbeitern zu, daß sie ihn nicht zwingen möchten, von den Waffen Gebrauch zu machen, daß sie um des Friedens und der Ordnung willen die Barrikaden abräumen möchten; auch versprach er ihnen, daß er in diesem Falle nicht gegen sie einschreiten, sondern sich ruhig zurückziehen werde; er versprach noch einmal die gerechteste Untersuchung. Die Arbeiter, welche nach und nach durch das angestrengteste Zureden Hugo's und seiner Freunde zur Milde bewegt worden

waren, antworteten jetzt nicht mehr mit Hohn und Spott auf die Aufforderungen des Majors, sie schwiegen still und schienen unentschlossen. Ja man hörte selbst einige Stimmen, welche aussprachen, daß es wohl gut sei, wenn man nachgäbe.

Schon hoffte Hugo es werde dieser unglückliche Conflict friedlich beigelegt werden, da sah er, wie plötzlich der junge Arbeiter hinter die Barrikade sprang und das Gewehr gegen den Major anlegte; im nächsten Augenblick blitzte der Schuß aus dem Lauf, der Bürgerwehrmajor faßte sich krampfhaft gegen den Leib und stürzte gefährlich getroffen in seinem Blute zu Boden. Eine lautlose Stille auf Seiten der Arbeiter folgte dem furchtbaren Ereigniß, ein grausenhaftes Wuthgeschrei auf Seiten der Bürgerwehr, welche jetzt gegen die Barrikade vorstürmte und Schuß auf Schuß gegen dieselbe abfeuerte. Die Arbeiter wichen zurück; nur der junge schwarzbärtige Arbeiter blieb stehen und rief mit donnernder Stimme seinen Gefährten zu, daß sie stehen und sich wehren möchten. Aber er hatte kaum den letzten Ruf ausgestoßen, als er plötzlich laut aufschrie, mit der Hand nach der Brust fuhr und rücklings zu Boden stürzte.

Er hatte auf der Erhöhung der Barrikade gestanden und rollte wohl einen Schritt den Boden entlang, indem zu gleicher Zeit ein heißer Blutstrom aus einer tiefen Brustwunde entsprang. Im Rollen entfiel ihm die Mütze und der lange schwarze Bart, der nur ein künstlicher war, löste sich los. Hugo stand dicht neben ihm. Er erkannte mit Entsetzen in dem Gefallenen seinen Vetter, den Baron Julius von Lychtendorf. Er stürzte auf den Verwundeten zu, unbekümmert, daß die Kugeln ihm dicht um's Haupt flogen, unbekümmert darum, daß die Bürgerwehr die Barrikade erstürmte, daß die sie vertheidigenden Arbeiter nach allen Seiten zurückwichen.

Er hob Julius auf und stützte ihn in seine Arme. „Julius!" rief er mit tiefem Schmerz, „Du, Julius! Du hier?"

Aber Julius hörte ihn nicht, bewußtlos hing er in seines Vetters Armen und sein Kopf sank schwer an Hugo's Brust.

Das Blut schoß immer heftiger aus der tiefen Brustwunde und Hugo fürchtete, daß eine Verblutung eintreten möchte. Mit schneller Besonnenheit stopfte er sein leinenes Taschentuch in die Wunde, hob dann Julius in seine Arme auf und trug ihn in die Jakobstraße hinein, wo er vor dem fortdauernden Gewehrfeuer gesichert war. Einige der Arbeiter, welche sich ebenfalls hierher geflüchtet hatten, sowie der Major, der bei dieser schrecklichen Scene Hugo's wieder ansichtig geworden war, waren schnell zur Hülfe bereit, sie ergriffen den schwer Verwundeten und trugen ihn auf ihren Schultern fort nach Hugo's Wohnung. Der Major sendete schnell einige andere Arbeiter zu einem Wundarzt, um denselben nach Hugo's Wohnung zu bestellen, dann nahm er Abschied von diesem, um noch an Ort und Stelle für die Verhütung ferneren Unheils zu wirken. Hugo aber drückte krampfhaft seinem alten Freunde die Hand und eilte dann dem traurigen Zuge nach.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Freundschaft des Herrn Seemann.

Der Lieutenant von Berg war Klara Warren, nachdem er dieselbe in ihrer Verkleidung erkannt hatte, Schritt für Schritt gefolgt. Er hatte so wenig wie Klärchen selbst auf die ihn umgebende Volksmenge geachtet, sondern nur das eine Ziel im Auge gehabt, Klara nicht aus dem Gesicht zu verlieren. So war er ihr nachgegangen bis zum Hause Hugo's und hatte sich nun überzeugt, daß Klara Hugo einen Besuch abstattete. Der Lieutenant war einen Augenblick zweifelhaft, was er thun sollte. Er beschloß zuvörderst, sich auf das Bestimmteste zu überzeugen, daß Klara in der That zu Hugo gegangen sei. Er eilte deshalb in das Haus, die Treppe hinauf und klingelte an Hugo's Thür.

Der Bediente öffnete, versicherte ihn aber, daß der Herr Baron von Warren nicht zu Hause sei. Der Lieutenant bat, ihn in diesem Falle in Hugo's Zimmer zu führen, da er für diesen einige schriftliche Worte zurücklassen müsse, welche von der höchsten Wichtigkeit für Hugo seien. Der Bediente wurde bei dieser Aufforderung verlegen und dies zeigte dem Lieutenant um so deutlicher, daß in der That Klara bei Hugo sei, denn

daß Hugo selbst wirklich nicht zu Hause wäre, konnte er natürlich nicht ahnen. Nach langem Zögern gab der Bediente endlich nach, führte aber den Lieutenant in das Vorzimmer und gab ihm dort Papier und Feder. Herr von Berg mußte sich hiermit zufrieden erklären, denn er konnte, ohne Aufsehen zu erregen, nicht weiter darauf dringen, in Hugo's Wohnzimmer eingelassen zu werden. Er schrieb einige unbedeutende Worte an Hugo, eine Einladung, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen, und übergab dieselbe dem Bedienten. Dann entfernte er sich.

Herr von Berg hatte sich jetzt vollkommen überzeugt, daß Klara Warren in der That bei Hugo sei, aber er war im höchsten Grade unschlüssig, welche Maßregeln er in diesem Augenblick nehmen könne. Zuerst dachte er daran sofort zum Geheimenrath von Warren zu gehen und diesem mitzutheilen, daß seine Tochter einen Besuch bei Hugo von Warren mache, aber er besann sich, er bedachte, daß in diesem Falle der Geheimerath allerdings von der höchsten Wuth gegen seine Tochter erfüllt werden würde, aber daß dies vielleicht ein Mittel sein möchte, seine Verbindung mit Klara zu zertrümmern; wie war es möglich auf einer solchen Verbindung auch nur mit dem Schein der Ehre zu bestehen, wenn er wußte, daß seine Braut bei Hugo in dessen Wohnung gewesen war. Aber dennoch lag dem Lieutenant daran, daß der Geheimerath unter jeder Bedingung von Klaras Besuch unterrichtet werde. Er glaubte, daß der Geheimerath, wenn er diesen Besuch erführe, um so entschiedener auf eine schleunige Verbindung Klaras mit ihm selbst dringen werde, daß der Geheimerath jede Rücksicht, welche er bisher etwa noch gegen seine Tochter genommen hatte, aus den Augen setzen und in seiner Wuth gegen Klara, diese zwingen werde, sofort die Verbindung mit ihrem Bräutigam zu schließen. Der Lieutenant entschloß sich nach diesen Ueberlegungen kurz, den Geheimerath zwar sofort von dem Vorgange zu benachrichtigen, aber nicht persönlich, sondern durch die Hülfe eines Dritten. Er war in diese Gedanken vertieft die Roßstraße eine Strecke hinaufgegangen und hatte sich dort in der Nähe des Aufstandes nach dem Fortgange desselben genau erkundigt. Zufrieden mit den Nachrichten, die er hierüber erhalten hatte, kehrte er schnell um und eilte ohne Aufenthalt nach der Wohnung des Justizcommissarius Seemann.

Herr Seemann empfing den Lieutenant mit einem spöttischen Lächeln. „Ich weiß schon, Herr von Berg," sagte er, „weshalb Sie zu mir kommen. Sie haben Fräulein Klärchen verfolgt bis in die Wohnung des Herrn Baron Hugo von Warren und kommen zu mir, um mir dies mitzutheilen."

„Wie, Sie wissen das bereits?“

„Wie Sie sehen! Meine Berichterstatter sind äußerst prompt und zuverlässig. Sie haben sich nun überzeugt, daß die Nachrichten, welche ich Ihnen vor einigen Tagen gab, nicht schlecht waren, sondern daß ich vollständig Recht hatte.“

„Freilich, freilich, Herr Seemann! Aber jetzt kommt es mir vor allen Dingen darauf an, Mittel zu ergreifen, um auch den Geheimenrath von Warren davon zu benachrichtigen, daß seine Tochter einen Besuch gemacht hat bei Herrn Hugo von Warren.“

„Nun,“ entgegnete Seemann spöttisch, „ich sollte denken, das müßte leicht für Sie sein, Herr von Berg. Sie können den Geheimenrath, mit dem Sie auf so vertrautem Fuße stehen, sehr leicht diese Nachricht mittheilen.“

„Das geht nicht, das geht unter keiner Bedingung! Der Geheimerath darf Nichts davon wissen, daß ich von dem Besuche Klara's unterrichtet bin. Erst nach meiner Hochzeit darf ich von allen diesen Vorfällen Nachricht erhalten, um dann die Mittel in der Hand zu haben, eine Ehescheidung zu bewirken, wenn ich dies für passend und wünschenswerth halten sollte. Ich komme deshalb zu Ihnen, Herr Seemann, um Sie zu bitten, daß Sie sofort den Geheimenrath von Warren davon benachrichtigen, wo seine Tochter ist. Der Geheimerath wird in diesem Falle, um die Ehre seiner Tochter und der Familie zu retten, die Erstere zwingen, sich in kürzester Frist mit mir zu verheirathen. Und das ist es, was ich wünsche, wie Sie dies bereits wissen.“

Seemann schüttelte mit einem unglaublich verächtlichen Lächeln den Kopf. „Sie irren sich ein Wenig in mir, Herr Lieutenant; wir haben, wie Sie wohl wissen, einen Handel gemacht; ich habe Ihnen Auskunft gegeben über Fräulein Klara von Warren, gegen ein gewisses schriftliches Versprechen, welches ich von Ihnen in der Hand habe, aber ich sehe keine Veranlassung, jetzt Dem, was ich bereits für Sie gethan, noch etwas Anderes hinzuzufügen; ich sehe keine Veranlassung, noch etwas Weiteres für Ihre Verheirathung mit Fräulein Klärchen von Warren zu thun. Machen Sie, was Sie wollen, Herr Lieutenant, ich werde mich nicht darum kümmern.“

„Herr Seemann,“ entgegnete der Lieutenant kalt, „bedenken Sie wohl, daß Sie keine Beweise dafür haben, daß ich von den Besuchen Klara's bei Hugo von Warren etwas weiß, und daß daher mein schriftliches Versprechen, Ihnen bei Hofe zu dienen, Ihnen nicht das Geringste nützen wird.“

„So, meinen Sie, Herr Lieutenant?“

„Allerdings! Wenn Sie mit diesem Versprechen etwa hervorkommen, so werde ich ganz einfach sagen, daß ich Ihnen dasselbe für Dienste ausgestellt hätte, welche Sie der royalistischen Partei zu leisten versprochen, daß ich dieses Versprechen aber zu halten mich nicht weiter verpflichtet fühlte, weil Sie diese Dienste nicht geleistet hätten. — Sie sehen also, Herr Seemann, daß Sie mich nicht so eng in Ihren Netzen halten, als Sie glaubten, und daß es eben nur von meinem guten Willen abhängt, ob ich Ihnen mein schriftlich gegebenes Wort halten will oder nicht; Sie sehen, daß es wohl wünschenswerth für Sie sein möchte, mir dienlich zu sein; ich bitte Sie deshalb noch einmal, die Vermittlung zwischen dem Geheimenrath von Warren und mir zu übernehmen, ich bitte Sie, sofort dem Geheimenrath mitzutheilen, daß seine Tochter Klara sich im gegenwärtigen Augenblick in der Wohnung des Herrn Hugo von Warren befindet."

„Ich werde diesen Wunsch nicht erfüllen," entgegnete Seemann mit demselben verächtlich spöttischen Lächeln, welches er von Anbeginn des Gespräches auf den Lippen gehabt hatte.

„Ich bitte Sie dringend darum, Herr Seemann!" sagte der Lieutenant im drohenden Tone.

„Sie wollen mir drohen, mein bester Herr Lieutenant," fuhr Seemann fort, „aber glauben Sie mir, ich bin kein solcher Thor, um auf ein Ehrenwort von Ihnen, sei es schriftlich oder mündlich, das Geringste zu bauen. Wie ich Ihnen versprach, Beweise dafür herzuführen, daß Klara Warren ihren Cousin besucht habe, und wie ich bestrebt gewesen bin, dies mein Versprechen in Ausführung zu bringen, ebenso bin ich auch bestrebt gewesen, mir Beweise dafür zu verschaffen, daß Ihnen bereits vor der Verlobung und vor der Hochzeit mit Klärchen Warren diese Besuche bekannt gewesen sind, weil ich weiß, daß nur hierdurch, durch die Beweise, Ihr schriftliches Ehrenwort irgend eine Wirksamkeit, irgend eine Geltung erhalten konnte. — Sie erinnern sich wohl, daß ich schon in dem Augenblick, als Sie zu mir in's Zimmer traten, wußte, daß Sie Klara Warren bis zu Hugo's Wohnung verfolgt hätten."

„Bah!" entgegnete der Lieutenant, „ich hatte einen nothwendigen Gang zu Hugo, ich hatte einen Brief an denselben zu schreiben und es ist ein reiner Zufall, daß zu derselben Zeit Klara von Warren in einer Verkleidung, in welcher ich sie nicht zu erkennen vermochte, vor mir herging! — Wenn Sie keine besseren Beweise haben, mein bester Herr Seemann, so möchte dieser auf etwas schwankenden Füßen stehen."

Der Justizcommissarius Seemann rieb sich vergnügt die Hände.

„Sie sind ein Schlaukopf, mein lieber Lieutenant! es ist Ihnen sehr schwer beizukommen, aber ich glaube, es wird doch gehen?“ — Was meinen Sie hierzu?“ Und der Justizcommissarius Seemann trat einen Schritt zurück und öffnete plötzlich eine Tapetenthür in der Wand. Es zeigten sich hinter derselben zwei junge, elegant gekleidete Männer, deren weit vorgestreckte Köpfe verriethen, daß sie mit der höchsten Aufmerksamkeit das Gespräch des Lieutenants mit Herrn Seemann belauscht hatten.

„Zwei Freunde von mir, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen,“ fuhr Seemann fort. „Dies ist Herr Werner, den Sie selbst einmal von diesem Versteck aus, welcher in's Nebenzimmer mündet, belauscht haben und also bereits als einen gesinnungsvollen und außerordentlich brauchbaren Mann kennen. Er ist Derjenige, welcher mir stets die genauesten Nachrichten über Hugo von Warren, den Doktor Seidler und — andere ehrenwerthe Persönlichkeiten gebracht hat. Und auch dieser junge Mann ist ein ebenso talentvoller und bereitwilliger Freund von mir. — Sehen Sie, lieber Herr von Berg, ich wußte in dem Augenblick, als mir Herr Werner mittheilte, daß Sie Fräulein Klara von Warren bis zu ihrem Cousin verfolgt hätten, sehr genau, daß ich in kürzester Frist die Ehre eines Besuches von Ihnen genießen würde, da habe ich denn ein Wenig dafür gesorgt, Beweise darüber zu haben, daß Sie mit der Vergangenheit Ihrer Fräulein Braut auf das Genaueste bekannt sind.“ —

„Ich kann Sie jetzt entlassen, meine Herren,“ sagte Seemann, sich zu den beiden jungen Leuten wendend. „Sie haben genug gehört, es ist nicht nothwendig, daß Sie den übrigen Theil meines Gespräches mit dem Herrn Lieutenant von Berg hören.“

Und Seemann schloß die Thür hinter den beiden jungen Männern und wartete mit einer leichten Verbeugung gegen den Lieutenant auf dessen Antwort. Der Lieutenant von Berg war dunkelroth geworden vor innerer Wuth. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und antwortete nicht.

„Aergern Sie sich nicht, lieber Herr Lieutenant,“ fuhr Seemann mit permanentem verächtlichen Spott im Tone fort, „das sind so kleine Verdrießlichkeiten, die man nicht beachten muß. Lassen Sie uns gute Freunde bleiben, wir können uns gegenseitig noch manchen Dienst leisten. Daß ich Ihnen heut nicht dienstbar sein kann, ist eine Sache für sich, denn ich habe so meine eigenen Gründe, weshalb ich nicht Lust habe, weiter gegen das reizende Klärchen von Warren zu agiren; jedenfalls, denke ich, sind Sie jetzt davon überzeugt, daß es

recht rathsam und wünschenswerth für Sie sein muß, mein Freund zu bleiben und Ihr schriftlich gegebenes Wort zu halten. — Was meinen Sie, es würde doch einen fürchterlichen Scandal in der vornehmen Welt geben, wenn ich so etwa durch die Zeitungen die Gespräche veröffentlichte, die wir zusammen geführt haben und für die, wie Sie sehen, Zeugen vorhanden sind? Aber ich denke auch gar nicht daran, das zu thun, denn ich bin fest überzeugt davon, daß Sie, lieber Lieutenant, mein treuester Freund und Bundesgenosse sind und bleiben werden."

„Es ist gut, Herr Seemann," entgegnete der Lieutenant mit verbissenem Grimm, „Sie haben mich in Ihrer Gewalt, ich kann Nichts gegen Sie thun. Ich verlasse Sie jetzt, hoffe aber, daß Sie bedenken werden, daß es Ihnen jedenfalls Nichts nützen kann, mich zu compromitiren."

„Im Gegentheil, das würde mir schaden, denn Sie würden Ihren Einfluß bei Hofe verlieren und den brauche ich. Ich würde nur daran denken, Sie zu compromittiren, wenn mir Ihr Einfluß schaden könnte. Dann freilich würde ich es gewiß thun; richten Sie es daher so ein, lieber Herr Lieutenant, daß Sie mir nützen, dann sind Sie meiner Freundschaft sicher. Das ist der Lauf der Welt so, Sie dürfen mir das daher nicht besonders übel nehmen. — Sie sind jetzt in einer unangenehmen Stimmung, lieber Herr von Berg, ich glaube, es wird nicht übel sein, wenn wir uns trennen. Wenn wir das nächste Mal zusammenkommen, sind wir, denk' ich, die alten Freunde wie früher."

Und Seemann bot dem Lieutenant mit einer süßlichen, heimtückischen Freundlichkeit die Hand, die dieser voll Wuth und Ingrimm annehmen mußte, denn er durfte es nicht wagen, sich unfreundlich gegen Seemann, der ihn so vollständig in seiner Gewalt hatte, zu zeigen. Der Lieutenant drückte die ihm dargebotene Hand und er hätte sie zermalmen mögen vor Wuth. Dann entfernte er sich schnell, bis zur Thür von Seemann unter den höflichsten, freundlichsten Verbeugungen begleitet. Seemann aber lachte laut auf, als der Lieutenant ihn verlassen hatte und vergrub sich mit dem behaglichsten Gefühl von der Welt in seine Akten. Aber er hatte heute doch keine rechte Ruhe zur Arbeit, es gingen ihm zu viele verschiedene Gedanken durch den Kopf, es kreuzten sich in ihm zu viel verwickelte Pläne. Seemann legte daher die Feder bald wieder fort und überlegte, welchen Weg er in seinem Benehmen, gegenüber dem Lieutenant von Berg und Klärchen von Warren, einzuschlagen habe. Der Lieutenant war jetzt vollständig in seinen Händen, er hatte keine Rücksichten mehr gegen ihn zu nehmen, er hatte

nicht mehr nöthig, ihn zu schonen und es kam jetzt Seemann, der, gewissen Personen gegenüber, ein gutmüthiger Mann war, darauf an, Klara von Warren nicht in die Hände dieses Menschen fallen zu lassen, dessen Gemeinheit und widerwärtiger Egoismus selbst Seemann, der doch eben kein allzustrenger Moralist war, anekelte. Seemann überlegte, daß der Lieutenant von Berg höchst wahrscheinlicher Weise ein Mittel finden würde zur Erreichung seiner Absicht, den Geheimenrath von Warren von dem Besuche Klara's zu benachrichtigen. Der Geheimerath würde dann, so folgerte Seemann, sich auf das Schleunigste zur Wohnung Hugo's begeben, um dort seine Tochter aufzusuchen, der Lieutenant würde dadurch vermuthlich seine Absichten erreichen, indem der Geheimerath, erzürnt über den Leichtsinn seiner Tochter, diese zwingen würde, dem Lieutenant sogleich ihre Hand zu reichen; die beabsichtigte Flucht Hugo's mit Klärchen würde hintertrieben werden und so der Plan des Lieutenants in Erfüllung gehen. Dies aber wollte Seemann unter keiner Bedingung und er machte sich deshalb schnell auf den Weg, um sich zu überzeugen, ob der Geheimerath von Warren in der That von Klara's Besuch bei Hugo unterrichtet und ob er Klara nach Hugo's Wohnung gefolgt sei.

Der Lieutenant eilte nach Hause. Unterwegs überlegte er hin und her, was er thun könne in dieser ihm höchst fatalen und unangenehmen Sache. Er sah ein, daß er ganz und gar in Seemann's Gewalt sei, und daß er selbst in dem Falle, daß er jetzt die Verlobung mit Klara rückgängig machen wolle, sich aus den um ihn gelegten Schlingen nicht befreien könne. Er hatte sich zu tief mit Seemann eingelassen, hatte diesen zu tiefe Blicke in sein Inneres werfen lassen und derselbe konnte ihn daher vollständig compromittiren, ohne daß ihm eine einzige Waffe dagegen zu Gebote stand. Sobald Herr von Berg zu dieser Einsicht gelangt war, schüttelte er die unangenehmen Gedanken von sich ab und sann nur darauf, was er zu thun habe, um wenigstens aus dieser ganzen fatalen Angelegenheit den möglichsten Nutzen für sich zu ziehen. Er entschloß sich deshalb, bei seinen alten Plänen zu verharren, sofort den Geheimenrath benachrichtigen zu lassen, daß Klara sich im gegenwärtigen Augenblick in Hugo's Wohnung befände. Er schrieb schnell mit verstellter Hand einen anonymen Brief an den Geheimenrath von Warren, dann verkleidete er sich so gut als möglich in seine Arbeiterkleidung und eilte auf die Straße. Hier übergab er einem fremden Arbeiter, dem er eben begegnete, den Brief zur Besorgung, die derselbe gern gegen eine kleine Belohnung übernahm. Dann eilte der Lieutenant nach dem

Köpnicker Felde, um nachzusehen, wie weit hier seine Pläne gelungen seien.

Vierzigstes Capitel.

Schluß.

Der Geheimerath von Warren hatte versucht, nachdem seine Tochter ihn verlassen, sich wieder an seine Arbeit zu setzen; er hatte versucht sich durch die Arbeit zu zerstreuen, aber es war ihm dies nicht möglich gewesen, denn er liebte seine Tochter mit wahrhaft väterlicher Liebe; sie war ja das einzige Wesen, für welches er ein innigeres Interesse fühlte und gerade Klara's harter, stolzer Sinn, gerade ihre Entschiedenheit, so sehr dieselbe seinen eigenen Starrsinn herausforderte, zog ihn doch auch wieder an, weil er seinen eigenen Chrakter in der Tochter wiederfand. Der Ehrgeiz, die mächtigste Leidenschaft des Geheimenraths, zog ihn allerdings oft von der Liebe zu seiner Tochter ab, und vermochte ihn auch jetzt, sich den Wünschen derselben zu widersetzen und auf ihrer Verbindung mit Herrn von Berg zu beharren, aber doch vermochte selbst dieser Ehrgeiz nicht, die Vaterliebe in seinem Herzen zu ertödten. Klara's Bild schwebte fortwährend dem Vater vor; er sah seine sonst so blühende, lebensfrische, fröhliche Tochter bleich, mit abgehärmten Zügen, lebensmüde und traurig und er mußte sich sagen, daß er die Schuld trage an dieser furchtbaren Veränderung. — Er wiederholte sich die Vorwürfe, welche Klara ihm gemacht hatte, er wiederholte sich die Anschuldigungen, welche sie erhoben hatte gegen Herrn von Berg, und wieder mußte er sich sagen, daß vieles Wahre in denselben sei, er mußte sich dies sagen trotz dem günstigen Vorurtheile, welches er für seinen einflußreichen und geistreichen Bundesgenossen, Herrn von Berg, fühlte.

Der Geheimerath legte die Feder fort und schob die Acten bei Seite. Er konnte nicht mehr arbeiten, er stützte den Kopf nachdenkend in die Hand und brütete still vor sich hin, überlegend und immer wieder überlegend, was er thun solle und doch kam er zu keinem Abschluß mit sich, denn bald zog ihn die Vaterliebe nach der einen, bald der Ehrgeiz nach der andern Seite hin. Bald sagte ihm das Pflichtgefühl: „Du darfst Deine Tochter nicht gegen ihren Willen einem Manne vermählen, den sie haßt, Du darfst sie nicht unglücklich machen für ihr ganzes Leben!" bald spiegelte ihm der Ehrgeiz die

lockendsten Bilder vor von dem Einfluß und der glänzenden Carriere des Herrn von Berg, von dem Ansehen, welches Klara dadurch der Welt gegenüber genießen werde, bald sagte ihm auch seine strenge Gesinnung, daß er sein Wort nicht brechen dürfe, um der eitlen Thränen eines jungen Mädchens willen, welches jetzt ihr eigenes Glück nicht zu beurtheilen verstände. Lange Zeit war so dem Geheimenrath in trüben Gedanken verflossen, da übergab ihm der Bediente einen Brief, den ein Arbeitsmann so eben zur schleunigen Bestellung abgegeben hatte. Der Geheimerath öffnete den Brief und fand darin nur folgende, aber offenbar mit verstellter Hand geschriebene Worte:

Wenn der Geheimerath von Warren sich davon überzeugen will, daß seine Tochter Klara ein unwürdiges Liebesverhältniß mit dem demokratischen Baron Hugo von Warren unterhält, daß sie ihren Vater betrügt, so möge er sich sofort nach der Wohnung seines Neffen in der breiten Straße begeben, er wird daselbst seine Tochter, verkleidet, im Anzuge eines Mannes, finden. Ein wohlmeinender Freund.

Der Geheimerath las den Brief und las ihn wieder und wieder. Er schaute mit Entsetzen auf die flüchtigen Schriftzüge, er wagte kaum seinen Augen zu trauen. Endlich klingelte er heftig, der alte Wilhelm trat ins Zimmer.

„Geh' augenblicklich zu meiner Tochter, Wilhelm, und sage ihr, daß ich sie zu sprechen wünsche, sie möge sich sofort zu mir begeben."

Wilhelm entfernte sich. — In fieberhafter Angst ging der Geheimerath mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, die Nachricht erwartend, ob seine Tochter zu Hause sei oder nicht. Nach wenigen Augenblicken kam der Bediente zurück.

„Nun, wie ist es, wird meine Tochter kommen?" fragte der Geheimerath hastig.

„Der gnädige Herr möge verzeihen, aber das gnädige Fräulein sind nicht zu Hause."

„Wie, was, meine Tochter ist nicht zu Hause? wo ist sie?"

„Das gnädige Fräulein sind ausgegangen und haben dem Kammermädchen hinterlassen, daß sie eine Freundin besuchen wollten und wahrscheinlich erst spät Abends wiederkommen würden."

„Eine Freundin? Wen will meine Tochter besuchen? Sie muß das hinterlassen haben, da sie doch jedenfalls den Wagen bestellt haben wird, um sie abzuholen!"

„Nein, das gnädige Fräulein haben gesagt, sie würden von dem Diener der Freundin nach Hause begleitet werden und haben sich das Abholen ausdrücklich verbeten."

„Es ist gut!" entgegnete der Geheimerath kurz mit abgestoßenem Ton, „Du kannst gehen, schnell verlaß mich."

Mit Staunen blickte der alte Diener auf seinen Herrn, da er denselben noch nie in einer so gewaltigen Aufregung gesehen hatte. Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer. Der Geheimerath blieb in der furchtbarsten Aufregung zurück, das Blut stieg ihm zu Kopfe, es schwindelte ihm und er sank in das Sopha zurück, indem er sich den Kopf mit beiden Händen hielt. —

Es war also wahr! Klara hatte alle Gebote der Sittlichkeit und Ehre vergessen, sie stand in einem Liebesverhältniß mit Hugo, mit diesem Neffen, den der Geheimerath seiner politischen Gesinnung wegen haßte, Klara hatte sich soweit vergessen, daß sie sogar einen Besuch bei ihrem Vetter in dessen Wohnung machte. Alle die altadligen und aristokratischen Ideen, mit denen der Geheimerath aufgewachsen war, concentrirten sich in diesem Augenblick in seinem Innern. Der Hohn der öffentlichen Meinung, der sich über das Haus Warren ergießen würde, wenn dies Verhältniß Klara's zu Hugo bekannt würde, das Zischeln in den vornehmen Kreisen, die wüsten Gerüchte, welche sich überall verbreiten mußten und welche übertragen werden würden auch auf den Vater, ihn seines Einflusses berauben würden bei Hofe! Alles dies stand in grellen Farben vor seiner Seele und brachte ihn zur Verzweiflung. Aber nur kurze Zeit überließ sich der Geheimerath dem unthätigen Nachsinnen. Er sprang vom Sopha auf und eilte nach Klara's Zimmer. Erst mußte er sich die vollkommene Ueberzeugung verschaffen, daß Klara wirklich in einem Verhältniß mit Hugo stehe, ehe er nach der Wohnung seines Neffen eilen, dort vielleicht Aufsehen erregen und sich compromittiren konnte.

Der Geheimerath eröffnete mit einem Nachschlüssel Klara's Schreibsecretair, er hoffte in demselben vielleicht Briefe zu finden, welche ihm ein Licht in diesem dunklen Labyrinth geben könnten. Ein frisch gesiegelter und an ihn selbst adressirter Brief fiel ihm gleich beim ersten Oeffnen des Schrankes in die Augen. Es war der Brief, den Klara geschrieben hatte, kurz bevor sie das Haus ihres Vaters verließ. Der Geheimerath öffnete sogleich den Brief und las ihn. Mit zitternder Hand hielt er das Papier, während seine Augen über die zierlichen Schriftzüge hinwegflogen. — Seine Stirn zog sich in düstere Falten zusammen, seine Hand ballte sich krampfhaft vor Wuth.

Nachdem er den Brief gelesen hatte, zerknitterte er wüthend das feine Papier und kehrte langsamen Schrittes in sein Arbeitszimmer zurück. Er überlegte einige Minuten, was er thun sollte, endlich kam er zu einem Entschluß. — Er warf sich schnell

einen Mantel über und eilte nach Hugo's Wohnung. Er drängte sich durch die Volksgruppen, welche auf dem Schloßplatze und in der breiten Straße standen; aber er war viel zu tief aufgeregt, um im Geringsten auf dieselben zu achten, so sehr ihn auch sonst die laut geführten Gespräche, die Verwünschungen des Volkes gegen die Bürgerwehr, interessirt haben würden. Der Geheimerath nahte sich der Wohnung Hugo's. Vor dem Hause war ein ungeheurer Volksauflauf; er vermochte sich kaum durch denselben zu drängen. Das Geschrei des Volkes war hier wüthender als irgendwo bisher auf seinem Wege, so daß selbst der Geheimerath trotz seiner tiefen Gemüthsbewegung darauf aufmerksam wurde.

„Was ist hier?" fragte er sich nach dem Eingange des Hauses zudrängend.

„Was hier ist?" erwiderte ihm ein neben ihm stehender Arbeiter mit dicht zusammengezogenen Augenbraunen und vor Wuth zitternder Stimme, „Sie werden es gleich sehen, denn gleich werden sie kommen."

„Wer wird kommen?"

„Die Leiche!" war die kurze Antwort.

„Ich begreife nicht, was ist geschehen?" fuhr der Geheimerath fort, indem eine düstere Vorahnung ihn mit Grauen erfüllte.

„Man bringt die Leiche eines der gefallenen Arbeiter aus der Roßstraße, den die Bürgerwehr gemordet hat. Herr Warren will den Todten in seine Wohnung aufnehmen, ob vielleicht noch Rettung vorhanden ist. — Aber wozu sage ich das Ihnen, Sie alter Reactionair, Sie tragen ja auch die schwarzweiße Kokarde. Sie wollen sich wohl erfreuen an dem Blute, welches heut vergossen worden ist. Ja, drängen Sie sich nur vor und sehen Sie sich die Leiche an!" Und mit kräftigen Armen stieß der Arbeiter den Geheimenrath vorwärts und machte ihm Platz durch die dichtgedrängte Volksmenge. Nur durch diesen unvermutheten und nicht eben freundlich geleisteten Beistand gelang es dem Geheimenrath, vorzudringen bis an die Hausthür. Plötzlich drängte sich die Volksmasse zurück und machte einen schmalen Weg frei für sechs Arbeiter, welche langsam näher schritten und auf einer Bahre einen schönen jungen Mann trugen, dessen bleiches Haupt zurückgesunken war auf das harte Lager. Die Augen waren geschlossen, die dunklen Locken hingen unordentlich um das geisterbleiche Gesicht. Der mit Blut besudelten Kleidung nach, gehörte der junge Mann dem Arbeiterstande an, aber als der Geheimerath ihm genauer in das schöne Antlitz schaute, da erkannte er in dem Todten seinen Neffen Julius von Lychtendorf.

„Julius! Julius!" so schrie er laut, mit tiefem furchtbaren Entsetzen. Mit wunderbarer Kraft, wie sie nur der Augenblick zu geben vermochte, drängte er Diejenigen von sich, die zwischen ihm und den Leichenträgern standen, um auf die Leiche zuzustürzen. — Hugo, der unmittelbar dem Zuge folgte, trat ihm entgegen.

„Du hast Recht, Oheim!" sagte er mit ruhigem Ernst, „es ist Julius, Dein Neffe, den Du gemordet hast."

Eine grausenhafte Stille folgte den Worten Hugo's und alle die Umstehenden wurden ergriffen von Schmerz und Entsetzen. Die Leiche wurde in's Haus getragen, Hugo und der Geheimerath folgten ihr, der Geheimerath mit ungleichen schwankenden Schritten. Er vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten, so furchtbar tief hatte dies entsetzliche Ereigniß ihn berührt. Hugo eilte den Trägern der Leiche vorauf, um seine Wohnung zu öffnen. Er klingelte, aber es wurde nicht geöffnet, denn sein Diener hatte die Wohnung verlassen. Zum Glück hatte Hugo selbst einen Schlüssel bei sich; er öffnete und schloß dann auch die Flügelthüren seines Wohnzimmers auf, welche er weit öffnete um den Trägern der Leiche Raum zu geben. Er bemerkte es nicht, daß im Hintergrunde des Zimmers ein junger Mann stand, der sich ängstlich in eine Ecke zu verbergen suchte, als er die vielen Leute in's Zimmer treten sah. Es war schon ziemlich dunkel im Zimmer.

Die Arbeiter, welche die Leiche getragen hatten, setzten dieselbe auf den Boden, dann machte Hugo schnell Licht und jetzt erst erkannte er mit tiefem Schreck Klara Warren, in Männerkleidung verhüllt. Aber Klara's Blicke waren in diesem Augenblick nicht auf ihn, nicht auf irgend einen der übrigen Anwesenden gerichtet, sondern sie hatten sich starr geheftet auf das entstellte Gesicht der Leiche, denn auch sie erkannte in demselbigen Augenblick, wo der grelle Schein des Lichtes auf diese bleichen Züge fiel, in dem Todten Julius von Lychtendorf. Mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens eilte sie auf die Tragbahre zu, warf sich neben derselben nieder, und ergriff die schlaff von der Bahre zu Boden hängende Hand des Leichnams.

„Großer Gott!" rief sie im furchtbaren Schmerz aus, „Julius! und todt!?"

„Er ist gefallen in dem grauenhaften Kampf," entgegnete Hugo düster, die Hand auf die Schulter seines Oheims legend, der noch immer wie vernichtet neben der Tragbahre stand und mit stieren Blicken in die geisterbleichen Züge des Leichnams schaute, „er ist gefallen in dem Bruderkampfe, den er selbst angeregt hat, angeregt auf Deinen Befehl, Du hast sein Blut

zu verantworten, Oheim, Du, der Du den schwachen Jüngling hineingerissen hast in die politische Bewegung, ihn mißbraucht hast als Werkzeug für deine finsteren Pläne; auf Dich komme sein Blut."

Jetzt erst bemerkte Klara ihren Vater. Sie sprang vom Boden auf und trat tief erschreckt einen Schritt zurück. Aber auch der Geheimerath hatte sie bemerkt und es war vergeblich, daß sie sich umwendete, um ihr Gesicht vor dem Vater zu verbergen. Gerade durch diese Bewegung wurde die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf einen Moment von dem Leichnam, der kalt und blutig vor ihm lag, abgezogen und auf seine Tochter gelenkt.

„Verbirg' Dich nicht, Klara," sagte er mit jener furchtbaren Ruhe, welche durch das Uebermaß des Schmerzes und Entsetzens hervorgebracht wird, „ich kenne Dich, ich wußte, daß Du hier seiest. Ich kam deshalb hierher, aber ich konnte nicht ahnen, daß außer dem Schmerz, über Deine Entehrung mir auch noch dieser grausenhafte Anblick bevorstände."

Der Geheimerath wurde unterbrochen durch die Ankunft des Arztes, welcher gerufen war. Der Arzt befahl, daß sofort alle fremde Personen das Zimmer verlassen möchten, um ihn nicht zu stören; nur die drei Anverwandten des Gefallenen durften im Zimmer bleiben. — Der Arzt untersuchte jetzt aufmerksam die Wunde; er fühlte dem Todten an den Puls — an die Stirn — und mit furchtbarer Spannung erwarteten Hugo, Klara und der Geheimerath das Resultat der Untersuchung. Aber schon nach wenigen Augenblicken sagte der Arzt mit traurigem Tone:

„Er hat vollendet — jede Bemühung ist vergeblich, er ist todt."

Auch er verließ dann das Zimmer, um dem Schmerze der Verwandten nicht störend zu sein, denn trotz der Arbeiterblouse, welche den Leib der Leiche bedeckte, hatte der Arzt bemerkt, daß Julius nicht dem Stande angehörte, den seine Kleidung zu verrathen schien, und er hatte in den Zügen seiner Umgebung gelesen, wie nahe dieselbe ihm gestanden. — Eine tiefe furchtbare Stille folgte dem Ausspruche des Arztes; sie wurde nur unterbrochen durch das Schluchzen Klärchen's, welche neben dem Leichnam knieete und mit zärtlicher Hand die dunklen Locken aus dem schönen, bleichen Gesicht strich. Der Geheimerath hatte sich in einen Lehnsessel geworfen und hielt den schweren Kopf gestützt in die rechte Hand, während Hugo mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. — Eine lange Pause folgte. — Endlich raffte sich der Geheimerath auf und sagte mit tiefem, leisen Tone zu seiner Tochter:

„Er ist todt — es ist vergeblich, zu brüten über unsern Schmerz. Folge mir nach Klara, ich habe mit Dir zu sprechen."

Klara stand auf, aber sie folgte nicht dem Vater, der der Thür zugegangen war, sondern sie trat einen Schritt zurück und sagte kalt: „Was Du mit mir zu sprechen hast, Vater, das sprich mit mir in Hugo's Gegenwart, ich habe kein Geheimniß vor ihm, vor meinem Verlobten."

„Was sagst Du? Wie kannst Du es wagen, Hugo Deinen Verlobten zu nennen!" rief der Geheimerath wüthend, „da Du weißt, daß mein Wille, der Wille Deines Vaters, Dich dem Lieutenant von Berg bestimmt hat?"

„Ich habe Dir bereits erklärt," entgegnete Klara mit eben der kalten Ruhe, mit der sie die ersten Worte gesprochen hatte, „daß ich nie, nie jenem Manne angehören werde. Ich habe Dir erklärt, daß ich selbst Deinen Fluch dem Unglück vorziehe, die Seinige zu werden, und ich werde mein Wort halten. Hugo gehört mein Herz, ihm soll auch meine Hand gehören!"

„Nun und nimmermehr!" rief der Geheimerath mit vor Wuth fast erstickter Stimme, „Herr von Berg ist Dir von mir zum Manne bestimmt, und Du mußt und wirst meinen Willen achten!"

„Sie werden selbst auf diesem Willen nicht bestehen, Herr Geheimerath!" entgegnete eine fremde Stimme.

Erstaunt blickte sich der Geheimerath um und erkannte den Justizcommissarius Seemann, der so eben in's Zimmer getreten war.

„Was wollen Sie, Herr?" fragte der Geheimerath erstaunt und entrüstet über das Eindrängen eines Fremden.

„Ich will Ihnen einen Dienst erweisen, Herr Geheimerath; einen Dienst dadurch, daß ich Sie hindere, eine Nichtswürdigkeit zu begehen und Ihre Tochter einem Manne zu opfern, der ihrer vollständig unwürdig ist."

Und mit gelassenem ruhigem Tone erzählte Seemann den Geheimenrath seine Gespräche mit dem Lieutenant von Berg. Er zeigte ihm das Schriftstück, welches Herr von Berg als Dank für Seemann's Bemühungen ausgestellt hatte, er theilte ihm mit, daß Herr von Berg heute erst zu ihm gekommen sei, um ihn zu bitten, den Geheimenrath von Klara's Besuch bei Hugo zu benachrichtigen und um dadurch eine schnellere Vermählung mit Klara zu erzwingen."

„Also von Ihnen war der anonyme Brief, den ich empfing?"

„Nicht von mir, denn ich verweigerte es, Sie zu benachrichtigen; wenn Sie einen anonymen Brief erhalten haben, so

ist dieser von dem Lieutenant von Berg selbst ausgegangen und Sie können aus dieser neuen Nichtswürdigkeit ermessen, ob ein solcher Mensch die Hand Ihrer Tochter verdient, ob er es verdient, daß Sie ihm ein ganzes, junges Leben opfern."

Hugo hatte bis zu diesem Augenblick nicht Theil genommen an den Gesprächen, jetzt trat auch er auf seinen Oheim zu und ergriff dessen Hand.

„Sieh', Oheim," sagte er mit tief bewegter Stimme, indem er auf die Leiche zeigte, „sieh' hier ein Opfer Deiner Politik, sieh' welche furchtbaren Folgen der Ehrgeiz Deiner Partei Dir getragen hat, wie er unsre Familie gespaltet und wie er Dir selbst die Schuld an dem Tode unsres unglücklichen Julius aufgebürdet hat. Ist es nicht genug an diesem einen vernichteten Leben, willst Du auch noch das Leben Deiner Tochter zerknicken, willst Du auch noch mein Lebensglück vernichten? Klara liebt mich, und ich liebe sie mit dem ganzen glühenden Feuer meiner Seele, Du aber willst sie jenem Nichtswürdigen opfern, der Klara's Hand nur als eine Spekulation betrachtet und der schon vor der Verlobung sich die Mittel zu verschaffen suchte, um die Gattin dereinst mit Schimpf und Schande von sich stoßen zu können! Willst Du dies Elend, diese Schmach über Deine Familie bringen, Oheim? Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich bei dem Lebensglück Deiner Tochter, bei Deinem Gewissen! ich beschwöre Dich bei dem Blute dieses stummen Zeugen, daß Du zu sühnen hast, vergiß in dieser furchtbaren Stunde Deinen Ehrgeiz, Deine Pläne!"

Der Geheimerath schaute düster vor sich nieder; Hugo hatte seine Hand ergriffen, er suchte ihm diese Hand zu entziehen, aber Hugo ließ sie nicht, er zog seinen Oheim mit sich fort zu dem Leichnam und Klara, vom Gefühl überwältigt, knieete vor ihrem Vater nieder, ergriff seine andere Hand und drückte glühende Küsse auf dieselbe. — Das waren ihre Worte, ihre Bitten. Ein furchtbarer Kampf entbrannte in der Brust des kalten, stolzen Mannes. — Sein düstrer Blick streifte von den bleichen, schönen Zügen des Todten auf seine Tochter, deren thränendes Auge mit dem Ausdruck der rührendsten Bitte auf ihn gerichtet war. Er vermochte nicht zu widerstehen. Er zog seine Tochter sanft und still zu sich auf und drückte einen Kuß auf ihre schöne Stirn; dann sagte er mit weicher, zitternder Stimme: „Es mag denn sein. Vielleicht wird mir Verzeihung durch dieses Nachgeben für das junge Leben, welches ich geknickt habe. — Mögt Ihr glücklich werden, meine Kinder!"

Druck von W. Pormetter in Berlin, Kommandantenstr. 7.